

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 46 (1987)

Buchbesprechung: Besprechnugn - Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen - Comptes rendus

Logos Semantikos, Studia linguistica in honorem EUGENIO COSERIU 1921-1981, hgg. v. HORST GECKELER, BRIGITTE SCHLIEBEN-LANGE, JÜRGEN TRABANT, HARALD WEYDT, 5 Bde, Berlin-New York (De Gruyter) / Madrid (Gredos) 1981. Bd. I, *Geschichte der Sprachphilosophie und der Sprachwissenschaft*, hgg. v. JÜRGEN TRABANT, XXX + 458 p.; Bd. II, *Sprachtheorie und Sprachphilosophie*, hgg. v. HARALD WEYDT, X + 492 p.; Bd. III, *Semantik*, hgg. v. WOLF DIETRICH und HORST GECKELER, X + 513 p.; Bd. IV, *Grammatik*, hgg. v. CHRISTIAN ROHRER, X + 441 p.; Bd. V, *Geschichte und Architektur der Sprachen*, hgg. v. BRIGITTE SCHLIEBEN-LANGE, X + 469 p.

Es war ursprünglich meine Absicht, diese Festschrift sehr ausführlich zu besprechen. Doch ich habe diesen Plan aufgeben müssen. Eine Auseinandersetzung mit allen 198 Beiträgen würde einer Auseinandersetzung mit einem großen Teil der sprachwissenschaftlichen Problemstellungen und Forschungen der sechziger und der siebziger Jahre unseres Jahrhunderts gleichkommen. Aus Raum- und Zeitgründen muß darauf verzichtet werden. Mit der Begründung dieses Verzichts habe ich aber bereits einen Hinweis auf einen herausragenden Wesenszug dieser Festschrift gegeben: sie ist monumental. Da kann man nur staunen, staunen über die bereits erwähnte große Zahl von Beiträgen, welche mit den fünf Vorworten zu den einzelnen Bänden und dem Schriftenverzeichnis von E. Coseriu zusammen mehr als 2400 Seiten füllen, staunen über die Herkunft der Beiträge aus allen Teilen der Welt, staunen über die hingebungsvolle riesige Arbeit, welche sechs Schüler von E. Coseriu für die Herausgabe dieses Werks auf sich genommen haben¹, staunen auch über den Mut der zwei Verlage, welche dieses fünfbändige Werk herausgebracht haben. Dies alles spricht für die hervorragende Bedeutung und auch die Wertschätzung des Geehrten.

Die wissenschaftliche Persönlichkeit von E. Coseriu prägt denn auch einen Teil der Festschrift sehr direkt. Dies gilt vor allem für die ersten drei Bände, die hier kurz vorgestellt seien.

Der von Jürgen Trabant herausgegebene und eingeleitete Band I ist der *Geschichte der Sprachphilosophie und der Sprachwissenschaft* gewidmet und zerfällt in folgende Teile: «Zur Geschichte der Sprachphilosophie», «Zur Geschichte allgemein sprachwissenschaftlicher Probleme», «Zur Geschichte der Erforschung einzelner Sprachen», «Literaturgeschichte».²

¹ Für den Außenstehenden ist nicht ersichtlich, weshalb Wolf Dietrich, der mit Horst Geckeler zusammen den dritten Band betreut hat, und Christian Rohrer, Betreuer des vierten Bandes, nicht unter den Gesamtherausgebern aufgeführt sind.

² In diesem Abschnitt findet sich nur eine einzige Studie, über eine handschriftliche Aufzeichnung, die sich auf eine Episode aus dem Leben des rumänischen Dichters Mihai Eminescu bezieht. Der Beitrag wirkt als Fremdkörper. Freilich sind auch der literarische Ausdruck und die Literaturgeschichte E. Coseriu nicht fremd. In einem summarisch gehaltenen Abschnitt der Bibliographie («Andere Veröffentlichungen») erfährt man, daß E. Coseriu in jungen Jahren rumänische Gedichte verfaßt hat, daß er Autor von literaturkritischen und kunstkritischen Kommentaren, literarischen Essays, Erzählungen und Kurzgeschichten in rumänischer, italienischer und spanischer Sprache ist (I, p. XXIX).

Der von Harald Weydt herausgegebene und eingeleitete Band 2 ist *Sprachtheorie und Sprachphilosophie* gewidmet und enthält folgende Abschnitte: «Über die Wissenschaft von der Sprache», «Sprachphilosophie», «Bedeutung und Verstehen», «Sprachliche Kreativität».

Band 3, herausgegeben und vorgestellt von Wolf Dietrich und Horst Geckeler, gehört ganz der *Semantik*. Er umfaßt folgende Abschnitte: «Theorie der Semantik», «Lexikologische und lexikographische Studien», «Lexematische Strukturen», «Semantik und Wortbildung», «Semantische Interferenzen». Daß der Semantik allein ein ganzer Band gewidmet wird, entspricht den Interessen und den Leistungen des Geehrten. Das wird jeder Semantiker zugeben, selbst wenn er auch andere semantische Gesichtspunkte als diejenigen Coserius in seine Betrachtung einbezieht und ein wenig bedauert, daß im Band-Vorwort nicht der Versuch unternommen wird, Coserius Semantik gegen andere Ansätze abzugrenzen und sie mit ihnen zu vergleichen.

Wie gesagt, spiegeln die drei ersten Bände in sehr schöner Weise Forschungs- und Interessenschwerpunkte des Geehrten wider. Bei den Bänden 4 und 5, welche die restlichen Beiträge aufnehmen mußten, ist sowohl die innere Einheit als auch der Bezug zu Coserius Forschungen und Auffassungen geringer. Hier der Überblick:

Der von Christian Rohrer herausgegebene und eingeleitete vierte Band steht unter dem Titel *Grammatik* und umfaßt folgende Teile: «Phonologie», «Morphologie und Wortbildung», «Syntax», «Tempus und Modus».

Band 5, herausgegeben und vorgestellt von Brigitte Schlieben-Lange, ist *Geschichte und Architektur der Sprachen* gewidmet. Er zerfällt in folgende Abschnitte: «Theorie des Sprachwandels und der sprachlichen Variation», «Sprachkontakt», «Wandel und Variation in der Literatur», «Beschreibung von Sprachwandel und Sprachvariation in historischen Einzelsprachen», «Sprachwandel und Sprachvariation in Lateinamerika».

Die ganze Festschrift ist ein Monument, ein Monument für den Geehrten, ein Monument auch für viele interessante Aspekte der romanischen und der allgemeinen Sprachwissenschaft, ein Monument schließlich für eine Reihe großer Mitarbeiter, die heute nicht mehr unter uns weilen, wie zum Beispiel Roman Jakobson, Iorgu Iordan, Gerhard Rohlfs, Robert Godel, Antonio Tovar.

Der schönste Dank, der dem Geehrten und auch seinen Schülern, welche die Herausgabe dieser Festschrift auf sich genommen haben, zuteil werden kann, besteht darin, daß möglichst viel in diesen fünf Bänden gelesen und über den in ihnen enthaltenen Reichtum nachgedacht wird. So kann dieser Reichtum für künftige Forschung wirksam werden.

G. H.



AUGUST DAUSES, *Grundbegriffe der Grammatik. Methoden und Prinzipien der grammatikalischen Beschreibung in Synchronie und Diachronie*, Stuttgart (Steiner) 1985, 105 p.

1. Le titre de cet ouvrage pourrait être celui d'un manuel qui présente, définit et illustre les principales notions de la linguistique synchronique et diachronique. Il s'agit en réalité de tout autre chose. D'une part, on n'y traite qu'un choix de notions, comme il appert des titres des trois chapitres, I: la description synchronique des morphèmes, II: le classement typologique des langues, III: facteurs du changement grammatical. D'autre part, on présente ces notions non pas comme produit fini, «définitif» et prêt à l'emploi, à l'instar du *Language* de

L. Bloomfield et des *Eléments* de A. Martinet, mais on les présente pour ainsi dire à l'état brut, avec des définitions certes, mais provisoires et insérées dans un abondant commentaire critique d'inspiration structuraliste, qui en précise ou relative la portée. Ce n'est donc pas un manuel; c'est mieux: un de ces ouvrages, trop rares dans le camp des structuralistes, où les idées reçues, transmises sans esprit critique de génération en génération, sont passées au crible. Aussi, l'ouvrage atteint-il largement son but, qui est «... grundlegende Begriffe und Terminologien der grammatischen Deskription in Synchronie und Diachronie methodenkritisch zu besprechen und Anregungen für weiterführende Diskussionen zu liefern» (p. 7).

Dès l'abord, l'auteur nous fait part de deux autres objectifs: ne pas séparer la morphologie, qui est placée au centre de cette étude, de la phonologie et de la lexicologie, dans la conviction que la langue est à considérer comme un tout, et combler le fossé qui sépare la philologie traditionnelle du structuralisme moderne.

2. L'ouvrage d'A. Dausès est de ceux qui, de par leur richesse, ne se laissent pas résumer et dont on doit se contenter d'esquisser le plan et de relever les idées maîtresses.

L'argumentation raisonnée est assortie de nombreux exemples, tant positifs que négatifs, empruntés à toutes sortes de langues, mais surtout au latin et aux langues romanes (avec de fréquentes références à E. Coseriu, H. Kuen et G. Rohlfs notamment). Dans plusieurs cas, la démonstration s'appuie sur des parallélismes interlinguistiques.

Dans la première partie, qui traite donc des morphèmes, l'auteur part d'une conception globale de cette unité: «Wir fassen unter dem Begriff des (grammatischen) Morphems all jene Kategorien und sprachlichen Zeichen, die in jeder traditionellen Grammatik zu finden sind, also Genus, Kasus, Numerus, Person, Tempus, Modus, dazu Artikel und Pronomina, Adverbien des Ortes und der Zeit, der Bejahung und Verneinung, der Zahl, der Quantität und des Grades, Adverbialbildungselemente, Präpositionen, Konjunktionen und Wortbildungselemente» (p. 9). Il examine les principaux aspects du morphème ainsi délimité, en le comparant systématiquement au phonème et au lexème; il y relève par exemple le manque de connotation et la possibilité de synonymie absolue et soulève le problème du morphème zéro; dans la structure sémantique, il distingue, comme il se doit, les rapports paradigmatiques («Bedeutung») des rapports syntagmatiques («Sinn»), et rappelle que l'interprétation du morphème n'est souvent possible qu'à travers le contexte; après avoir abordé encore la neutralisation, la redondance, la métaphore, la mono- et la polysémie, il dresse un constat, qui n'est pas pour nous surprendre, à savoir que «... eine rein schematische Anwendung von Kriterien für die Bestimmung des Morphem- oder Lexemcharakters eines sprachlichen Zeichens [ist] schwerlich möglich bzw. sinnvoll» (p. 38).

Dans la deuxième partie, la notion de morphème, telle qu'elle a été précisée dans la première, est incorporée à des considérations sur la typologie linguistique, sur sa terminologie, sur le passage d'un type à l'autre et sur les avantages de certains types. Ayant constaté, en synchronie, que le type isolant paraît le plus clair et dans l'ensemble le plus apte à remplir sa tâche, A. Dausès se demande pourquoi alors des langues flexionnelles se sont développées; la réponse est: «... komplexe grammatikalische Systeme sind das Endprodukt ständiger Bemühungen um Vereinfachung, während derer jedoch weder der einzelne Sprecher noch ein inexistentes kollektives Sprachbewusstsein darüber wachen konnten, was aus diesen Bemühungen letztendlich resultieren würde, um in weiser Voraussicht ungewünschten Entwicklungen bereits prophylaktisch entgegenzuwirken» (p. 52). A. Dausès ne croit donc pas au progrès de la langue. «Gerade aus dem Bemühen um 'Vereinfachung' [...] und durch lautliche Verschmelzung», dit-il encore, «entstehen ja wieder Flexionen (vgl. das romanische Futur), mit andern Worten, aus ständiger 'Vereinfachung' entstehen wieder - paradoxerweise - komplexe neue Systeme!» (p. 55).

La première et la deuxième partie ayant préparé le terrain, l'auteur aborde, dans la troisième partie, la diachronie. Il y passe en revue divers facteurs présumés de l'évolution de la langue. Selon lui, l'homophonie, à laquelle on recourt si souvent pour expliquer l'évolution linguistique, n'est guère gênante pour le fonctionnement de la langue que dans l'optique d'une linguistique mécaniste; dans la réalité de la parole, elle existe sans causer d'inconvénients majeurs; A. Dausès estime toutefois prouvé que la régularité de l'évolution phonétique peut être violée par la nécessité de maintenir des distinctions fonctionnelles, et il soulève la question de savoir où se trouve la cause et où l'effet, lorsqu'il y a concomitance de l'amuïssement de sons et de la disparition de flexions (cf. la déclinaison latine et romane). A. Dausès touche également à des facteurs phoniques, tels que la forme *presto* et le corps réduit des mots, et à des facteurs sémantiques, comme le besoin d'expressivité. Dans l'explication idéaliste, il voit une fausse piste; entre autres exemples, il cite la tentative vosslienne d'expliquer l'article partitif français par la mentalité mercantile du moyen âge finissant, et il démontre la non-pertinence de ce facteur. Mille précautions doivent entourer, en tout cas pour les faits du passé, le recours aux strats, dont le rôle ne peut que difficilement être démontré après-coup. Enfin, en écho à l'opinion déjà émise à propos de la typologie, A. Dausès prend nettement position contre les principes de la contrainte du système et de la téléologie; il illustre son scepticisme sur ce point à l'aide du postulat de Vennemann que l'ordre du déterminant et du déterminé est constant dans une langue donnée; non seulement ce postulat est démenti par certaines langues, mais encore on peut formuler contre lui des arguments théoriques. Dans l'optique qui est la sienne, Dausès préférerait d'ailleurs parler d'économie et de mouvement («Bewegung») plutôt que de simplification du système et d'évolution («Entwicklung»), qui évoquent l'idée d'un but optimal à atteindre.

3. On pourrait faire quelques réserves, çà et là, au fil de la lecture; mais elles ne sont pas fondamentales. A. Dausès aurait pu citer davantage certains «classiques», tels que H. Frei à propos du besoin d'expressivité, et J. H. Greenberg en rapport avec le postulat de Vennemann. D'aucuns trouveront peut-être que, dans les trois pages qu'il leur consacre (p. 98-100), l'auteur écarte de façon bien expéditive la grammaire transformationnelle, la grammaire collocationnelle et la grammaire textuelle.

Ceci dit, l'ouvrage de A. Dausès frappe par la solidité des arguments, la modération et la probité intellectuelle; la lecture en est salutaire et un réel stimulant pour tout linguiste qui est disposé à remettre sans cesse en question son bagage scientifique.

Robert de Dardel



BERRENDONNER, ALAIN: *L'éternel grammairien. Etude du discours normatif*. Berne - Francfort M. (Lang) 1982, 125 p. (*Sciences pour la communication* 1).

La linguistique moderne aime à insister sur la différence entre son propre discours scientifique et celui de «la grammaire traditionnelle». L'hypothèse fondamentale qui sous-tend le séduisant ouvrage de Berrendonner consiste à remettre en cause le bienfondé de cette affirmation en argumentant «qu'il n'y a pas plusieurs façons de parler de la langue et du langage» (p. 11). Ainsi des textes apparemment aussi différents comme les *Remarques sur la langue française* de Vaugelas, *Le bon usage* de Grévisse, *Eh, la France, ton français fout le*

camp! de Thévenon, *L'économie des changements phonétiques* de Martinet et les *Aspects de la théorie syntaxique* de Chomsky sont-ils réunis dans un seul et même «genre littéraire» appelé «discours normatif» (DN), dont le propre serait de séparer l'ensemble des énoncés en deux sous-ensembles desquels l'un est marqué «correct», «grammatical», «élégant», etc. Tous ces textes véhiculeraient par conséquent cette même sorte de savoir culturel partagé que représente la *norme*, source constante et nécessaire d'inférences concernant les qualités de l'énonciateur.

Dans un premier temps, l'auteur constate la présence d'actes de langage prétendant créer pour le destinataire un devoir et laissant entendre que cette prétention est l'exercice «d'un pouvoir (grammatical) légitime» (p. 25). Ils font ainsi du DN un «discours à visée conative, instrument d'un pouvoir sur la parole d'autrui» (p. 46). Un métadiscours du DN sur lui-même – comme par exemple la métaphore de la législation linguistique – corrobore cette analyse puisqu'il s'agit d'un des moyens par lesquels le DN lui-même «certifie qu'il prétend bien être l'instrument d'un pouvoir légitime, fondé sur l'affirmation d'une norme classificatoire» (p. 33).

Cette visée conative n'est pourtant de loin pas toujours explicite: «... l'aveu du pouvoir, si bien attesté dans le DN, se trouve constamment accompagné de démentis, de travestissements, bref, de procédés qui ont pour fonction de le masquer» (p. 34). Des fois, c'est la visée prescriptive elle-même qui est masquée par le moyen d'euphémismes ou de démentis; dans d'autres cas, c'est le prescripteur qui n'avoue pas son rôle en mettant en scène une «entité» telle que le bon usage, en se cachant derrière les collègues, une institution, un «on» anonyme, etc. Et Berrendonner de conclure que «le DN masque sa visée conative en projet constatif» (p. 46).

Par la suite, l'auteur analyse soigneusement «l'argumentation axiologique» du DN (pp. 47-79). Pour ce faire, il repère d'abord les «qualifications normatives attribuées par le DN à des morceaux de la langue» (p. 52) et distingue quatre sous-classes: (1) arguments axiologiques (valeurs morales, esthétiques, politiques, racistes et sensorielles); (2) arguments sociologiques (l'élite vs. le peuple); (3) arguments métaphoriques (ces derniers – p. ex. la belle langue comme capital – sont particulièrement intéressants dans la mesure où «il s'agit de donner prétexte à des raisonnements analogiques» [p. 63], c'est-à-dire, dans notre exemple, à attribuer par inférence à la belle langue des propriétés de l'argent telles que «être respectable» et «être désirable»); (4) arguments linguistiques (le bon usage est clair, logique, lectalement neutre, etc.) A ce propos, Berrendonner qualifie d'irrecevables «les jugements d'utilité portés par le DN sur les expressions de la langue, au nom de la clarté, de la logique et de la neutralité» [p. 70].). L'analyse du parcours déductif fait alors ressortir une «polyvalence du procédé argumentatif, qui fonctionne en même temps comme une incitation à bien parler pour marquer son appartenance, non problématique à la classe culturellement dominante, et comme une incitation à bien parler pour accéder à cette classe, si l'on n'en fait pas partie» (p. 72). Ce raisonnement comporte par ailleurs une composante auto-évaluatrice du destinataire, qui porte implicitement un jugement moral, esthétique, social, etc. sur lui-même. Ce qui plus est, il semble requérir «une prémisse intermédiaire mettant en équivalence l'être et le dire» (p. 74). Aux dires de Vaugelas qu'«il ne faut qu'un mauvais mot pour faire mépriser une personne», il faudrait donc ajouter 'et pour qu'elle se méprise elle-même'!

Berrendonner conclut alors à «une analogie entre les propriétés constitutives du DN d'une part, et celles, d'autre part, de ce que L. Althusser (...) nomme *l'idéologie*» (p. 83), et se penche de plus près sur cette valeur d'épreuve du DN. L'argumentation du DN servirait, selon lui, «à proposer aux lecteurs un examen (...) qui implique, en vertu de la nécessité même de l'inférence logique, une sanction» (p. 92), qui «n'est autre qu'une classification

axiologique». Que les destinataires du DN se l'infligent eux-mêmes – «je (ne) suis (pas) quelqu'un de bien» – n'est pas la constatation la moins étonnante.

Un dernier chapitre est consacré au «cas particulier des linguistes» (pp. 99–120). Pour étayer l'hypothèse que le discours des linguistes n'est qu'une variante du DN, l'auteur part du fait que des termes linguistiques tels que *langue* et *parole* comportent une double interprétation «de dicto» et «de re». Il peut alors montrer que, loin de n'être qu'un construit des linguistes, la *langue* devient, dans le cadre d'une véritable «*théorie fonctionnaliste* de la communication» (p. 109), un «objet» réel, le code commun permettant l'intercompréhension. Or, «selon cette théorie fonctionnaliste, les éléments qui n'appartiennent pas à ce sous-ensemble commun de moyens d'expression, *i.e.* ceux qui forment la «parole», sont (...) dysfonctionnels» (p. 110). Comment ne pas vouloir préserver la langue de tels dysfonctionnements? C'est bien ce que disait Martinet: «Tout indique que la langue de chacun se «corrompt» vite, c'est-à-dire deviendrait incompréhensible pour autrui, si ne s'exerçait la pression sociale par un rappel incessant aux convenances linguistiques. (...) On parle bien pour se faire entendre, ou du moins, comme si c'était là ce pour quoi on le fait» (*Economie des changements phonétiques*, 40). Et Berrendonner de se réjouir d'avoir du moins montré que son hypothèse pouvait être avancée sans malice ...

Paru il y a cinq ans, ce petit livre reste toujours aussi stimulant même si, dans certains domaines, la recherche a considérablement progressé depuis sa parution¹. Ajoutons un dernier point. Le discours normatif tel que l'entend Berrendonner semble bien présupposer *une* norme «nationale». L'élaboration de cette norme signifie que les «donneurs de norme» tentent d'imposer aux autres des valeurs centrales, qu'une opposition s'établit entre «centre» et «périphérie», qu'il s'agit de faire admettre à la périphérie sa marginalité, son exclusion des centres de décision, linguistiques et autres. Cette attitude, qui a été à l'origine de la standardisation des langues aussi bien que de la fondation des états modernes, est remise en cause aujourd'hui au nom de valeurs régionales, locales, privées. Cela est notamment le cas sur le plan des langues. Même s'il devait s'avérer que les pratiques langagières sont restées inchangées, il est permis de supposer que la revendication du patrimoine linguistique (langues régionales, régiolectes et dialectes) a eu et aura encore des conséquences sur les représentations des locuteurs et en particulier sur leur perception du discours normatif, voire de la norme. Dans cet ordre d'idées, on est tenté de considérer le présent «métadiscours sur le discours normatif» comme une contribution à une nouvelle prise de conscience de la linguistique, comme premier pas vers un discours linguistique corrolaire à cet «éclatement» des valeurs centrales, comme argument aussi en faveur d'une conception variationnelle, «polylectale» et non hiérarchisée de la compétence langagière. Inutile de préciser que Berrendonner participe lui-même activement à de tels projets².

Georges Lüdi



¹ Nous pensons en particulier au débat entre «la norme» et «les normes» et aux travaux sur les marqueurs évaluatifs dans le discours même (cf. p. ex. GÜLICH, ELISABETH, «*Soûl* n'est pas un mot très français». Procédés d'évaluation et de commentaire métadiscursifs dans un corpus de conversations en situation de contact» *Cahiers de linguistique française* 7 [1986], 231–258), Berrendonner ayant exclu les manifestations orales du DN de ses préoccupations (p. 18).

² BERRENDONNER, A./LE GUERN, M./PUECH, G., *Principes de grammaire polylectale*, Lyon (PUL) 1983.

PIERO BOTTARI, *Ricerche saussuriane. 'Langage: langue e parole' o 'langage, parole e langue'?*, Pisa (Giardini) 1985, 85 p.

L'autore intende riconsiderare in questo volumetto la dicotomia saussuriana *langue/parole* per giungere, sulla base di un'attenta esegesi delle formulazioni saussuriane appoggiata al testo critico di Engler, a una rivalutazione della nozione di *langage*. Nei primi tre capitoli, non privi di osservazioni interessanti, l'autore sostiene, riallacciandosi ad Ambrosini e alla discussione di Burger sulla necessità di distinguere nettamente *valeur*, *signifié* e *signification*, che la nozione di *langage* in Saussure non va vista - come per lo più è stato fatto - come una semplice somma riassuntiva di *langue* e di *parole*, ma va al contrario rivalutata «in quanto entità autonoma e distinta da affiancarsi a *langue* e *parole*» (p. 64), contrassegnata «dal carattere di astrattezza (nel senso di generalità e profondità teorica) che (...) assume rispetto alla *parole* cui, tuttavia, rimane più strettamente legato che non alla *langue*, dal momento che condivide con essa un altro importante carattere definitorio, quello dell'individualità» (p. 40). Il *langage* si configura «come facoltà mentale, reale e astratta nel contempo, universale, superimposta alla costituzione della *langue* (...) e al suo utilizzo nei concreti atti di *parole*, il luogo delle *significations*» (p. 65). Meno meditato è un ultimo breve capitolo in cui si cerca di collocare la nozione di *langage* in rapporto con la linguistica teorica contemporanea, e in specie con la nozione chomskyana di 'competenza'. Stupisce peraltro che in tutta la trattazione non si faccia cenno all'importante lavoro coseriano sulla norma in relazione a *langue* e *parole*.

Gaetano Berruto



WOLFGANG U. DRESSLER, *Morphonology: the dynamics of derivation*, Ann Arbor (Karoma Publ.) 1985, IX + 439 p.

Wolfgang Dressler raccoglie in questa poderosa sintesi i frutti di lustri di lavoro e riflessione nel campo dell'interazione fra fonologia e morfologia. Il risultato è un'opera ammirevolmente matura, ugualmente ricca di materiali empirici quanto di teoresi, che si sviluppa in dieci capitoli, contornati da un'introduzione e dalle conclusioni. I primi cinque capitoli sono dedicati alla descrizione e all'analisi della natura e del funzionamento delle regole fonologiche, morfonologiche e morfologiche; particolare attenzione è data alla fonologia prosodica e ai tipi di processi fonologici. Seguono due *case studies*: le palatali in italiano (in alternanza con le velari a contatto con morfemi flessionali e derivazionali) e la palatalizzazione delle velari in polacco. Un capitolo sulle regole prelessicali e le 'regole di struttura di morfema', e una rassegna dei dati provenienti dallo studio dell'acquisizione del linguaggio precedono il pezzo forte del volume, un capitolo di 112 p. che delinea con dovizia di argomentazione ed esemplificazione un modello esplicativo della morfonologia all'interno di un quadro di riferimento semiotico. La bibliografia che chiude il lavoro è enciclopedica (ca. 1400 titoli).

Dressler, com'è noto, è fautore di una linguistica decisamente funzionalista, e lavora molto con la nozione di 'naturalzza', intesa fondamentalmente come motivazione semiologica: la sua è una teoria funzionalista inserita in una metateoria semiologica, che viene sviluppata cercando di definire operativamente con rigore i criteri e le categorie specifiche che permettono di caratterizzare la funzionalità e la naturalzza. La morfonologia viene interpretata non come un livello o componente del sistema linguistico a sé stante («there is

no single property that unambiguously defines a MPR [Morphological Rule] and sets it apart from both PRs [Phonological Rules] and AMRs [Allomorphic Morphological Rules] simultaneously»: p. 376), bensì come un'interazione di fonologia e morfologia, come processo, o risultato diacronico, di conflitto (o cooperazione) fra principi di morfologia naturale e fonologia naturale. Di qui, il sottotitolo dell'opera, che mette l'accento sul carattere dinamico della morfonologia, che ha secondo Dressler appunto una natura fondamentalmente derivativa, nel senso che la definizione del suo dominio dev'essere derivata da quelli della morfologia e della fonologia; il volume si apre infatti già con la netta affermazione che «Any conceivable definition of morphonology must be derivative» (p. 1). Il tutto implica anche, come sottolinea D., il ricorso a basi extralinguistiche dei fenomeni in gioco, in termini di valore iconico 'diagrammatico' volto fondamentalmente (nel caso in esame) ad assicurare una qualche trasparenza morfotattica.

Nel complesso, il volume rappresenta un contributo di altissimo livello al recente *revival* della morfologia e domini connessi. Com'è inevitabile in opere che si appoggiano su un'inusitata quantità di dati empirici appartenenti a decine e decine di lingue diverse, l'esperto di singole aree linguistiche può talvolta essere portato ad arricciare un po' il naso circa l'appropriatezza di certi esempi. Nel nostro caso, nello schema a p. 168 sulle classi dei nomi in italiano si potrebbe osservare che: nella prima classe (sing. *-o*, plur. *-i*), v'è anche qualche nome femminile (per es. *la mano*); la quinta classe sembra sovrapporre i casi dei nomi che al sing. sono maschili in *-o* e al plur. sono femminili in *-a* (come *l'uovo/le uova*) e quelli dei nomi masch. in *-o* dal cosiddetto plurale sovrabbondante, masch. in *-i* e femm. in *-a*, con differenze semantiche (come *osso/ossi/ossa*; in ogni caso, *frutto/frutta* non è un esempio ben scelto, giacché un plur. *le frutta* esiste ormai solo in frasi fatte del genere *essere alle frutta*, mentre col valore collettivo si è stabilito il femm. sing. *la frutta*, di contro a *frutto/frutti*);¹ nella sesta classe sarebbe stato meglio esemplificare i nomi invariabili con *virtù* o simili, piuttosto che con il forestierismo *film*.

Ma rilievi di questo genere mi paiono singolarmente scarsi nell'opera di Dressler, che si segnala fra l'altro anche per un'ottima conoscenza diretta di lingue di diversi ceppi linguistici, e per una particolare acribia nell'utilizzazione delle fonti. Se li segnalo qui, è solo perché altrimenti al recensore non rimarrebbe proprio alcunché da dire di suo, dato che l'argomentazione di Dressler è sempre molto convincente.

Gaetano Bernuto



GEORGES KLEIBER, *Problèmes de référence: descriptions définies et noms propres*, Metz (Université de Metz)/Paris (Klincksieck) 1981 (*Recherches linguistiques* 6), 538 p.

Diese *Thèse* ist sicher keine Bettlektüre, aber sie ist eine exzellente Arbeit, die nicht nur den gegenwärtigen Stand der Diskussion um die Referenzproblematik ausgezeichnet darstellt, sondern unsere Kenntnisse über diese Probleme auch erheblich voranbringt. Es gelingt Kleiber auf überzeugende Weise, Schwächen in den bisherigen Ansätzen von Mill, Russel,

¹ Trovo un esempio recente di uso comune di *frutta* pl. solo nell'etichetta di confezioni di marmellata Hero, ove si può leggere: «[...] un vasto assortimento di ben 18 frutta diverse [...]», in cui *frutta* ha l'evidente valore di «tipi di frutta».

Frege, Searle, Strawson, Quine, Ducrot, Milner, Donnellan, Bellert usw. aufzudecken, gleichzeitig aber auch deutlich zu machen, bezüglich welcher Aspekte und Teilbereiche sie gleichwohl Gültigkeit haben. So entsteht einerseits eine kluge Synthese der oft widersprüchlichen Auffassungen und Ansätze, die es erlaubt, neue Perspektiven und Lösungen im Bereich der definiten Beschreibungen und der Eigennamen anzubieten. Der Verfasser ist sich allerdings durchaus bewußt, daß damit die Referenzproblematik noch keineswegs erschöpfend behandelt ist (p. 424): die Demonstrativpronomina und die demonstrativen Beschreibungen werden nur kurz gestreift, und auch die indefiniten Beschreibungen werden nur im Kontrast zu den definiten, nicht aber als eigenständiger Problembereich abgehandelt. Gleichwohl sind die Ergebnisse derart überzeugend, daß Kleiber selbstbewußt (und zu Recht) erklären kann: «... il nous paraît essentiel d'avoir montré que de nombreux problèmes habituellement réservés aux logiciens et philosophes du langage gagnent à être examinés par les linguistes. Une approche linguistique non seulement résout la plupart de ces difficultés, mais contribue en outre, même si ce n'est que fragmentairement, à esquisser les grandes lignes du mécanisme référentiel du langage, ...» (p. 423)

*

Die Arbeit gliedert sich in 3 Teile: 1. *Expressions référentielles et actes référentiels* (Kap. I-VI); 2. *Les descriptions définies* (Kap. VIII-IX); 3. *Les noms propres* (Kap. X-XV), denen dann noch eine knappe Schlußbetrachtung (p. 419-24), die (leider am Ende der Arbeit plazierten) Anmerkungen (p. 425-505) und die Bibliographie (p. 507-525) folgen.

Im ersten, der Grundlagenproblematik gewidmeten Teil nimmt Kleiber vorerst eine sukzessive Eingrenzung und Konkretisierung der Referenzleistung sprachlicher Einheiten vor: er behandelt nacheinander die Lexeme (*items lexicaux*), die Nomina und die Nominalsyntagmen. Damit ist dann ein Wendepunkt erreicht, der eine erneute Ausweitung der Perspektive erfordert: die Rolle der vorher diskutierten Referenzoperatoren wird nun im Rahmen der Proposition diskutiert. Nacheinander werden abgehandelt: Die Rolle des logischen Subjekts bei der Referenz; die Referenz auf Partikuläres und die bestimmte/unbestimmte singuläre Referenz. Die Ergebnisse dieser Diskussion liefern dann die Grundlage für die Behandlung der definiten Beschreibungen und der Eigennamen in Teil 2 und 3.

*

Seinen Ausführungen in Teil 1 stellt Kleiber die These voran, es gäbe keine Referenzakte, wenn die sprachlichen Ausdrücke nicht spezifische referentielle Merkmale einschließen würden, die ein System von existentiellen Präsuppositionen bilden. Bezüglich der Lexeme¹ läßt sich dies dahingehend präzisieren, «que les items lexicaux réfèrent parce qu'ils présupposent l'existence d'un référent conceptuel construit à partir d'universels primitifs» (p. 15). Ausgangspunkt für Kleiber ist die Überlegung, daß «le fait qu'une unité lexicale soit codée oblige tout locuteur à admettre *a priori* qu'il y a quelque chose qui répond à ce sens» (p. 21): d. h. Lexeme präsupponieren nur schon aufgrund ihrer Existenz einen Referenten, ganz gleichgültig, ob dieser nun realen oder imaginären Charakter hat (*Pegasus, Einhorn, usw.*)². Um nicht in Zirkularitäten bzw. Tautologien zu verfallen, darf dieser (virtuelle) Referent allerdings nicht einfach mit dem (einzelsprachlichen) *signifié* gleichgesetzt werden (p. 24ss.): vielmehr betrachtet ihn Kleiber als *Konzept*, d. h. als außer-

¹ Unter Lexemen sind lexikalische Einheiten ohne Zuordnung zu einer bestimmten Wortklasse zu verstehen: *blanc/blancheur, porter/porteur, etc.* repräsentieren jeweils das gleiche Lexem.

² Dies scheint nur für lexikalische Minimaleinheiten zu gelten; bei Syntagmen (*petit chat etc.*) ist die Existenz eines Referenten nicht mehr präsupponiert; sie kann höchstens assertiert werden.

sprachliche Einheit *qua* Konstrukt, wobei dieses Konstrukt auf universalen Invarianten aufbaut (p. 29). Diese Universalien bzw. Minimaleinheiten dürfen nun wiederum nicht einfach mit den Semen gleichgesetzt werden; die *concepts primitifs* haben vielmehr den Status von Noemen, sie sind Axiome bezüglich unserer Weltkenntnis, während die Seme bereits (einzelsprachliche) Komplexe von Noemen darstellen (p. 30)³. Die Lexeme würden somit auf «*concepts généraux, construits à partir de noèmes (ou axiomes sémantiques)*» referieren (p. 31), die ihrerseits als Hypothesen bzgl. unserer Weltperzeption angesehen werden können.

In der traditionellen Sprachphilosophie wird nun allerdings oft die Auffassung vertreten, nur die Nomina würden referieren, eine Auffassung, die Kleiber nur schon deshalb ablehnen muß, weil das Nomen keine universelle Kategorie darstellt (p. 35ss.). Es ist gerade die Universalität des Referenzphänomens einerseits, die Einzelsprachlichkeit der Wortarten andererseits, die ihn zwingen, für das Referenzphänomen von den Konzepten auszugehen. Dies heißt nun allerdings nicht, daß es nicht bestimmte Wortarten und Konzepte gibt, die für sprachliche Referenzakte prädestiniert sind. Dies wird gezeigt anhand der Unterscheidung von kategorematischen und synkategorematischen Substantiven (Konzepten), wobei gilt: «a) sont *catégorématiques* les substantifs qui peuvent repérer par eux-mêmes une catégorie référentielle d'occurrences individuelles stable ou homogène, et b) sont *syncatégorématiques* les substantifs qui ne peuvent pas, par eux-mêmes, ..., repérer les référents particuliers auxquels ils peuvent s'appliquer» (p. 40)⁴. Im folgenden werden dann die Eigenschaften der beiden Typen ausführlich beschrieben (p. 42ss.): 1. Eine *hiérarchie-être* (Relation Hyponym-Hyperonym) gibt es nur bei den kategorematischen Konzepten (cf. *chimpanzé* → *singe*, *fer* → *métal*), wobei einzelsprachlich allerdings das Hyperonym oft fehlt; 2. Die Identifikation einer synkategorematischen Okkurrenz im Rahmen einer definiten Deskription setzt immer die Existenz einer anderen (kategorematischen) Identifikation voraus. Als Testformel kann gelten *Le N₁ syn-cat. de SN₂ cat.* (z. B. *La blancheur de cette neige*); 3. Nur die kategemat. Subst. kennen eine «empirische *hiérarchie-être*», die nicht analytisch wahr zu sein braucht, d. h. Sätze vom Typus *Ce caillou, c'est du fer.* – Innerhalb der kategorematischen Einheiten wird dann weiter differenziert nach *individuierend/globalisierend* (p. 58ss.): die individuierenden Substantive (Konzepte) präsupponieren eine Klasse von Referenten (Individuen), die globalisierenden dagegen ein Realitätskontinuum (cf. *arbre* / vs. / *fer*). Bezüglich der kategorematischen Charakteristika läßt sich feststellen, daß im Rahmen der *hiérarchie-être* nur Sätze vom Typus *Le N₁ globalisant est un N₂ individuuant* möglich sind und daß bei der empirischen *hiérarchie-être* nach «*un*» nur ein individuierendes, nach «*du*» nur ein globalisierendes Subst. möglich ist. – Die für die kategorematischen Konzepte typische Präsupposition ist auf die Substantive beschränkt, während dies für die synkategorematischen nicht gilt (p. 66s.). Gerade aus diesem Grunde erweist sich (in den westlichen Kultursprachen!) das Subst. als referentiell privilegiert, ist doch nur es in der Lage, homogene Klassen auszusondern; dies bedeutet allerdings nicht, daß nicht auch synkategorematische Subst., Adj., Verben etc. referieren würden.

In noch höherem Maße scheint das Nominalsyntagma (Art. + Subst. [+ Modifikator]) für die Referenz privilegiert zu sein (p. 69ss.), was meist als Leistung des Artikels betrachtet wird, der als Aktualisierungsinstrument *par excellence* gilt. Allerdings fällt es Kleiber leicht zu zeigen, daß nicht die Nominalsyntagmen in partikularisierender Weise auf die Realität verweisen, sondern daß dies (wenn überhaupt) von den Sätzen bzw. *énoncés* geleistet wird

³ Erstaunlicherweise fehlt in diesem Zusammenhang ein Verweis auf K. HEGER (cf. v. a. *Wort, Nomen, Satz und Text*, Tübingen 1976), der übrigens auch in der Bibliographie fehlt!

⁴ Cf. p. ex. *table, arbre* / vs. / *sagesse, blancheur*.

(p. 71ss.): *un homme* in *un homme est mortel* (generalisierender Gebrauch) oder in *Je suis un homme* (prädikativer Gebrauch) ist ebensowenig im Sinne einer partikulären Referenz interpretierbar wie *aucun homme* in *aucun homme n'est venu*. – Der Aktualisierungstheorie steht die Auffassung von Frege, Russell, usw. gegenüber, nach der das Nominalsyntaxma als Ort der logischen Quantifikation anzusehen wäre (74ss.), weshalb denn Russell alle Nominalsyntaxmen im Sinne von $(\exists x) F(x)$ oder $(\forall x) F(x)$ auflöst, wobei die Existenz von x (Variable) und F (Prädikat) präsupponiert wird (p. 79). Auch dieser Ansatz ist nach Kleiber problematisch (p. 81ss.), und zwar deshalb, weil es in den natürlichen Sprachen keine Einheiten von der Allgemeinheit der logischen Variablen x gibt: sprachliche Variablen sind immer viel spezifischer, d.h. die Quantifikation ist immer nur in einem vorgegebenen Rahmen, demjenigen einer präsupponierten Referenzklasse, möglich (p. 85). Oder mit andern Worten: das Subst. *filie* präsupponiert die Referenzklasse, das NS *la filie* (bei partikularisierendem Gebrauch) die existentielle Unizität, und das NS *une filie* assertiert diese (p. 89). – Trotz all dieser Vorbehalte und Einschränkungen ist aber das NS der privilegierte Ort der Quantifikation und spielt damit eine Sonderrolle bzgl. der (partikulären) Referenz.

Ab dem 4. Kapitel wird die Referenz nun nicht mehr als gewissermaßen inhärentes Phänomen bestimmter sprachlicher Einheiten untersucht, sondern im (pragmatischen) Rahmen der Proposition bzw. Aussage (p. 97ss.). Grundlage für die Überlegungen ist Searles Analyse des propositionalen Aktes in Referenzakt und Prädikationsakt⁵. Ausgehend von der Tatsache, daß Variablen (wie x) quantifizierbar sind und auch Verben, Adj. etc. durch Umformungen in Subst. quantifizierbar gemacht werden können, führt Kleiber eine neue Variable a ein (p. 99) und ersetzt die Analyse $F(x)$ durch $F(x, a)$, wobei: $F + a =$ Verbal-syntaxagma, $x =$ Nominalsyntaxma, $F(x, a) =$ NS + VS⁶. Da beide Variablen referenzfähig sind, stellt sich hier nun das Problem, welche der beiden die Rolle des logischen Subjekts übernimmt. Ein gewisser «Steuerungseffekt» ergibt sich schon aus der Tatsache, daß *quelqu'un* in der Position a unmöglich ist, während x sowohl *quelque chose* als auch *quelqu'un* zuläßt. Darüber hinaus hat Strawson die Auffassung vertreten, daß x als Variable des Partikulären, a dagegen als Variable des Konzeptuellen (Generellen) zu betrachten ist (p. 101). Dies trifft in der Tat in der Mehrzahl der Fälle zu, ist aber von der Formulierung her noch zu eng. Kleiber kann zeigen, daß die Position des logischen Subjekts keineswegs immer ein Partikuläres bezeichnen muß; vielmehr muß nur eine Art Hierarchie zwischen x und a gewahrt bleiben: x muß enger, spezifischer sein als a . Dies ist auch von Strawson erkannt worden, der dann seine ursprüngliche Formulierung durch den Begriff der *Identifikationskraft* ersetzt, die aufgrund einer Skala zwischen *partikulär* und *generell* bestimmt wird (p. 105/06). – Damit sind allerdings noch nicht alle Probleme gelöst, denn sowohl Sätze wie *La sagesse est innocente* als auch *L'innocence est sage* sind akzeptabel (p. 110/11). Offensichtlich entscheidet hier allein der Sprecher aufgrund seiner Kommunikationsintention über die Zuweisung der Einheiten zur einen oder andern Position. Daraus folgt, daß das Referieren und Prädizieren letztlich im Benehmen des Sprechers stehende Akte sind, wobei dieser allerdings nicht vollkommen frei ist in seinen Entscheidungen: Wahlfreiheit besteht nur bei identischem Identifikationskoeffizienten. – Die Referenzanalyse im propositionalen Rahmen zeigt, daß der Begriff *referieren* doppeldeutig ist: er bezeichnet einerseits den Referenzakt als solchen, andererseits die intrinsische Referenzfähigkeit (virtuelle Referenz) der Ausdrücke. Aus diesem Grunde entscheidet sich Kleiber

⁵ Allerdings ist KLEIBERS Searle-Rezeption mangelhaft, wenn er p. 97 erklärt, mit *Paul chante* leiste der Sprecher «deux actes propositionnels»!

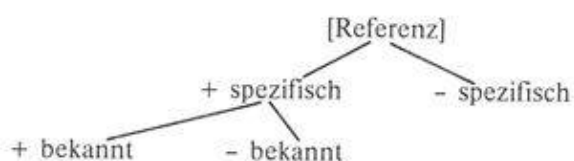
⁶ Diese Zuordnungen sollen die Korrespondenzen zwischen logischer und pragmatischer Analyse verdeutlichen.

(im Prinzip!) dazu, die Unterscheidung von Donnellan zwischen *referieren* (konkret) und *denotieren* (virtuell) zu übernehmen – was ihn allerdings dann p. 124 nicht daran hindert zu versichern, auch Prädikate würden referieren!

In Kap. V (p. 129ss.) wird dann die partikuläre Referenz diskutiert, die durch die Merkmale 'Existenz' und 'Unizität' charakterisiert und nur in der Position des logischen Subjekts möglich ist. Im Gegensatz zu der Behauptung von Strawson und Searle kann Kleiber zeigen, daß die Identifikation eines Partikulären keineswegs immer über einen generellen Term verläuft: Beispiele wie *Paul chante* zeigen, daß dieses Prinzip zu stark formuliert ist. Ebenso wenig ist in jedem Fall eine identifizierende Beschreibung nötig bzw. möglich: Die Identifikationstheorie ist vielmehr durch eine «weitgefaßte» Kausaltheorie zu ersetzen (p. 130/131). Dies bedeutet nichts anderes, als daß der Sprecher immer dann auf ein Partikuläres referieren kann, wenn er (direkt oder indirekt) mit diesem Partikulären verbunden ist und überdies an dessen Existenz und Unizität glaubt. Dies besagt aber auch gleichzeitig, daß eine Identifikation eines Partikulären auf rein sprachlicher (semantischer) Basis nicht möglich ist; hierzu sind vielmehr empirische Kenntnisse nötig. Auch diese Überlegungen führen so wieder zum Schluß, daß (konkretes) Referieren letztlich nicht Sache des Ausdrucks (und seiner Bedeutung), sondern vielmehr des Sprechers ist; andernfalls könnten Ausdrücke mit unterschiedlicher Bedeutung (*der Sieger von Jena / der Besiegte von Waterloo*) nicht referenzidentisch gebraucht werden. – Im folgenden erfährt auch der Existenzbegriff noch eine Präzisierung: Kleiber zeigt, daß man ihn nicht auf die Existenz *hic et nunc* beschränken darf, sondern ihn auf alle (auch die imaginären) Diskurswelten ausdehnen muß (p. 135). Allerdings würde ich nicht sagen, bei nicht-real existierenden Diskurswelten werde das Wahrheitskriterium hinfällig; diese Welten kennen vielmehr Wahrheitskriterien *suorum generum*. In den Zusammenhang der imaginären Diskurswelten gehören schließlich auch noch scheinbar paradoxe Aussagen wie *Pégase n'existe pas* (p. 136ss.): wie kann etwas, das nicht existiert, Gegenstand einer Existenzaussage werden? Im Rahmen seines Argumentationskontextes fällt es Kleiber leicht zu zeigen, daß hier ein falsches Problem vorliegt: einmal darf der Existenzbegriff nicht auf die Existenz *hic et nunc* beschränkt werden, und dann ist *exister* hier ein Prädikat der spezifischen Existenz, und nicht ein Existenzquantor, wie Russel annimmt (p. 138). – Die Überlegungen dieses Kapitels lassen sich dahingehend resümieren, daß für den Referenzakt des Sprechers nicht die reale Existenz des Referenzobjekts ausschlaggebend ist, sondern vielmehr dessen (sprecher-) intentionaler Status. Dies ändert allerdings nichts daran, daß real existierende partikuläre Entitäten referentiell privilegiert sind (p. 190).

Im VI. und letzten Kapitel des 1. Teils (p. 143ss.) befaßt sich Kleiber mit dem Unterschied zwischen definitiver und indefiniter Unizität. Die traditionelle Identifikation von bestimmtem und unbestimmtem Artikel mit den Kategorien *bekannt/unbekannt* und *spezifisch/unspezifisch* erweisen sich bei näherem Zusehen als unhaltbar. Einmal sind die beiden Oppositionspaare nicht identisch; vielmehr bildet die Opposition *bekannt/unbekannt* eine Subklassifikation innerhalb des Bereichs *spezifisch*⁷. Dazu kommt noch, daß innerhalb des

⁷ Die Oppositionshierarchie stellt sich demzufolge dar als:



Bereichs *spezifisch* jedes Referenzobjekt als dem Sprecher bekannt angesehen werden muß – was allerdings keineswegs impliziert, daß er in jedem Falle in der Lage wäre, eine identifizierende Beschreibung zu liefern: entscheidend ist nicht der objektive Kenntnisstand, sondern vielmehr der Glaube an die Unizität und Spezifität des Referenzobjekts (p. 196). Die Wahl des bestimmten bzw. unbestimmten Artikels hängt vielmehr von den Annahmen (bzw. der Suggestionstention) des Sprechers bezüglich der Identifikationsfähigkeit des Hörers ab. Allerdings ist er auch in diesem Falle gewissen Zwängen ausgeliefert: nur die Sequenzen unbestimmter/bestimmter und bestimmter/bestimmter Artikel sind akzeptabel.

*

Teil 2 (p. 171ss.) ist den definiten Beschreibungen gewidmet, unter denen Russell alle Periphrasen mit *le* oder Possessivum versteht, die auf ein singuläres Objekt verweisen⁸. Kleiber präzisiert diese Definition dahingehend, daß für ihn eine definite Beschreibung dann vorliegt, wenn *le* von einem (primären oder nicht-primären⁹) individuierenden Substantiv gefolgt ist und überdies äußere «Referenzpunkte» eine Rolle spielen; damit wird verdeutlicht, daß sich der Sinn einer definiten Beschreibung gerade *nicht* aus den sprachlichen Elementen allein ergibt (p. 179).

Was die Eigenschaften einer definiten Beschreibung angeht, so scheint man sich weitgehend darüber einig zu sein, daß sie Existenz und Unizität des Referenzobjekts markiert; offen bleiben dagegen die Fragen nach dem Wahrheitswert einer nicht referierenden definiten Beschreibung sowie nach dem implikativen oder präsuppositiven Charakter von Existenz und Unizität. Was den ersten Punkt angeht, so kann man im Gefolge Russells und unter Zuhilfenahme des Iota-Operators¹⁰ eine definite Beschreibung darstellen als

$$(\iota x) (\varphi x) < (\exists c) (\forall x) (\varphi x \text{ wenn und nur wenn } x = c)$$

Zieht man noch die kontextuelle Spezifität *C* von *c* in Betracht, so präsentiert sich diese Formel als

$$C (\iota x) (\varphi x) = (\exists c) (\forall x) (\varphi x \text{ wenn und nur wenn } x = c) \wedge C (c)$$

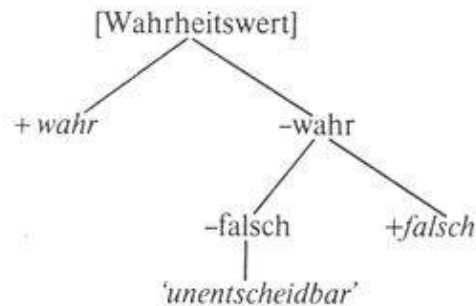
Allerdings entspricht diese Analyse nicht den Verhältnissen in den natürlichen Sprachen, deren Probleme mit einer zweistelligen Logik nicht zu bewältigen sind. Aus diesem Grunde arbeitet denn auch Strawson mit einer dreistelligen Logik, wobei der dritte Wahrheitswert als «weder wahr noch falsch» definiert ist: Da (q) *Il existe actuellement un et un seul roi de France* eindeutig falsch ist, wäre (p) *Le roi actuel de France est chauve* unentscheidbar, wobei $p \rightarrow q$ (Implikation). Strawson hat sicher Recht, wenn er betont, daß die Frage nach *wahr/falsch* sich immer bezüglich der Adäquatheit eines Prädikats im Hinblick auf einen Referenten stellt und daß diese Frage unbeantwortbar wird, sobald es zu einem logischen Subjekt keinen Referenten gibt: man gerät – um es mit Quine zu sagen – in einen *truth-value*

⁸ Ausgeklammert sind alle Fälle, wo keine Unizität vorliegt.

⁹ Nicht-primär individuierende Subst. liegen bei individuierendem Gebrauch von globalisierenden und synkategorematischen Einheiten vor.

¹⁰ Logische Entsprechung des bestimmten Artikels in partikulärer Funktion.

gap. Oder mit andern Worten: es gibt offensichtlich Arten von Fehlleistungen, die es verunmöglichen, eine Aussage als wahr zu bezeichnen: die Verwendung eines nicht angemessenen Prädikats und eines referenzlosen Subjekts. – Kleiber (p. 180ss.) betont nun aber sehr umsichtig, daß die Argumentation von Strawson keineswegs die Inkonsistenz von Russells Auffassung nachweise, die innerhalb der Logik vollkommen konsequent sei; überdies gebe es auch keinen Zwang, das logische Analyseinstrumentarium an die Gegebenheiten der natürlichen Sprachen anzupassen. Es sei letztlich gleichermaßen legitim, wie Russell einfach nur zu fragen, *ob* eine Aussage wahr oder falsch sei, oder wie Strawson sich auch noch für das *wie* eines Mißerfolges (Subjekt/Prädikat) zu interessieren. Dies ist sicher alles richtig, und trotzdem wird das Problem nach meiner Auffassung noch nicht wirklich auf den Punkt gebracht. Genau besehen arbeitet nämlich Russell nicht mit den Werten *wahr* und *falsch*, sondern mit den Werten *+/- wahr*. Wenn man nun innerhalb des zweiten Bereichs (*-wahr*) noch die beiden Varianten *+/-falsch* zuläßt, weiter die beiden Oppositionen in ein hierarchisches Entscheidungsschema einbringt, dann erhält man folgende Struktur:



Damit ist gezeigt, daß es gar keinen Widerspruch zwischen Russell und Strawson gibt, sondern der letztere nur den Ansatz des ersteren weiter ausdifferenziert. Die ganze Diskussion beruht nur darauf, daß man die Werte *-wahr* und *+falsch* einander immer unreflektiert gleichgesetzt, d.h. eine konträre Opposition als kontradiktorisch behandelt hat.

Was nun die Frage angeht, ob die definiten Beschreibungen Existenz und Unizität des Referenzobjekts implizieren oder präsupponieren, so entscheidet sich Kleiber eindeutig für die präsuppositive Version (p. 194ss.). Entscheidend ist für ihn hierbei v.a., daß die Präsuppositionen bei Negation, Entscheidungsfrage usw. unberührt bleiben, was gerade bei der Implikation nicht der Fall ist. Nun spielen allerdings Präsuppositionen in der traditionellen Logik keine Rolle, doch ist ohne sie bei der Analyse natürlicher Sprachen nicht auszukommen: da es in diesen keine allgemeinen Variablen vom Typus *x* gibt, müssen sie diesen Mangel durch ein System von Präsuppositionen auffangen, um überhaupt funktionieren zu können (p. 211): «S'il y a une existence présumée dans la langue logique, c'est uniquement celle des variables et des prédicats. Toute autre existence doit être assertée, c'est-à-dire posée. Dans le langage naturel, où il n'y a pas de *x*, on dispose, au contraire, d'un système de pré-suppositions existentielles, qui, allant de la référence des items lexicaux à celle des SN, nous dispense de poser ou d'asserter chaque fois l'existence d'une ou plusieurs entités autres que les *x* et les prédicats de la logique.»

Nach Kleiber wären nun Syntagmen vom Typus *le + N* für einen singulären Referenzakt prädestiniert, denn «de telles expressions pré-supposent sémantiquement déjà l'existence d'un seul 'tel-et-tel'» (p. 212). Wie der generalisierende Gebrauch von *le* zeigt, ist dies allerdings nicht richtig: eine singuläre Referenz liegt nur dann vor, wenn eine Referenzintention

auf ein Partikuläres gegeben ist, d.h. sie ist letztlich pragmatisch und nicht semantisch bedingt! – Damit eine definite Beschreibung (sowohl in der realen als auch in einer möglichen Welt) zustande kommt, ist weiter das Vorhandensein von sogenannten «restringierenden Punkten» unabdingbar, die oft nicht expliziert, manchmal sogar nicht explizierbar sind, gleichwohl aber eine spezifische Verankerung in der jeweiligen Welt leisten (p. 212ss.). Nur auf diese Weise könnte ein Widerspruch zwischen (singulärem) *le* und der Klassenpräsupposition von N vermieden werden – eine Auffassung, die ich erneut nicht zu teilen vermag: wenn *le* nicht (wie oben gezeigt) auf die Singularität festgelegt ist, kann auch kein Widerspruch zwischen den beiden Konstituenten einer definiten Beschreibung entstehen; diese wird vielmehr als Ganzes über die «restringierenden Punkte» singularisiert. Das gleiche gilt auch für Sequenzen vom Typus *le* + N + Modifikator (p. 218): hier grenzt der Modifikator nur eine Subklasse innerhalb der Klasse von N aus, was jedoch bezüglich des Grundmechanismus der Singularisierung nichts ändert.

Ein weiteres Problem stellt die sog. attributive Verwendung einer definiten Deskription dar (p. 221ss.). Die Unterscheidung *referentiell/attributiv* ist nur in einem Teilbereich der definiten Beschreibungen gültig, nämlich dort, wo sie die Funktion eines logischen Subjekts¹¹ haben (p. 235), und selbst in diesem Fall auch nur bei Beschreibungen, die auch in Prädikatsfunktion auftreten können (p. 236ss.). Bei prädikativem Gebrauch markiert eine definite Beschreibung eine Art Eigenschaft des Subjekts, d.h. sie referiert nicht auf das Individuum als solches. Wenn nun eine solche «Eigenschaft» selbst zum logischen Subjekt wird, dann (und nur dann) liegt eine attributive Verwendung vor (p. 238)¹². Oder mit anderen Worten: referentieller und attributiver Gebrauch unterscheiden sich durch einen Wechsel des Referenzobjekts des logischen Subjekts bei gleichbleibender definiten Beschreibung. Ambige Fälle dieser Art sind jedoch äußerst selten (p. 247). – Schließlich muß beim attributiven Gebrauch auch noch zwischen zwei Varianten unterschieden werden (+/- *flottant*), je nachdem ob es überhaupt nur ein mögliches *x* gibt (z.B. *l'auteur du Lac* > *Lamartine*), oder ob zu verschiedenen Zeitpunkten verschiedene *x* möglich sind (*le président de la République*, *le roi de France*). Die durch einen «schwimmenden» attributiven Gebrauch bedingten Ambiguitäten sind äußerst selten und treten überhaupt nur dann auf, wenn die nötigen empirischen Kenntnisse vorhanden sind, daß es zu verschiedenen Zeitpunkten unterschiedliche Referenzobjekte gibt (p. 248ss.). – Ganz offensichtlich ist die Unterscheidung zwischen referentiell und attributivem Gebrauch nicht semantischer, sondern pragmatischer Natur (p. 256ss.); überdies muß beachtet werden, daß sie nicht mit der Opposition + /-spezifisch zusammenfällt: im zweiten Fall liegt je nachdem eine singuläre Existenzpräsupposition bzgl. des Partikulären vor oder nicht, bei dem Gegensatz *referentiell/attributiv* gilt diese Präsupposition dagegen in beiden Fällen¹³.

Schließlich befaßt sich Kleiber auch noch mit der referentiellen Durchsichtigkeit bzw. Undurchsichtigkeit (p. 257ss.). Dieses Phänomen ist auf den Bereich der indirekten Äußerungen beschränkt und besteht darin, daß nicht klar ist, ob die Meinung des Sprechers bzw. Protagonisten wiedergegeben wird. Da hier zwei unterschiedliche mögliche Assertionen vorliegen (*Oedipe veut épouser sa mère: je dis que Oedipe veut épouser sa mère* /vs./ *Oedipe dit:*

¹¹ Gerade aus diesem Grunde ist die Terminologie von DONNELLAN – zumindest für Franzosen – äußerst unglücklich.

¹² Cf. z.B. *le meurtrier de Smith* (wer es auch immer sei) *est fou*.

¹³ Nicht klar ist allerdings, wie diese Opposition in unser Stemma in N 7 einzubringen ist; am ehesten ließe sie sich wohl als Subspezifikation von + *bekannt* begreifen, betont doch Kleiber p. 221 ausdrücklich, daß sie nicht mit +/- *bekannt* zusammenfalle.

«Je veux épouser ma mère») haben wir es mit einem grundlegenden anderen Ambiguitätstypus zu tun als in den vorhergehenden Fällen, wo es immer um unterschiedliche Referenten (Referenzobjekte) ging.

*

Der dritte Teil der Studie ist den Eigennamen gewidmet (p. 295ss.), die in der Literatur z.T. widersprüchliche Beurteilungen erfahren haben; dies beruht darauf, daß sie einerseits keine Bedeutung zu haben scheinen, andererseits aber wie definite Beschreibungen in der Lage sind, auf Abwesende zu referieren. Wie läßt sich dieser scheinbare Widerspruch ausräumen?

Kleiber diskutiert zuerst die Versuche, die EN über das Kriterium des Artikelgebrauchs auszugrenzen (p. 297ss.), das sich jedoch sehr schnell als untauglich erweist. Einmal gibt es EN, die mehr oder weniger regelmäßig mit dem Artikel auftreten (*le Nil, la Corse, la France*); dann löst die Beigabe eines Adjektivs oder eines Relativsatzes regelmäßig einen Artikel aus (*l'inoubliable Hugo, le Lamartine du Lac, le De Gaulle que j'ai connu à Londres*, etc.); und schließlich ist es auch keineswegs so, daß sich EN nur mit dem bestimmten, nicht aber mit dem unbestimmten Artikel verbinden könnten (*un [certain] Meyer est venu me voir*). All dies veranlaßt Kleiber zum Schluß, daß es einen Parallelismus zwischen \emptyset EN - *un* EN einerseits und *le* N - *un* N¹⁴ andererseits gebe - zumindest solange, als keine zusätzlichen Spezifikationen zum EN hinzutreten. Dieser Parallelismus würde es als unsinnig erscheinen lassen, die EN immer dann, wenn sie von einem Artikel begleitet sind, einfach in die Kategorie der Appellativa abzuschieben; sinnvoll wäre es vielmehr, mit Sloat für EN und Appellativa eine im Prinzip identische Determination anzunehmen, wobei bei den EN im Sg. allerdings in der Regel ein \emptyset - Allomorph des bestimmten Artikels zum Zuge käme (außer bei zusätzlichem Adjektiv oder Relativsatz). Dies führt dann zur Feststellung, daß «est nom propre tout nom qui au singulier, et en position de sujet, non accompagné d'un adjectif ou d'une relative restrictive, est incompatible avec l'article défini» (p. 306) - ein Satz, der allerdings nicht umkehrbar ist, da *le* + N keineswegs den Status eines Appellativs garantiert. Gerade die Existenz dieser «Störfälle» ist es, die es letztlich verunmöglicht, die EN über das syntaktische Kriterium auszugrenzen.

Die pragmatische Analyse der EN (p. 309ss.) beruht letztlich darauf, daß man die singulären Terme danach klassiert, ob sie die Präsenz des Referenzobjekts in der konkreten Kommunikationssituation unbedingt erfordern oder nicht¹⁵: eine Präsenz erfordern die Personal- und Demonstrativpronomina sowie die demonstrativen Beschreibungen (> indikative Referenz), während bei den definiten Beschreibungen (> deskriptive Referenz) und den EN (> denominative Referenz) eine solche Präsenz fakultativ ist. Die beiden letzten Referenzarten unterscheiden sich dadurch, daß die denominative Referenz eine vorhergehende «Taufe» voraussetzt und die EN das partikuläre Objekt nicht beschreiben (p. 312ss.). Das erste dieser beiden Kriterien scheint mir allerdings zu stark formuliert zu sein, denn wie Kleiber später (p. 378ss.) selbst zugesteht, kann der Gebrauch von EN auch auf einer «übernommenen Gewohnheit» beruhen und somit im Rahmen einer *théorie causale étendue* anzusiedeln sein, wobei es bei allen aus etymologischer Sicht rein beschreibenden EN (v.a. ON) einen eigentlichen Taufakt nie gegeben haben dürfte (cf. *Villeneuve*,

¹⁴ N = Appellativ.

¹⁵ Dabei sind situationelle und kontextuelle (> Anapher) Präsenz als gleichwertig bzw. substituierbar zu betrachten.

Neuveville; Marlemont, Montmerle, etc.). – EN gibt es meist nur für zeitlich-räumlich definierbare Individuen (Personen, Orte), während sie für andere Phänomene (z.B. Manöver, Einsatzpläne usw.) selten sind. Voraussetzung für die Verleihung eines EN scheint ein gewisses kommunikatives Bedürfnis (Kürze, einfache Verwendung etc.) bei häufigem Gebrauch zu sein, wobei allerdings auch sozio-kulturelle Konventionen eine Rolle spielen: nur sie können erklären, warum z.B. Pferde, Schiffe, Flugzeuge etc. normalerweise einen Namen haben, nicht aber Autos, Fahrräder usw. (wobei natürlich die Laune des «Taufberechtigten» immer Ausnahmen gestattet). – Von ihrem sprachlichen «Leben» her ist es wichtig herauszustellen, daß EN normalerweise nicht produktiv werden und daß man sie nicht erraten kann. Dieser Aspekt beruht auf der Tatsache, daß sie keine Eigenschaft des partikulären Referenzobjekts beschreiben und in diesem Sinne arbiträr sind (> *désignation directe opaque*); dies erklärt auch, warum bei Veränderung des Referenzobjekts ein EN gleichwohl gültig bleibt, während eine definite Beschreibung bei Modifikation einer relevanten Charakteristik hinfällig wird (das rothaarige Mädchen Silke bleibt Silke, auch wenn es nach einem Besuch beim Friseur nur noch als blondes Mädchen beschrieben werden kann). Mit diesen Gegebenheiten hängen auch weitere Charakteristika der EN zusammen: sie können nie der Identifikation von Unbekanntem, sondern nur der Reidentifikation dienen, während eine definite Beschreibung beides zu leisten in der Lage ist; es gibt keinen attributiven Gebrauch der Eigennamen; wenn ein EN als Prädikatsnomen auftritt, hat er keine beschreibende, sondern eine designative Funktion (*Je suis Don Juan*). Diesen Defiziten der EN steht positiv gegenüber, daß sie als Referenzpunkte für definite Beschreibungen dienen können, und beiden gemeinsam ist schließlich die Fähigkeit, auf Abwesende zu referieren.

Auf logisch-semantischer Ebene stellt sich so erneut und verschärft die Frage, ob EN nun Bedeutung haben oder nicht (p. 325ss.). Kleiber entscheidet sich in dieser alten Streitfrage eindeutig für die Semantizität der EN, und zwar sieht er in ihnen die Abkürzung eines denominativen Prädikats vom Typus *être appelé / N / (x)*, so daß *Paul* in *Paul danse* analysiert werden kann als $(1x) (\textit{être appelé} / N / (x))$. Dieser Vorschlag und seine Begründung vermögen zu überzeugen. Einmal trägt er der Tatsache Rechnung, daß die «individuelle Konstante» allein noch keinen EN ausmacht, denn sonst hätten Appellativa, die eine 1-elementige Klasse repräsentieren (*le soleil, la lune* etc.) als EN zu gelten. Dann zeigt dieser Ansatz auch nicht die Mängel der verwandten Lösungsversuche von Quine und Boyer. Quine arbeitet mit einem konstruierten Prädikat vom Typus «*Socrate = l'individu qui est Socrate*», was in einer natürlichen Sprache nicht annehmbar ist (p. 329). Für Boyer repräsentieren die EN eine denominative Prädikatsrelation vom Typus $(1x) \textit{est appelé} (x, \varphi)$ (p. 330), wobei Objekt und Lautkette direkt zueinander in Bezug gesetzt werden und somit die begriffliche Ecke im Dreieck von Ogden-Richards entfällt, was ebenfalls nicht akzeptabel ist. Kleibers Vorschlag ist einer natürlichen Sprache angemessen und stellt die Existenz des Dreiecks nicht in Frage.

Darüber hinaus werden auf diese Weise die Tautologien und Widersprüche der andern Erklärungen vermieden (p. 351ss.). Es ist auf diese Weise z.B. überhaupt kein Problem, wenn EN auf mehrere Individuen angewendet bzw. generalisierend gebraucht werden (*chaque Alfred, tous les Henri*), und es wird auch deutlich, warum EN keinen deskriptiven Charakter haben. Kleibers Formel erklärt weiter, warum kontextfreie Verwendungen von EN selbst dann wenigstens partiell interpretierbar bleiben, wenn der Namensträger nicht zu identifizieren ist (p. 357); daß es eine prädikative Verwendung von EN gibt; daß nicht alle EN einfach synonym sind; daß Identitätsaussagen vom Typus $EN = EN$ nicht tautologisch sind (*Paul est Bernard*); usw. (p. 358ss.). All dies ist letztlich nur möglich, weil die individuelle Bedeutung der EN nicht *a priori* gegeben ist, sondern eine Folge der partikulären

Verwendung vom Typus (ιx) (*être appelé* /N/ (x)) darstellt, wobei der Iota-Operator die existentielle Unizität einbringt und *être appelé* /N/ ein denominatives Prädikat darstellt (p. 363); die EN haben somit prinzipiell keinen andern Status als die definiten Beschreibungen – sie verwenden nur ein spezifisches Prädikat, in dem der Name selbst eine Rolle spielt (p. 386). Gerade aus diesem Grunde sind *Paul danse* und *Bernard danse* selbst dann im (traditionellen) Sinne nicht synonym, wenn sie das gleiche Individuum bezeichnen (p. 363, 387), und gerade aus diesem Grunde kann es Ambiguitäten vom Typus *Jean*₁, *Jean*₂, ... *Jean*₄ geben, die aber letztlich gleicher Natur sind wie diejenigen von *table* bei Verwendungen vom Typus *table*₁, *table*₂, ... *table*₄.

Damit sind allerdings noch nicht alle Probleme gelöst, denn es stellt sich noch die Frage, ob *être appelé* nicht ein metasprachlicher Ausdruck ist und /N/ nicht ein Autonym des EN darstellt (p. 381 ss.); beides würde Kleibers Erklärung weitgehend wirkungslos machen. Es gelingt ihm aber zu zeigen, daß sich *être appelé* bei EN nicht wie ein metasprachlicher, sondern wie ein objektsprachlicher Ausdruck verhält (p. 393 ss.)¹⁶. Hier wäre es vielleicht nützlich gewesen, (trotz allen Vorbehalten) eine Beziehung zu den illokutionären Rollen des Taufens, Ernennens usw. herzustellen, die mit der Bedeutung der EN zumindest nicht inkompatibel sind, wohl aber mit dem metasprachlichen Gebrauch. – Was das Autonymieproblem betrifft, so liegt dieses Phänomen nur dort vor, wo ein Zeichen als Zeichen für sich selbst dient (cf. *Paul a quatre lettres*); gerade dies ist aber bei den EN nicht der Fall: /N/ ist nur Bestandteil des Signifikats; die Idee des Autonoms kann nur auftauchen, wenn ich aus dem Blick verliere, daß x *être appelé* /N/ eine Paraphrase des EN-Signifikats darstellt bzw. diese Paraphrase mit einem objektsprachlichen Ausdruck wie *cet individu s'appelle Paul* verwechsle (p. 397 ss.).

Kleiber gelingt es so sehr trickreich, möglichen Einwänden gegen seinen Ansatz im vornherein die Spitze zu brechen. Ein Punkt ist allerdings nicht zu widerlegen: Da das *signifiant* des EN Bestandteil seines *signifié* ist, bleibt die (banale) Arbitrarität auf der Strecke; die EN sind «*sémantiquement transparents, parce que leur signifiant révèle totalement leur signifié*» (p. 399); die Undurchsichtigkeit (*opacité*) gilt nur in bezug auf die radikale Arbitrarität (p. 402)¹⁷. Gerade dieser entscheidende Unterschied zu den Appellativa dürfte wesentlich dafür verantwortlich sein, daß die EN nicht wirklich in das semantische Netz der Sprachen integriert, sondern nur locker (z.B. als Typus) an dieses angebunden sind (p. 404 ss.).

*

Kleibers Arbeit ist sicher eine exzellente Studie, die die Diskussion um die Referenzproblematik erheblich vorangebracht hat: die Tatsache, daß hier ein Linguist mit hervorragenden Kenntnissen im Bereich der Logik am Werke ist, zahlt sich in jeder Hinsicht aus. Daß dem so ist, hängt ohne jeden Zweifel auch mit Kleibers Selbstverständnis zusammen: er versucht keineswegs, die beiden Bereiche zu vermischen oder den einen auf Kosten des andern abzuqualifizieren. Vor allem bei der Diskussion um die Wahrheitswerte wird immer wieder deutlich, daß es ihm einerseits darum geht zu überprüfen, was die Logik für die Linguistik leisten kann (und was nicht), und andererseits zu zeigen, wo die Logik von den Erkenntnissen der Linguistik profitieren kann. Diese ausgewogene Haltung erweist sich schließlich als für beide Seiten fruchtbar.

¹⁶ Anders liegen die Dinge bei Appellativen.

¹⁷ Zu der Unterscheidung von *arbitraire banal/radical* cf. R. AMACKER, *Linguistique saussurienne*, Genève - Paris 1975 (Index s. *arbitraire*).

Daß die Arbeit nicht ganz frei von Schwächen ist, hat sich schon aus der bisherigen Darstellung ergeben, wo wir uns verschiedentlich zu von Kleiber abweichenden Äußerungen veranlaßt sahen. Der Hauptmangel der Arbeit ist aber sicher, daß sie sehr schwer lesbar ist. Dies beruht z.T. darauf, daß sie oft sehr langfädig, umständlich argumentierend und voll von Wiederholungen ist (cf. z.B. die Kapitel 4–6 von Teil I, den Anfang von Teil II, usw.). Dazu kommt ein ständiges Hin- und Herspringen zwischen Literaturreferat und -diskussion einerseits und Entwicklung der eigenen Gedanken andererseits, und zwar ohne daß die Übergänge irgendwie markiert würden: zurück bleibt oft ein vollkommen verwirrter Leser, der den roten Faden nur mit Mühe und unter größten Anstrengungen wiederfinden kann. – Zur Verwirrung trägt auch die terminologische Unschärfe bei. Angesichts der Konkurrenz von Ausdrücken wie *Referenz*, *Denotation*, *Designation*, *Sinn* usw. legt sich Kleiber zwar fest auf *Referenz* (aktuell) und *Denotation* (virtuell)¹⁸, was ihn dann aber nicht hindert, auch von *référence virtuelle* und *référence actuelle* zu sprechen und für beide Fälle oft undifferenziert *référence* einzusetzen. Dazu kommt noch, daß er beim Referat fremder Ansätze sehr oft die Terminologie des jeweiligen Autors übernimmt (ohne dies wirklich deutlich zu machen); was so entsteht, ist ein oft kaum mehr entwirrbares Gestrüpp.

Weiter ist zu bemängeln, daß Kleiber immer wieder aus dem Blick verliert, daß es gerade nicht das Nominalsyntagma ist, das *per se* referiert, obwohl er dies z.B. p. 71, 219 deutlich sagt und auch den generalisierenden Artikelgebrauch erwähnt (z.B. p. 171); letztlich ist es eben das Vorhandensein von *points restricteurs*, die die Festlegung eines Syntagmas bzw. einer definiten Beschreibung auf ein Partikuläres leisten (p. 212/18). An zahlreichen andern Stellen sind jedoch die Formulierungen derart unglücklich gewählt, daß man sich immer wieder fragt, ob Kleiber wieder in den alten Irrglauben der Individuierungsleistung des Artikels zurückverfallen sei (cf. z.B. p. 218: «*le indique une unicité stricte*»)¹⁹. – Was die Behandlung des Artikels bei EN angeht (p. 297–307), so haben wir uns mit Kleibers Analyse im wesentlichen einverstanden erklärt, was aber nicht heißt, daß sie nicht noch in einigen Punkten verbessert werden könnte. V.a. würde ich vorschlagen, den für EN typischen Ø-Artikel als markierten Term einer partizipativen Opposition *le-Ø* zu betrachten, wobei der markierte Term distributionell auf die nicht-modifizierten EN begrenzt ist. Wie bei allen partizipativen Verhältnissen ist aber auch eine Verwendung des nicht-markierten für den markierten Term möglich: damit werden normgegebene Konstellationen wie *le Nil*, *la Corse* etc. erklärbar, und ebenso kann man auf diese Weise Fällen wie *la Callas* (Künstlerinnen) oder *la Marie*, *la Dupont* (populäres Register) als Konnotationsmerkmalen Rechnung tragen.

Zum Schluß noch einige Einzelbemerkungen:

- Bei der Unterscheidung von *signifié* und *concept* (p. 25) wird nicht auf Saussure eingegangen; zumindest ein Verweis auf das *Lexique* von Engler hätte sich hier aufgedrängt²⁰.
- Bei der Diskussion der Noeme hätte man wenigstens einen Verweis auf Heger, wenn nicht eine Auseinandersetzung mit dessen Konzeption erwartet²¹.
- Die Interpretation von *Ferme la porte!* (p. 219) ist mangelhaft: dieser Imperativ setzt nicht voraus, daß es im betreffenden Diskursuniversum nur eine Türe gibt, sondern daß nur eine offen ist.

¹⁸ Cf. oben, p. 258s.

¹⁹ Cf. auch oben, p. 261s.

²⁰ Cf. R. ENGLER, *Lexique de la terminologie saussurienne*, Utrecht – Anvers 1968.

²¹ Cf. K. HEGER, *Monem, Wort, Satz und Text*, Tübingen 1976, p. 3ss., 38.

- Das Stemma p. 251 (binäre Klassifikation der *descriptions définies*) ist unbefriedigend, da so *usage attributif flottant/non flottant* vollkommen auseinandergerissen werden; sinnvoll wäre gewesen, in einem ersten Schritt *usage référentiel/attributif* einander gegenüberzustellen und dann innerhalb des 2. Bereichs nach *+/-flottant* zu unterscheiden.

- Die Behauptung p. 353, nur ON, nicht aber PN würden übersetzt, ist so nicht haltbar, cf. die Paare *Peter-Pierre, Ludwig-Louis, Wilhelm-Guillaume* usw., wo Übersetzungen (nicht nur bei Herrschern, Fürsten usw.) durchaus gängig sind.

Die Liste solcher Ausstellungen könnte noch erheblich erweitert werden. Alle diese Mängel von begrenzter Tragweite ändern aber nichts an der Feststellung, daß hier eine ausgezeichnete Studie vorgelegt wurde: wer die mühsame Lektüre nicht scheut, wird großen Gewinn von einer gründlichen Auseinandersetzung mit Kleibers Arbeit haben.

Peter Wunderli



MIORITA ULRICH, *Thetisch und Kategorisch. Funktionen der Anordnung von Satzkonstituenten am Beispiel des Rumänischen und anderer Sprachen*, Tübingen (Narr) 1985, 311 p. (*Romanica Monacensia* 24).

0. Incontestablement, voici un livre qui sera lu avec plaisir et profit.

La thèse de M. U. est que, dans son appréhension des états de choses, le sujet parlant procède selon deux modes, soit qu'il émette à leur propos un jugement global - tel état de choses est ou n'est pas, se produit ou ne se produit pas -, soit qu'il les analyse en une assise de prédication et les caractères qui y reviennent. Dans le second cas, et dans le second seulement, l'énoncé («Ausserung») qui véhicule l'information distingue entre thème et rhème. Cet universel, adapté de Marty, est alors rapporté aux faits du roumain, et subsidiairement à ceux d'autres langues romanes et non romanes. A ce jour, que nous sachions, *Thetisch und Kategorisch* représente l'interprétation la plus poussée et la plus éclairante de l'ordre des constituants majeurs en roumain.

1. On conçoit que certains types de situations se prêteront de façon naturelle à une appréhension et donc à une forme de communication globale, thétique. Ainsi par exemple les phénomènes météorologiques où le domaine du référé ne permet pas la distinction entre un objet et une activité (voir e.a. les p. 234-235). Les énoncés qui en informent répondent à la question (explicite ou implicite) «Qu'est-ce qui se passe?/s'est passé?» ou à «Pourquoi se passe-t-il/s'est-il passé tel événement?». Ou bien, l'information vise uniquement la présence ou l'absence d'un objet du domaine référé. Si une question préalable pouvait être trouvée ici, elle serait quelque chose comme «Quelles sont les données?». M. U. délimite de cette façon deux usages des énoncés thétiques: l'événementiel («ereignisbezogen») et le «présentationnel» («daseinssetzend»). Pour les deux, le français et le dialecte de Gênes ont recours à la construction impersonnelle (*il/lu V ...*) tandis que l'espagnol, l'italien et le roumain font emploi de phrases à ordre (*Adverbe V ...*), mais du point de vue syntaxique, le résultat est le même: la première place autonome disponible pour un complément essentiel du verbe n'est pas remplie par une expression référentielle.

Dans l'énoncé catégorique par contre, cette première place est en principe occupée. D'autres langues disposent d'autres procédés, et en allemand par exemple l'énoncé thétique peut adopter la forme Complément V moyennant des moyens prosodiques extraordinaires (l'accent tombe alors sur Complément: *die Tātārēn kommen!* «Les Tartares qui s'amènent!«).

Des paramètres propres aux langues particulières viennent donc articuler d'une part l'opposition thétiq ue/catégorique, d'autre part le thétiq ue ou le catégorique en soi. Nous nous bornerons à en signaler deux qui permettent de confronter le roumain à d'autres langues romanes.

2. Les virtualités de réalisation de la construction thétiq ue sont plus grandes en roumain qu'en français ou qu'en italien. Elles seraient par contre assez comparables à celles de l'espagnol. L'auteur rapporte ce fait à l'existence en roumain et en espagnol d'une marque de l'objet potentiellement agentif (voir J. Green, «How free is word order in Spanish», in M. Harris (éd.), *Romance Syntax: Synchronic and Diachronic Perspectives*. Univ. of Salford 1977, p. 7-32 pour une idée assez similaire en ce qui concerne l'espagnol). Mais il se révèle partout que la construction (*Adverbe*) *Complément V* - sans intonation marquée - est le terme extense de l'opposition et qu'elle peut souvent servir dans l'énoncé thétiq ue.

Par ailleurs, dans l'expression du thétiq ue, le français et l'italien opéreraient avec des distinctions plus fines que le roumain, qui se contente d'information concernant globalement des états de faits, sans avoir des moyens d'expression spécialisés pour l'événementiel et le présentationnel. M. U. étudie ici en particulier le comportement du français (p. 97-110) et oppose par exemple (p. 107, note 85):

présentationnel: *Il arrive un général*

événementiel: *Il y a un général qui va venir*

Nous ne sommes pas très persuadée quant à nous de ce que cette distinction soit opérationnelle. La construction *Il y a ... qui* se trouve aussi dans des contextes que M. U. considérerait certainement comme présentationnels (cfr. e.a. p. 69):

Il y a quelque chose qui manque

L'objection qui consisterait à soutenir que le présentationnel doit en fait s'interpréter comme un événementiel dans le contexte ne tient pas: le locuteur examine une table dressée et constate simplement l'absence des serviettes. On a donc selon nous

présentationnel: *Il y a quelque chose qui manque*

événementiel: *Fais vite! Il y a une dame dehors qui s'impatiente*

De plus, dans le corpus bilingue dont ces passages sont extraits, le roumain a chaque fois *Este ... care*:

Este ceva care lipsește, I. Niculiță, *Manual de conversație în limba franceză*, București, (Ed. științifică) 1969, 2^e ed. p. 230

Grăbește-te. Este o doamnă afară care e nerăbdătoare. *ib.* p. 240

M. U. a prévu une objection analogue. On lit dans la note déjà citée: «(...) Unseres Erachtens liegt der funktionelle Unterschied darin, daß der Satz *Il arrive un général* daseinsetzend, während *Il y a un général qui va venir* ereignisbezogen ist. Beide setzen aber ein Faktum mit einem Aktanten und können daher ein eventuelles Textthema einführen. Es wäre auch von Interesse festzustellen, ob die Periphrasen mit *il y a ... qui* und mit *c'est ... qui* beliebig austauschbar sind, und falls nicht - was anzunehmen ist -, wann die eine und wann die andere stehen kann bzw. muß.»

Pour ce qui est de la seconde partie, il serait bon de consulter e.a. Damourette et Pichon et Sandfeld, où se trouvent donnés et commentés beaucoup des exemples attribués à Stimm (p. ex. p. 105, note 80), et le programme même est au moins partiellement réalisé dans M. Rothenberg, «Les propositions relatives à antécédent explicite introduites par des présentatifs», in: *Etudes de linguistique appliquée* 1971, p. 102-117. Les constructions thétiq ues y sont considérées comme entièrement prédicatives, c'est-à-dire au moins comme non-catégoriques et comparées entre elles du point de vue de leurs possibilités contextuelles. On consultera maintenant aussi utilement les p. 55-95 de B. Wehr, *Diskurs-Strategien im Romanischen*, Tübingen (Narr) 1984 à ce propos. En ce qui concerne la première, nous

pensons qu'une autre solution peut être excerptée des recherches de l'auteur. M. U. constate en effet que les énoncés thétiques de structure *il y a ... qui ...* emboîtent en fait une construction catégorique. Ailleurs (p. 141-142), elle remarque aussi qu'un énoncé catégorique peut enchâsser une construction thétique (p. ex. *Ici, il pleut*). Il existe deux autres possibilités auxquelles elle ne fait pas allusion, l'emboîtement d'une construction thétique dans un énoncé thétique d'une part, d'autre part celui d'une construction catégorique dans un énoncé catégorique. Nous pensons que les quatre se réalisent:

- (1) c. cat. dans é.thét.: *il y a le général qui arrive*
- (2) c. thét. dans é.cat.: *ici, il pleut*
- (3) c. cat. dans é.cat.: *ils sont fous, ces Romains*
- (4) c. thét. dans é.thét.: *c'est qu'il pleut*

(3) est étudié parmi les énoncés catégoriques et interprété comme une mise en vedette («Die Funktion dürfte ... darin bestehen, den Referenten und damit auch das darüber Gesagte in eine zentrale Position im Text zu versetzen», p. 230). Il nous semble qu'on pourrait avec autant de droit considérer *il y a ... qui* comme une mise en vedette concomitante d'un élément présenté et d'un événement. L'événementiel et le présentationnel seraient par contre confondus dans - *Maman! Le général!*

3. Le gros de l'ouvrage est consacré à un examen exhaustif des constructions pouvant servir à l'énoncé thétique ou catégorique en roumain même. Parmi les premières, on trouve les expressions existentielles (*lipsește o pagină*, p. 146), présentatives (*Trece acceleratul*, p. 149), météorologiques (*bate vîntul*, p. 143), d'expérience (*mi-e frig, mă doare capul, îi tremurau mâinile*, p. 171ss.).

Cependant, dès que le nombre de compléments lexicaux excède 1, l'énoncé thétique peut adopter la forme typique de l'énoncé catégorique, l'inverse, sauf cas particuliers - qui seront décrits - n'étant en principe pas vrai. Une seule et même forme phrastique à au moins deux compléments peut donc selon le contexte ou selon les intentions du locuteur avoir été énoncée sur le mode thétique ou sur le mode catégorique. Mais d'autres outils que l'ordre des constituants sont alors quelques fois disponibles pour préciser le type d'information, une intonation marquée pour le catégorique d'une part, et d'autre part, semblerait-il, le jeu de la reduplication pronominale d'un complément là où elle n'est pas strictement grammaticalisée, c'est-à-dire en l'occurrence avec certains compléments indirects. Prenons un énoncé à sens générique. Ne répondant ni à la question «Qu'est-ce qui se passe?» ni à la question «Quelles sont les données?», il amène de l'information distribuée sur un thème et un rhème. Par contre, l'énoncé déclenché par «Qu'est-ce qui se passe?, thétique, a toutes les chances de se rapporter à un événement spécifique. M. U. distingue (p. 194) entre:

é.cat., à sens générique: *Face bine cailor apa*

é.thét. à sens spécifique: *Le face bine cailor apa*

Remarquable (et troublant!) est cependant que dans des cas où la grammaire ne tolère pas la reduplication du complément indirect (il désigne par exemple un abstrait), un énoncé de sens générique et donc catégorique peut quand même se manifester sous la forme typique du thétique:

Dăunează sănătății fumatul (p. 193)

De ces données on déduit qu'une différence de sens doit séparer les phrases suivantes:

Dăunează omului fumatul «le tabac fait du tort à l'homme»

Îi dăunează omului fumatul «le tabac le rend malade, cet homme»

Aux sujets parlant roumain d'en juger.

M. U. retrouvera en espagnol une dichotomie analogue en esprit à celle du roumain: le catégorique *este señor ha operado a mi padre* s'oppose au thétique (*le*) *han operado a mi padre*

(p. 222). L'auteur laisse ouverte la question de savoir jusqu'à quel point la reduplication de l'objet est susceptible de remplir exactement les mêmes fonctions pragmatiques qu'en roumain. Un examen dans ce sens portant sur quelques textes en prose du XX^e s. nous fait personnellement présumer qu'il y a sans nul doute connexion entre le spécifique et le phénomène de la reduplication, mais que cette dernière n'est pas une marque propre du thétiq (cf. «La reduplication clitique en roumain», in: *Akten der Theodor Gartner-Tagung*, G. A. Plangg e M. Iliescu, eds., Innsbruck 1987, S. 377-399). Il serait cependant primordial ici de tenir compte de la langue parlée et d'effectuer des enquêtes sur le terrain.

4. Qu'on ne s'y trompe guère. Il est indéniable que la thèse de M. U., en tant que telle, est explicative. Elle permet par exemple de comprendre l'alternance:

- Atenție! Feriți-vă! Trenul intră în gară. Niculiță, *op. cit.* p. 87.

«Attention! Rangez-vous! Ce train que nous attendions, il entre en gare» (la glose est de nous)

- Atenție! Feriți-vă! Intră trenul în gară.

«Attention! Rangez-vous! Il y a danger, le train entre en gare» (la glose est de nous) Elle fait apprécier l'adéquation de la traduction suivante, fondée sur le caractère thétiq de l'énoncé:

- A visat ceva Pyram! «C'est le chien qui rêvait» J. Renard, *Poil de Carotte*, trad. de M. Gafton et M. Morariu, p. 182.

- M-a trimis dom'pedagog să vă spun că am mîinile murdare,» - Monsieur, c'est le maître d'étude qui m'envoie vous dire que j'ai les mains sales», *ib.* p. 231

Mais comme l'auteur a renoncé à cerner le thétiq et le catégorique en eux-mêmes: «Es wäre sicherlich eine interessante, ja eine faszinierende Aufgabe festzustellen, für welche Sinneneinheiten die thetischen bzw. die kategorischen Aussagen besonders geeignet sind, bei welchen sie bevorzugt werden, welchen entweder nur die thetischen oder nur die kategorischen entsprechen können und, umgekehrt, von welchen diese oder jene eventuell ausgeschlossen sind. Dies können wir aber hier nicht unternehmen» (p. 78), la valeur générale de la thèse dépend en définitive de la mesure dans laquelle les facteurs déclenchant V ... malgré la catégoricité d'un énoncé seront définis.

C'est là l'objet du dernier chapitre. Voici un aperçu de ces conditions, certaines relevées par nous dans les chapitres précédents, avec la fonction qui leur revient:

(a) la phrase commence par un des adverbes *iar, așa, astfel, abia, degeaba*: *Iar se plimbă Sfor* (p. 129)

(b) le sens de l'énoncé est générique, cf plus haut

(c) sujet et activité sont déjà donnés dans le contexte, la question porte sur l'identité de l'objet:

- Pe cine a bătut tata? - L-a bătut tata pe Ion (p. 209)

(d) on précise après coup le thème de l'énoncé, assurant ainsi une interprétation commune:

I-a pus ghiarele aici în cap, așa era de rupt, capul (p. 227)

(e) les éléments entrant dans l'énoncé catégorique sont mis en vedette dans le texte, cf. plus haut

(f) le domaine de validité du dit se trouve ajusté à l'aide d'un pronom 3. immédiatement repris par le sujet lexical:

- Hai, Maică, acasă, a zis Mama. Le-om face colivă și din arpacaș. O fi aflat el Dumnezeu că grîu nu mai avem (p. 273).

(Stai că) vine el Junii (p. 279 et p. 244)

(g) le style est narratif et met en relief l'action:

Au plîns femeile, au rîs bărbații, și toată lumea a fost mulțumită (p. 285).

5. On aura apprécié la richesse d'une étude passionnante à plus d'un titre, même s'il est vrai que nous aurions tendance à considérer l'idée de base de la thèse comme relativement peu originale: plusieurs auteurs ont reconnu la distinction thétique/catégorique dans les faits, tout en traitant le thétique comme un cas particulier du catégorique, avec pour thème la situation. Et M. U. n'écrit-elle pas elle-même (p. 97) à propos de Vattuone: «An seiner Fragestellung ist nur auszusetzen, daß er die thetischen Konstruktionen zwar als eingliedrig, jedoch als nur «themalös» und daher «gesamtrhematisch» betrachtet. Dies ist aber nur eine terminologische Inkohärenz»? Quoi qu'il en soit, elle fait avancer de façon spectaculaire l'étude de l'ordre des constituants en roumain. Chemin faisant, elle attaque et résout nombre de problèmes grammaticaux connexes. Pour les langues romanes en général, et pour le français en particulier – qui ne sont d'ailleurs amenés qu'à titre de comparaison –, l'ouvrage pêche peut-être par certaines lacunes dans l'information, ce qui ne l'empêche pas en définitive de fournir une base sérieuse à l'approche comparative. Pour le roumain, *Thetisch und Kategorisch* est un texte de référence.

Liliane Tasmowski-De Ryck



HAVERKAMP, ANSELM (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1983 (*Wege der Forschung* 389), VI + 502 S.

Es braucht Mut, heutzutage einen repräsentativen Reader zur Theorie der Metapher vorlegen zu wollen. In der Tat umfaßt schon die 1971 erschienene Bibliographie von Shibles 400 Seiten¹, und die Zahl der jährlichen Publikationen hat seither eher zugenommen. Andererseits ist gerade deshalb die Orientierung für den Nicht-Spezialisten angesichts der Überfülle der vorhandenen Literatur äußerst schwierig. Dazu kommen Probleme mit der Zugänglichkeit gewisser Aufsätze und mit deren Originalsprache. Das Unterfangen Haverkamps, «die für die neuere Diskussion paradigmatisch gewordenen Arbeiten zur Theorie der Metapher, die in vergleichsweise prägnanter oder doch gut isolierbarer Form von Aufsätzen und in sich geschlossenen Kapiteln abgefaßt sind» (p. 491), in einem deutschsprachigen Sammelband zusammenzufassen, entspricht insofern einem ausgewiesenen Bedürfnis. Und der Mut des Herausgebers hat sich ohne Zweifel auch gelohnt. Selbst wenn man natürlich den (Nicht-)Einbezug des einen oder andern Aufsatzes diskutieren könnte, ist die vorliegende Auswahl als Ganzes durchaus überzeugend. Die Spannweite der Texte – von I. A. Richards Überlegungen von 1939 über Blacks Aufsatz von 1954 bis hin zum 1979 datierten Ausblick Blumenbergs – schließt wesentliche Impulse zur modernen Metapherforschung ein. Daß dabei «neuere Ansätze» angesichts der Wiederbegegnung mit den Klassikern gar nicht mehr so neu erscheinen wollen, ist wohl ein durchaus erwünschtes Nebenergebnis.

Die Auswahl schließt folgende Texte ein² (wobei die Einordnung in die fünf Sektionen nicht immer ganz durchsichtig ist):

I. *Historische Vergegenwärtigung. Kritik der Rhetorik*. I. A. Richards, «Die Metapher» [engl. 1936] (zwei gekürzte Vorlesungen aus *The Philosophy of Rhetoric*).

¹ SHIBLES, WARREN, *Metaphor – An Annotated Bibliography and History*, Whitewater, Wisc. 1971.

² In eckigen Klammern die Sprache und das Erscheinungsjahr des Originals, auch wenn der vorliegende Text auf einer späteren Fassung und/oder Übersetzung beruht; in Klammern die Herkunft, wenn es sich nicht um einen selbständigen Aufsatz handelt.

II. *Das sprachanalytische Paradigma. Semantik der Metapher.* M. Black, «Die Metapher» [engl. 1954]; P. Henle, «Die Metapher» [engl. 1958]; P. Wheelwright, «Semantik und Ontologie» [engl. 1960]; M.C. Beardsley, «Die metaphorische Verdrehung» [engl. 1962]; V.C. Aldrich, «Visuelle Metapher» [engl. 1968].

III. *Das strukturalistische Paradigma. Semiotik der Metapher.* R. Jakobson, «Der Doppelcharakter der Sprache und die Polarität zwischen Metaphorik und Metonymik» [engl. 1956] (zwei Kapitel aus *Fundamentals of Language*); J. Lacan, «Das Drängen des Buchstabens im Unterbewußten oder die Vernunft seit Freud» [frz. 1957]; J. Sojcher, «Die generalisierte Metapher» [frz. 1969]; G. Genette, «Die restringierte Rhetorik» [frz. 1970]; N. Ruwet, «Synekdochen und Metonymien» [frz. 1975].

IV. *Das hermeneutische Paradigma. Hermeneutik der Metapher.* H. Blumenberg, «Paradigmen zu einer Metaphorologie» [1960] (Einleitung und drei Kapitel des gleichnamigen Buches, z.T. gekürzt); H. Weinrich, «Semantik der kühnen Metapher» [1963]; H.-H. Lieb, «Was bezeichnet der herkömmliche Begriff 'Metapher'?» [1967]; P. Ricoeur, «Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik» [frz. 1972].

V. *Übergänge und Perspektiven.* M. Black, «Mehr über die Metapher» [engl. 1977]; P. de Man, «Epistemologie der Metapher» [engl. 1978]; H. Blumenberg, «Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit» [1979] (aus: *Schiffbruch mit Zuschauer*).

Eine substantielle Einleitung des Herausgebers (p. 1–27), eine bis 1981 nachgeführte selektive Bibliographie (p. 455–489), Anmerkungen zu Auswahl, Übersetzung und Bibliographie (p. 491–495) sowie ein Namenregister rahmen die Texte ein.

Es gibt zurzeit keine übergreifende Theorie der Metapher, und die vorliegende Auswahl versucht schon gar nicht, den Eindruck kompatibler Paradigmen zu erwecken: «Die konkurrierenden Ansätze, die auf diese Paradigmen zurückführbar sind (...) bleiben als Teile alternativer Ansätze unvereinbar» (p. 2)³. Dennoch lassen sich gleichsam Leitlinien beobachten, entlang welcher sich die Metapherndiskussion entwickelt hat. Obwohl wir im Rahmen dieser Besprechung auf eine ausführliche Diskussion verzichten müssen, seien hier sieben Diskussionspunkte herausgegriffen, die besonders deutlich hervortreten.

1. Ein erster Punkt betrifft den unterschiedlichen Umfang der zugrundegelegten – und oft nur am Rande thematisierten – Metaphernbegriffe. Zwar geht wohl keiner so weit, Metapher als synonym für 'Tropus' zu verwenden, wie es für einzelne der von Lieb analysierten Metapherndefinitionen der Fall ist. Immerhin ist für Sojcher «die Metapher nicht mehr bloß eine Stilfigur, sondern die Figur, der Tropus der Tropen» (p. 217) und hält Ruwet sie für den fundamentalen Tropus (p. 281). Doch ist eine überwiegende Mehrheit mit Genette gegen die «Tendenz, daß sich im Herzen des Herzens der Rhetorik – oder dessen, was davon übriggeblieben ist – nicht mehr die polare Opposition Metapher/Metonymie einstellt, (...) sondern ausschließlich die (...) Metapher» (p. 244). Entsprechend betonen Jakobson und Lacan, daß der Metapher und der Metonymie – dem «exemplarischen Figurenpaar der modernen Rhetorik» (Genette, p. 234) – verschiedene Operationen unterliegen: Similaritäts- vs. Kontiguitätsoperationen als Reaktionen auf Wortreize bei Jakobson (p. 168), «Verdichtung» und «Verschiebung» in der Traumarbeit bei Lacan (p. 196).

2. Eine nächste Leitlinie bildet die Diskussion der Beziehung zwischen Metaphertheorie und lexikalischer Semantik, oft im Zusammenhang mit dem Stellenwert der *Katachrese*. Wie für viele andere ist 'Katachrese' für Black gleichbedeutend mit 'Neosemantismus' und die Metapher eine Form davon: «Die Metapher stopft Lücken im Vokabular der wörtlichen

³ Sind deshalb auffällig wenig gegenseitige Bezugnahmen (namentlich über die Sprachgrenzen hinweg) zu beobachten?

Bedeutungen (...). So besehen, gehört die Metapher zur Katachrese, die ich als die Verwendung eines Wortes in einem neuen Sinn definieren möchte, die der Schliessung einer Lücke im Wortschatz dient» (p. 63). Die Argumentation Fontaniers, der die Katachrese als nichtsubstitutiven, nichtfigürlichen Tropus – «*feuille de papier* z.B. oder *feuille* ersetzt keine eigentliche Bezeichnung» – aus der Tropenlehre (und damit aus dem Gegenstandsbereich der Metaphertheorie) ausschließen wollte (Genette, p. 232), findet kaum mehr Anhänger. Die Ablehnung der «Substitutionstheorie» (z.B. Black, p. 61) schafft Raum für die «lexikalische» Funktion der «Erweiterung der Sprache, um neue Sachverhalte zu beschreiben» (Henle, p. 80). «Man wußte schon immer, daß *offensichtlich identische Mechanismen* [Aus. vom Rez.] beispielsweise sowohl in der ganz gewöhnlichen Sprache wie im poetischen Diskurs am Werk sind und daß sie manchmal äußerst verschiedenartige Wirkungen hervorrufen», meint Ruwet zu den traditionellen Diskussionen über die Beziehungen zwischen Katachrese und Metapher (p. 259). So ist auch die Bemerkung Haverkamps in der Einleitung nicht ganz zutreffend, «Linguistik, die es mit Rhetorik nicht mehr und nicht wieder zu tun hat, reduziere die Metapher auf ein lexikalisches Phänomen, das diachron unter den Titel 'Bedeutungswandel' fällt und synchron einen neuen Namen erhält: den der 'Polysemie'» (p. 3). Die lexikalische Semantik kann und muß sehr wohl einen Beitrag zur Metaphertheorie leisten. So unterstreicht gerade Ricœur, daß Metaphern immer mit Wörtern zu tun haben, und definiert die Metapher – im Gegensatz zu diachronischen lexikalischen Veränderungen – als «kontextuelle Bedeutungsveränderung» von Wörtern (p. 361).

3. Soll eine Theorie der Metapher die Funktion(en) oder das Funktionieren der Figur zum Gegenstand haben? In den meisten Beiträgen werden diese beiden Zielsetzungen als vereinbar betrachtet. Jeder mag dabei die eine oder die andere privilegieren, wie Ricœur, der die «Erklärungsarbeit» aufgrund von im Text enthaltenen Indizien (p. 368) der Interpretation eindeutig unterordnet, die beiden aber in seinem hermeneutischen Ansatz in ihrer unverzichtbaren gegenseitigen Ergänzung darstellt. In der Tat scheinen Theorien über erkenntnistheoretische bzw. kognitive oder textuelle Funktionen der Metapher (der Text als Modell ...) eine Theorie des Funktionierens des metaphorischen Diskursschemas vorauszusetzen. Dies schließt nicht aus, daß eine Metapher «wunderbar funktionieren [kann], ohne daß wir überzeugend erklären könnten, warum sie funktioniert und welches die Basis der Verschiebung ist» (Richards, p. 42).

4. Das Funktionieren der Metapher offenzulegen heißt mit andern Worten, die Konstruktion der metaphorischen Meinung zu erklären. Die von Ruwet geforderte «vorhersagefähige Theorie» müßte auf einer Theorie der Interpretation von Äußerungen beruhen und darlegen, «unter welchen Bedingungen ein gegebener sprachlicher Ausdruck eine figürliche Bedeutung (...) an[nimmt]» (p. 253s.). Akzeptiert man seine Definition der Interpretation einer Äußerung «als Gesamtheit der Folgerungen oder Schlüsse, die aus dieser Äußerung gezogen werden können», muß man ihm wohl auch beipflichten, daß dabei eine semantische Theorie (semantische Repräsentation von lexikalischen Einheiten und semantische Regeln zur Interpretation von Sätzen), Theorien der Referenz, der Sprechakte und der Kontexteffekte sowie eine Enzyklopädie des Wissens und der Anschauungen der redenden Subjekte zusammenwirken müssen⁴ (p. 255).

⁴ Diese Zusammenwirkung ist wohl zutreffender als die vereinfachende Meinung Blacks, wonach man «nicht erwarten [dürfte], daß die «Regeln der Sprache» in derartigen Untersuchungen eine große Hilfe sind» (p. 60).

Einen ersten und mehrfach wiederaufgenommenen Ansatz «zum besseren Verständnis des Funktionierens metaphorischer Aussagen» (p. 379) liefert in diesem Bande die erweiterte Interaktionstheorie Blacks: «Die metaphorische Äußerung funktioniert, indem sie auf den Primärgegenstand eine Menge von «assozierten Implikationen» «projiziert», die im *Implikationszusammenhang*⁵ enthalten sind und als Prädikate auf den Sekundärgegenstand anwendbar sind» (p. 392), wobei «charakteristische Züge des Hauptgegenstands» «selektiert, betont, unterdrückt und organisiert» werden (p. 76). Konversationspostulate spielen bei diesem «ikonischen Modus der Signifikation» eine wichtige Rolle (Henle, p. 93 bzw. 86). Die – in Alltagssprachlichen Metaphern nicht unbedeutende – Rolle des enzyklopädischen Wissens (Henle, p. 95) darf aber, wie auch Black selbst betont, bei der poetischen Metapher nicht überschätzt werden, insbesondere da, wo eine «begrifflich nicht auflösbare Aussagefunktion absoluter Metaphern» beansprucht wird (Blumenberg, p. 289). «Warum sollten wir neue Bedeutungen aus unserer Sprache herausholen, wenn wir nichts *Neues* zu sagen, wenn wir keine neuen Welten zu projizieren hätten?», relativiert besonders Ricœur (p. 375) die Rolle unserer kulturellen Interpretationsschemata bei der Entschlüsselung von Metaphern. «Ich halte eine metaphorische Aussage (selbst eine schwache) für eine sprachliche Handlung, die wesentlich ein 'Übernehmen', eine kreative Reaktion vom kompetenten Leser verlangt», meint auch Black (p. 393) und bestätigt die Forderung Ricœurs, man müsse «den Standpunkt des Hörers oder Lesers einnehmen und die Innovation einer neu entstehenden Bedeutung als das – vom Autor stammende – Gegenstück zu der *Konstruktion* seitens des Lesers auffassen.» (p. 366).

5. Welche Rolle spielt in diesem metaphorischen Prozeß die Widersprüchlichkeit der Metapher? Sie kommt in vielen Beiträgen und in den unterschiedlichsten Begriffen zur Sprache: Von *Widerspruch* «der Bedeutungen» (Beardsley, p. 121), «der wörtlichen Bedeutungen» (Henle, p. 92), «zwischen ihren beiden Gliedern» und von «widersprüchlicher Prädikation» (Weinrich, p. 325 und 330) ist die Rede, von *Kontrast* (Black, p. 57), *Dissonanz* (Black, p. 384), *Paradox* (Weinrich, p. 327), «metaphorischer Verdrehung», «inneren Spannungen oder Oppositionen in der Metapher selbst» und «logischem Gegensatz» (Beardsley, Titel und p. 121, 129), von der «Kollision wörtlicher Bedeutungen, die einen wörtlichen Gebrauch des betreffenden Wortes ausschließt» (Ricœur, p. 362) und von der «Dysfunktionalität (...), die durch eine semantische Abweichung verursacht wird» (Sojcher, p. 219) usw.

Lieb kommt in seiner Übersicht zum Schluß, dieses Kriterium kennzeichne den gegenwärtigen Metaphernbegriff weder in seinem Inhalt noch in seinem Umfang, er sei aber von «hervorragender praktischer Wichtigkeit» (p. 355). Kein klarer Konsens besteht auch darüber, ob die «Anomalie» (Sojcher p. 218) auf der Ebene der Erfahrungen und/oder der Bedeutungen anzusiedeln ist, ob die ««kreative» Verletzung von Regeln» (Black, p. 387) Regeln der Sprache und/oder Regeln der Welt betrifft. Im Anschluß an die Ausführungen von Ruwet muß man sicher beides in Betracht ziehen, wobei der Stellenwert einer Theorie der Referenz (Ricœur) eine bedeutende Rolle spielt.

Nach Cohen (zitiert von Sojcher, p. 221) wird der metaphorische Prozeß durch eine semantische Anomalie in Gang gebracht mit dem Ziel, eine Änderung der Sprache herbeizuführen, die eine Rückkehr zur Kohärenz des Syntagmas und des Paradigmas erlaubt. Auf ähnlichen Vorstellungen aufbauend argumentiert Ruwet, für den gewisse metaphorische

⁵ «Implikationszusammenhang» dürfte sich hier wohl sowohl als 'geteiltes Wissen' als auch als 'gegenseitig manifeste Information' interpretieren lassen (cf. zu dieser Kontroverse D. SPERBER / D. WILSON, *Relevance. Communication and Cognition*, London 1986).

Aussagen als «semantisch anomaler Satz (widersprüchlich oder uninterpretierbar, je nachdem welche semantische Repräsentation man [dem metaphorisierten Wort] gibt oder nicht)» betrachtet werden müssen, deren Interpretation durch andere Komponenten des Modells als die Semantik geleistet werden muß (p. 257). Die These Blumenbergs von der «Widerstimmigkeit, die unter dem Reparaturzwang der gefährdeten Konsistenz zur Metapher wird» (p. 438), stützt diese Auffassung. «Anomalität als Bruch der ursprünglich stimmenden Erscheinungseinheit wird in eine höhere Normalität einbezogen», meint Blumenberg weiter: «Das zunächst destruktive Element wird überhaupt erst unter dem Druck des Reparaturzwanges der gefährdeten Konsistenz zur Metapher» (p. 439).

Man kann nun zwar argumentieren, daß authentische Metaphern nicht manifest «widersprüchlich» sein müssen. «Im Kontext ist *Der Mensch ist kein Wolf* so metaphorisch wie sein Gegenteil, obwohl auf diesen Satz die «Kontroverstheorie» nicht zutreffen würde», meint Black (p. 403) und lehnt infolgedessen den logischen Widerspruch als unfehlbares «diagnostisches Kriterium» für eine Metapher ab (p. 401). Eine Entgegnung ist auf zwei Ebenen möglich. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß «Widerstimmigkeit» viel weiter zu fassen ist als «logischer Widerspruch» und sie dadurch nicht einfach beseitigt wird, daß man die (widersprüchliche) Aussage *Der Mensch ist ein Wolf* negiert. Andererseits ist die Reduktion der Anomalie auf ein diagnostisches Kriterium⁶ abzulehnen, da die «signifikante in sich widersprüchliche Attribution» (Ricoeur p. 365) zur Grundstruktur des metaphorischen Schemas zu gehören scheint.

6. Noch bedeutsamer ist die Diskussion um die SIMILITUDO als definitorisches Merkmal der Metapher. Dies ist angesichts der forcierten «Aufwertung der Metapher zur Analogiefigur par excellence» (Genette, p. 240) verständlich.

Sieht man von den Anhängern einer «weiten» Metapherdefinition ab, geht es hauptsächlich darum zu wissen, inwiefern die Metapher eine Analogie voraussetzt bzw. abbildet. Die Weinrichsche «... Gewißheit (...), daß unsere Metaphern gar nicht, wie die alte Metaphorik wahrhaben wollte, reale oder vorgedachte Gemeinsamkeiten abbilden, sondern daß sie ihre Analogien erst stiften, ihre Korrespondenzen erst schaffen und somit demiurgische Werkzeuge sind» (p. 331), steht vordergründig im Widerspruch zur u.a. von Henle vertretenen Vergleichstheorie, wonach «eine Metapher im Gegensatz zu andern Tropen auf einer Analogie beruht» (p. 85).

Bei genauem Hinsehen löst sich der Widerspruch zwischen beiden Auffassungen freilich teilweise auf. Zum einen akzeptiert schon Henle, «... daß es keine Art der Analogie oder Parallele gibt, die für alle Metaphern charakteristisch ist» (p. 84), und unterscheidet insbesondere «qualitative Ähnlichkeit» und «ähnliche Struktur». Darüber hinaus muß diese Ähnlichkeit fokalisiert werden: «Wenn auch zwei beliebige Gegenstände in einer Hinsicht durchaus ähnlich sein mögen, genügt dies allein noch nicht, um den einen als Ikon für den andern verwenden zu können, wenn man nicht darauf aufmerksam gemacht wird, den einen in seiner Ähnlichkeit mit dem andern zu betrachten. Die Ähnlichkeit muß bemerkt und als Mittel der Bezeichnung verstanden werden» (p. 87). Zum andern aber ist zu beachten, daß Henle, wie Wheelwright richtigerweise betont, unterscheidet zwischen einer «vorausgehenden Ähnlichkeit» (antecedent resemblance), «die den metaphorischen Vergleich erst einmal rechtfertigt», und einer mittelbar hergeleiteten Ähnlichkeit (induced resemblance), die «von der Metapher selbst herbeigeführt worden ist, also aus ihr selbst

⁶ Nach «unfehlbaren» diagnostischen Kriterien zu suchen dürfte sowieso all dem widersprechen, was man heute über die Operationen der Konstruktion der Textmeinung aufgrund von Indizien aller Art weiß.

entspringt» (p. 113). Ähnlich formuliert Aldrich für die visuelle Metapher: «Der Triumph des metaphorischen Sehens (...) erfordert mehr, als bloß eine schematische Ähnlichkeit (...) zu bemerken (...). Es bedarf eines geschulten Blickes, der in der Erfahrung des 'seeing as' einen Gehalt oder «Aspekt» verlangt (oder fordert), realisiert und zur Darstellung kommen läßt.» (p. 153). «Eine gewisse Ähnlichkeit ist gewöhnlich die ostensive Basis für die Verschiebung, doch ist die besondere Modifikation des Tenor, die das Vehikel bewirkt, viel eher das Werk ihrer Unähnlichkeiten als ihrer Ähnlichkeiten» (p. 50), hatte schon Richards formuliert und damit den Weg für die Behauptung Blacks geebnet (auf die sich Weinrich abstützt, ohne sie explizit zu erwähnen⁷): «Es wäre in einigen dieser Fälle aufschlußreicher zu sagen, die Metapher schafft Ähnlichkeit, statt zu sagen, sie formuliert eine bereits vorher existierende Ähnlichkeit.» (p. 68). Er betrachtet denn auch folgerichtig die Metapher «als eine Art Instrument (...), mit dem sich Implikationen herausbringen lassen» (p. 398), «welche auf (teils hergestellten, teils entdeckten) Strukturanalogien basieren» (p. 412). Die analogiestiftende Dimension des «Intruktionspotentials der Metapher» (Henle p. 92s.) läßt sich somit wohl mit der Hypothese fassen, daß eine - wie auch immer gartete - Analogie im Sinne von O. Ducrot «präsupponiert» wird, das heißt, daß ihre Existenz vom metaphorischen Text nicht existentiell vorausgesetzt wird, sondern daß die Analogie ein Element der Bedeutung der Metapher darstellt⁸, eine *Analogieanweisung*⁹.

7. Die Konsequenzen der Kombination von Widerstimmigkeit und Analogieanweisung können hier nur angedeutet werden. «Der entscheidende Punkt bei der Erklärung [sc. der Metapher aufgrund ihres Kontextes] ist die Konstruktion des Interaktionsnetzes, die aus diesem Kontext einen aktuellen und einmaligen Kontext macht. Damit lenken wir die Aufmerksamkeit auf das semantische Ereignis als auf den Schnittpunkt mehrerer semantischer Linien; mit Hilfe dieser Konstruktion ergeben alle Wörter zusammengenommen einen Sinn. Dann - und nur dann - ist die «metaphorische Verdrehung» zugleich Ereignis *und* Bedeutung, ein bedeutungsvolles Ereignis und eine neu entstehende Bedeutung in der Sprache» (p. 367). Dieses Ereignis hat, es wurde schon angedeutet, zahlreiche andere Funktionen als bloß jene der Erweiterung der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten. «Könnte man nicht sagen, daß derjenige Aspekt der Metapher, den wir über alle andern Merkmale gestellt haben - d. h. den Charakter des Neuen, in Entstehung Begriffenen -, mit der Funktion der Dichtung als schöpferische Nachahmung der Wirklichkeit verwandt ist? (...) Wenn es stimmt, daß das Gedicht eine Welt schafft, dann bedarf es dazu einer Sprache, die seine schöpferische Kraft in spezifischen Kontexten bewahrt und zum Ausdruck bringt. (...) Sprachschöpfungen wären sinnlos, wenn sie nicht der allgemeinen Absicht dienten, neue Welten aus der Dichtung erstehen zu lassen.» So deutet Ricoeur selbst die Konsequenzen seiner Überlegungen an (p. 375).

Für de Man stellt sich die Frage, «ob die Metaphern eine Erkenntnis illustrieren oder ob Erkenntnis nicht vielleicht von Metaphern strukturiert wird» (p. 417). Er schließt aus seiner Analyse von Condillac, daß «Sein und Identität (...) das Resultat einer Ähnlichkeit [sind], die nicht in den Dingen selbst liegt, sondern durch einen Akt des Geistes gesetzt wird, der als solcher nur ein sprachlicher sein kann» (p. 430), und stellt am Schluß die wohl kaum zu

⁷ Cf. schon die von Black zitierte Auffassung von Gustave Lanson, der gesagt habe, daß man zuweilen mittels der Metapher «zwischen zwei Gegenständen eine Beziehung schafft, die sie einander ähnlich macht» (p. 406).

⁸ OSWALD DUCROT, *Dire et ne pas dire*, Paris 1972, p. 25ss.

⁹ Cf. auch G. Lüdi, «Le problème de la métaphore en linguistique», in: *Annales de l'Université de Neuchâtel* 1980-1981, 3-22, besonders p. 18s.

beantwortende Frage, «ob das gesamte semantische, semiologische und performative Feld der Sprache als von tropologischen Modellen abgedeckt angesehen werden kann...» (p. 437).

Ist die Metapher eine «Ausrede, um etwas Unsagbares aussagen zu können» (Richards p. 46)? Welches ist ihre Rolle im Rahmen der «konstituierenden Rolle des Signifikanten im Status des Unbewußten» (Lacan p. 197)? Ist sie eine «Sprachform des Ausweichens vor strikten Anforderungen des Realismus» (Blumenberg p. 447), und/oder eine «authentische Leistungsart der Erfassung von Zusammenhängen» im Zusammenhang mit der «Anstrengung, die Unsagbarkeit selber sprachlich darzustellen» (p. 438)? Das Verdienst, derartige Fragen im unmittelbaren Zusammenhang von Überlegungen zum diskursiven Funktionieren der Metapher gestellt zu haben, ist wohl nicht das geringste Verdienst der von Haverkamp vorgelegten Auswahl, die in diesem Sinne den Anspruch der Metaphorologie rechtfertigt, «an die Substruktur des Denkens heranzukommen» (Blumenberg p. 290).

Georges Lüdi



MADELEINE FRÉDÉRIC, *La répétition. Etude linguistique et rhétorique*, Tübingen (Niemeyer) 1985, xvi + 283 p. (Beiheft ZRPh. 199).

Die Arbeit ist in zwei Hauptteile gegliedert: «1. La répétition vue par la rhétorique traditionnelle» und «2. La répétition à la lumière de la recherche contemporaine». Jeder Hauptteil ist in mehrere Kapitel aufgegliedert, diese sodann in zahlreiche Unterabteilungen, so daß die Arbeit eher ein Nachschlagewerk darstellt als ein Buch, das man vom Anfang bis zum Ende liest. Deshalb hat es wenig Zweck, eine Einzelkritik zu liefern. Vielmehr sollen nur ein paar Punkte zur Besprechung aufgenommen werden.

Die feingliedrige Kategorisierung ist m. E. zu weit getrieben. Nicht nur ist sie unübersichtlich geworden, sondern in der – an sich löblichen – Absicht, nichts Wesentliches auszulassen, ist die Verfasserin zu weit gegangen und hat viel irrelevantes Material aufgenommen. Die p. 102ss. aufgenommenen Belege für «répétitions pathologiques» haben z. B. in einer «Étude linguistique et rhétorique» keinen Platz.

Es ist erfreulich, daß die Verfasserin im ersten Hauptteil die Klassifizierung und Terminologie der Wiederholungsfiguren bei den Griechen und Römern berücksichtigt. Das ist in der Tat ein notwendiger Hintergrund, um die Entwicklung bis zum Mittelalter und zur Neuzeit zu verstehen. Um so bedauerlicher ist es aber, daß sie bei der Behandlung dieser Fragen keinen sachverständigen Ratgeber gefunden hat. Die antike Rhetorik ist ein Spezialgebiet, das man nicht oberflächlich berühren kann: entweder soll man dieses Gebiet überhaupt nicht behandeln, oder man muß sich in die Spezialliteratur vertiefen, bzw. jemand finden, der sich auskennt. Es macht bereits einen merkwürdigen Eindruck, wenn die Verfasserin mehrere alte rhetorische Texte nach den überholten Ausgaben C. Halms, *Rhetores Latini minores* (Leipzig 1863) statt nach moderneren Editionen zitiert, z. B. Isidor (statt nach Lindsays Oxford Edition der *Etymologiae*), Martianus Capella (statt nach A. Dicks oder J. Willis' Teubner-Ausgaben), Beda, *Liber de schematibus et tropis* (statt nach C. B. Kendall, *Corpus Christianorum*, Ser. Lat. Bd. 123 A S. 142ss.), Rutilius Lupus (statt nach Edward Brooks oder G. Barabino),¹ Fortunatianus (statt nach L. Calboli Montefusco).

¹ Auch diese Ausgaben lassen allerdings zu wünschen übrig, s. meinen Aufsatz 'Rhetorica' in den *Acta Classica* 16 (1973), 109ss.

Wesentliche Handbücher wie J. Martin, *Antike Rhetorik* (München 1974) werden nicht benutzt. Es ist unter diesen Umständen nicht erstaunlich, daß das Bild der Entwicklung der Rhetorik in der Antike und im Frühmittelalter bisweilen verzeichnet wird. So heißt es p. 7, nachdem die Klassifizierung Bedas gegeben wurde, «Il est intéressant de constater que l'influence de Bède le Vénérable se fait encore sentir au XII^e siècle notamment, chez Matthieu de Vendôme, qui lui emprunte sa terminologie et son classement...». Es ist aber durchaus zweifelhaft, ob man hier von einem Einfluß Bedas sprechen kann: Bedas Klassifizierung stimmt nämlich genau mit der der lateinischen Grammatiker überein, z.B. der des Diomedes (ed. Keil, *Grammatici Latini* I p. 445, 7ss.) und der des Donatus (ed. L. Holtz p. 664, 11ss.)² Der Einfluß des Donatus und seiner Kommentatoren dürfte größer als der Bedas gewesen sein, aber die Grammatiker werden von der Verfasserin nicht berücksichtigt.

Abschliessend möchte ich aber daran erinnern, daß der antike Hintergrund in der Darstellung des anzuzeigenden Buches nur eine untergeordnete Rolle spielt. Der Verfasserin lag es in erster Linie, die Wiederholungen im Französischen zu klassifizieren und zu erörtern. Da ist sie offensichtlich viel mehr zu Hause.

Bengt Löfstedt



PETER AUER / ALDO DI LUZIO (eds.), *Interpretive sociolinguistics. Migrants-Children-Migrant Children*, Tübingen (Narr) 1984, X + 283 p. (*Ergebnisse und Methoden moderner Sprachwissenschaft* 20).

Sotto il titolo programmatico di *Interpretive sociolinguistics* sono raccolti i contributi a un interessante *workshop* tenutosi a Costanza nell'autunno 1982, con l'obiettivo di «discuss and clarify some of the issues raised in the Konstanz project on the first language of Italian migrant children in Germany» (p.VII). Si tratta di tredici lavori, che, dopo un intervento introduttivo generale di Gumperz su «Ethnography in urban communication», si articolano attorno a tre temi. Anzitutto, il bilinguismo degli immigrati: Lüdi, Oesch-Serra e Py, su un modello euristico adatto a investigare gruppi diversi di parlanti; Trumper, sul *code-switching* italiano-dialetto con particolare riguardo al Meridione; di Luzio, sulla scelta del codice presso i figli di immigrati a Costanza; Auer, sul *code-switching* italiano-tedesco di giovani immigrati a Costanza. Poi, la conversazione fra e con bambini: Cook-Gumperz, sui rapporti fra socializzazione e discorso; Stern, sul discorso narrativo in bambini di 6-7 anni dell'area di Zurigo; Wootton, sull'uso di *please* nei richiestivi da parte di bambini; French, su aspetti dell'interazione verbale in classe. Infine, il rapporto fra l'immigrato e la società ospite: Dittmar e von Stutterheim, sulle strategie comunicative degli immigrati nella comunicazione interetnica; Becker e Klein, sulla struttura di una varietà di apprendimento; Dodderidge e Simonot, sulla comunicazione interetnica; Keim, sui giudizi espliciti dei nativi sugli stranieri.

Come si vede dagli argomenti trattati, gli organizzatori dell'incontro (e curatori del volume) si proponevano di celebrare uno spozalizio fra un'area di indagine, la linguistica dell'emigrazione, e un metodo od orientamento di ricerca, quello appunto battezzato 'sociolinguistica interpretativa'. Con tale etichetta si intende, come chiarisce Auer nell'intro-

² Weitere Parallelen zu dieser Klassifizierung bei Grammatikern finden sich in HOLTZ' Quellenapparat z. St. Cf. auch seine Einleitung p. 195ss.

duzione al volume, un modo di far sociolinguistica che si contrappone alla più classica analisi correlazionale, e, ispirandosi soprattutto alle idee e ai lavori di Gumperz, pone l'accento sul linguaggio visto come azione sociale basata su sistemi di conoscenze culturali in interazione reciproca. Il tratto caratterizzante di una tale impostazione diventa quindi l'analisi del «participants' continuous task and accomplishment to make interpretable and interpret each other's linguistic activities» (p.VIII). Un obiettivo che del resto è già ben noto e tipico di gran parte della sociolinguistica di orientamento interazionale e antropologico: l'etichetta 'sociolinguistica interpretativa' deve essere quindi intesa non nel senso di cogliere una dimensione nuova della ricerca sociolinguistica, bensì come invito a mettere in primo piano una certa base metodologica e un preciso filone di interpretazione. I contributi raccolti non contengono peraltro novità di metodo o di risultati tali da caratterizzare in maniera specifica una 'sociolinguistica interpretativa' come area autonoma di ricerca.

I lavori presentati nel volume sono comunque molto interessanti da diversi punti di vista, e testimoniano di un ottimo stato di salute della ricerca sociolinguistica nel vecchio continente. Qui non possiamo che limitarci ad accennare a qualche aspetto, secondo i gusti di chi scrive. I due fuochi d'interesse principali del volume sono da un lato il problema della commutazione di codice, e dall'altro le peculiarità della comunicazione interetnica.

Circa il primo punto, merita anzitutto un cenno il fatto che siano messe in discussione proprio le categorie di Gumperz, al quale pure l'orientamento interpretativo esplicitamente e strettamente si ricollega. Sia nel contributo di Auer che in quello di Trumper vengono avanzati solidi argomenti che mettono seriamente in crisi la classica distinzione fra commutazione di codice 'situazionale' e commutazione 'metaforica', a cui si rimprovera principalmente di non essere appoggiata su alcuna definizione formale delle nozioni (Trumper) e di presupporre una correlazione troppo netta fra passaggio di codice nell'interazione e tratti definitivi extralinguistici della situazione comunicativa (Auer), il cui carattere è in realtà continuamente rinegoziabile grazie all'attività interpretativa dei partecipanti stessi. Inoltre, Trumper sottolinea giustamente che l'argomento (*topic*) del discorso, e cioè il fattore con cui unicamente la commutazione metaforica sarebbe in correlazione, non può essere separato e isolato dagli altri parametri che costituiscono la situazione (costellazione dei partecipanti, *status*, ruoli, dominio socio-culturale, ecc.).

Nella vivace discussione che segue il contributo di Auer, Gumperz puntualizza tuttavia che vi sono alcuni tratti che distinguono chiaramente la commutazione metaforica da quella situazionale: la prima avviene al di sotto del livello della consapevolezza, e non può ovviamente in alcun modo essere sottoposta a una qualche pianificazione, mentre la commutazione situazionale è molto più pianificata (o progettabile), ed è essa stessa uno dei fatti costitutivi definitivi di una certa situazione comunicativa. Il problema è, a mio parere, che è sempre molto difficile ricavare ed applicare categorie rigorose, discrete, a fatti che per la loro natura sono una delicata interazione di fatti sociali e fatti linguistici: le distinzioni possono utilmente basarsi solo su differenze quantitative più che qualitative, e sulla somma di più criteri definitivi a loro volta spesso polifattoriali e in parte inevitabilmente affidati alla soggettività del ricercatore. Anche se la questione rimane ancora aperta, mi pare tuttavia difficile negare che la distinzione gumperziana sembri molto problematica da applicare in maniera convincente in molte delle situazioni europee a cui siamo tipicamente di fronte.

Un'altra categoria critica, fra quelle gumperziane, è l'opposizione fra *we-code* e *they-code*: qui Trumper mostra molto bene come si tratti di nozioni tipicamente relative, che a seconda dei repertori verbali a disposizione dei partecipanti e del carattere dell'interazione possono essere attribuite all'uno o all'altro dei codici in gioco. Nella situazione italiana, ad es., non è infrequente che l'italiano regionalmente marcato abbia a volte il ruolo di un *they-code*, a volte il ruolo di un *we-code* di seconda istanza, accanto al *we-code* per eccellenza, il dialetto

locale. Il contributo di Trumper si segnala anche, oltre che per l'acuta analisi di campioni concreti di interazioni verbali con commutazioni di codice e enunciazioni mistilingui, per la ripresa dell'importante distinzione, finora, a quanto mi risulta, completamente ignorata dalla sociolinguistica di lingua inglese, fra macrodiglossia e microdiglossia, qui ribattezzate felicemente anche con l'etichetta rispettivamente di *true diglossia* e *pseudo-diglossia* (p. 36); situazioni com'è noto definite anche dalla ricorrenza alta/bassa delle commutazioni di codice.

Per quanto riguarda la comunicazione interetnica, spicca il contributo di Dittmar e von Stutterheim, che illustra ampiamente le strategie messe in opera per comunicare coi nativi da parte di lavoratori immigrati in Germania con conoscenze spesso non più che rudimentali del tedesco, delineando anche i rapporti fra le varietà pidginizzate degli immigrati e le relazioni psicosociali tra questi e la comunità ospite. Un altro contributo di non poco interesse per le ricerche, ora in grande sviluppo, sull'apprendimento spontaneo (in contesto 'naturale') di una seconda lingua è dato dal saggio di Becker e Klein, che descrivono aspetti dell'organizzazione interna di una delle suddette varietà (nel caso, di un immigrato spagnolo a Heidelberg). Insomma, un volume ricco di cose e stimoli.

Gaetano Berruto



Sprachnormen in der Diskussion. Beiträge vorgelegt von Sprachfreunden, Berlin-New York (de Gruyter) 1986, 175 p.

Eine kurze Bemerkung sei uns vorweg zu dem vorliegenden Sammelband erlaubt. Es zeichnet hierfür kein Herausgeber verantwortlich. Dies ist schon einmal für den Bibliographen ärgerlich. Dann macht sich das Fehlen einer ordnenden Hand auch bei der Textgestaltung auf Schritt und Tritt bemerkbar: So finden wir Stellenverweise einmal mit «S.» (z. B. p. 53, 103), an anderen Stellen dagegen ohne diese Abkürzung (z. B. p. 30s.). Die Titel in den Fußnoten werden zum Teil kursiviert (z. B. p. 117, 141), an anderen Stellen aber auch gesperrt gedruckt (z. B. p. 21). Im allgemeinen werden für Literaturhinweise Kurztitel benutzt, die aus dem Namen des Autors und dem jeweiligen Publikationsjahr des zitierten Werkes bestehen. Das für alle Beiträge geltende Literaturverzeichnis am Ende des Buches gibt Aufschluß über die ausführlicheren Titel. Allerdings findet sich auf p. 125 N 7 auch das Verfahren der Nennung des vollständigen Titels, obgleich auch dieser im Literaturverzeichnis vermerkt ist. Im Prinzip werden die Namen mit abgekürztem Vornamen (z. B. p. 30-40, 104, 148) genannt, es kommt aber auch die Variante vor, daß nur der Nachname genannt wird (p. 43, 55, 67-69). Den Finger auf solche formalen Inkonsequenzen zu legen, mag vielleicht kleinlich scheinen, dennoch sind wir der Meinung, daß bei einer Gemeinschaftspublikation von verschiedenen Beitragern solche Dinge normalisiert werden müßten.

Doch werden wir uns nun den einzelnen Beiträgen zu. H. Henne stellt in *Literatursprache - Normen wider die Norm. Arno Schmidts «Stürenburg-Geschichten» in der Zeitung* (p. 1-20) den von Arno Schmidt autorisierten, d. h. authentischen Texten, die durch die Eingriffe der Redakteure verfälschten Texte gegenüber. Während der Autor bei einer Buchpublikation das Recht und die Möglichkeit hat, Fahnenkorrekturen zu lesen, ist ihm dies in der Regel bei Zeitungspublikationen versagt. Redakteure «korrigieren» und greifen in den Text ein, und zwar nach eigenem Gutdünken und meistens nach den Regeln der Standardsprache (bzw. nach denen des Dudens), ohne dabei zu berücksichtigen, «daß literarische

Texte Normen folgen, die nicht notwendig die der Standardsprache sind» (p. 11). Solche Korrekturen und zum Teil auch passagenweisen Streichungen treffen insbesondere den Stil und die Ausdrucksweise (und damit oft auch die Aussage) eines Arno Schmidt, der neben der Etym-Sprache vor allem auch die Sprechsprache fast im Stil der Gesprächsanalyse realistisch abzubilden trachtet. Die historische Herkunft der Literatursprache Arno Schmidts wurzelt nach Henne in Klopstocks Maxime, daß alles geschrieben werden soll, wie es gesprochen wird. – «Schreibe, wie Du redest!» *Zu einer stilistischen Norm* (p. 21–40) behandelt ebenfalls, allerdings in einer anderen Perspektive, das Phänomen Sprechsprache bzw. die unterschiedlichen Dimensionen einer Schreibsprache und einer Sprechsprache, ihre gegenseitige Beeinflussung und ihre Unterschiede bis zu dem Punkt, wo Schreiben das Sprechen transformiert. H.-M. Gauger geht zunächst historisch vor und demonstriert das Problem bei Juan de Valdés, Martin Luther, Vaugelas, Lessing, Nietzsche und anderen. In einem zweiten Teil stellt er das Gesprochene und das Geschriebene einander insofern gegenüber, als er ersteres als das komplexere, bimediale Phänomen, das zweite als das einfachere, unimediale Phänomen ansieht: Während im Geschriebenen ausschließlich das Auge angesprochen wird, wendet sich das Gesprochene zwar primär an das Ohr, dann aber auch, besonders bei der *faceto-face*-Kommunikation, an das Auge, und zwar durch Mimik, Gestik, etc. Betrachtet man die Unterschiede vom Medium her, so sind unvermeidbare Defizite des Geschriebenen zu betonen, die sich sowohl auf materieller Ebene (Intonation, Lautstärke, Rhythmus, etc.), als auch auf inhaltlicher Ebene (situationeller und soziokultureller Kontext) bewegen. Nach Gauger resultiert daraus ein größerer Druck der Sprachnorm und der Textart auf das Geschriebene. Gauger stellt sich abschließend die Frage, ob es berechtigt ist, daß man Stil auf Geschriebenes bezieht, oder ob man nicht auch bei gesprochener Sprache von Stil sprechen sollte. – Ironie als Herausforderung an die Sprachhandlungstheorie (besser: Sprechhandlungstheorie), als Verletzung der Norm der Aufrichtigkeit und damit als Konstituierung einer neuen Norm, die paradoxerweise in der Normverletzung besteht, wird von I. Rosengren in *Ironie als sprachliche Handlung* (p. 41–71) thematisiert. Rosengren stellt fest, daß die Ironie weder als indirekte, implizite oder uneigentliche Sprachhandlung festzumachen ist. Darüberhinaus zeigen seine Analysen, daß die ironische Äußerung keine bestimmte syntaktisch-semantische Struktur aufweisen muß, und daß mit der ironischen Äußerung immer eine Wertung verbunden ist. Rosengren schließt daraus, daß die ironische Äußerung genau wie die Lüge mit Hilfe von Sprachhandlungen realisiert wird und nicht ein Sprachhandlungstyp neben anderen Sprachhandlungstypen ist. Während der Lügner nicht will, daß der Hörer versteht, daß er nicht aufrichtig ist, wird dies vom Ironiker gerade angestrebt. Genauso wie die Lüge ist die Ironie immer ein individuelles Phänomen, sie entsteht erst auf der kommunikativen oder textuellen Ebene, wo Sprecher und Hörer miteinander kommunizieren und wo Sprecher- und Hörereinstellungen vorliegen. – Die folgenden beiden Beiträge verlassen die Textebene und somit textinterne Normen und behandeln textexterne Normparadigmen wie Wörterbücher und Stilbücher. Nach zwei äußerst witzig formulierten persönlichen Impressionen zur augenblicklichen Normdiskussion, der «Normengläubigkeit» und dem diesbezüglichen «terminologischen Babylon», was der Verfasser anhand von Ausdrücken seines Leo Pehzeh («das ist die wohlklingende Langform von PC, welches die Abkürzung von *Personal Computer* ist», p. 74) in anekdoten- und persiflagenhafter Weise demonstriert («Das Raus nennt man Output. Die Output-Mechanik ist leider zur Zeit ein bißchen puttputt: zuviele Anwender. Das mag Leo nicht», p. 75), versucht H. E. Wiegand in *Von der Normativität deskriptiver Wörterbücher. Zugleich ein Versuch zur Unterscheidung von Normen und Regeln* (p. 72–101) zunächst Regeln und Normen voneinander zu unterscheiden. Im Gegensatz zu Wittgenstein will der Verfasser diese nur als Regeln für das sprachliche Handeln gelten lassen. Wer

Normen setzt, so Wiegand, wählt aus dem, was Menschen *qua* Regeln können, etwas aus, nämlich das, was sie sollen, nicht dürfen, etc. Die Auswahl erfolgt unter Rückgriff auf Regel-formulierungen, die selbst deskriptiv sind. Normen setzen also vorgängig die Existenz von Regeln voraus. Es wird deutlich, daß Wiegand unter Regel den deskriptiven, unter Normen den normativen Bereich meint. Vor diesem Hintergrund untersucht er deskriptiv sein wollende Wörterbücher im Hinblick auf ihre präskriptiven Elemente (z. B. Orthographie, semantische Regeln). Ob sich allerdings der implizite oder explizite Anspruch sinnvollerweise allein aus den Wörterbucheinleitungen darlegen läßt, wie es Wiegand tut¹, wagen wir zu bezweifeln. Eine genauere Analyse müßte sich hierfür vielmehr an den einzelnen Artikeln orientieren. – Anders als im Titel *Über die Notwendigkeit von und das Unbehagen an Stilbüchern* (p. 102–115) angekündigt, setzt sich H. Rupp mit einem einzigen Stilbuch auseinander, und zwar dem von Wolf Schneider, *Deutsch für Profis*, wohl eher eine populärwissenschaftliche Publikation. Diese kritische Analyse deckt den zweiten Teil des Titels ab, das Unbehagen; die Notwendigkeit von Stilbüchern scheint sich bei Rupp in dem Appell an die Sprachwissenschaftler zu erschöpfen, einen «Wegweiser zu einem guten Stil zu schreiben» (p. 115). – Die beiden letzten Beiträge der Publikation sind der Syntax gewidmet. H. Weinrich stellt in *Klammersprache Deutsch* (p. 116–145) zu Recht fest, daß in jeder Normalität (Deskriptivität) eine Normativität (Präskriptivität) enthalten und oft auch versteckt ist, denn jede Beschreibung eines Sprachgebrauchs, der als normal ermittelt werden soll, gehorcht selber bestimmten Beschreibungsnormen, die jeweils zu explizieren sind. Dies demonstriert Weinrich an einem Beispiel aus seiner *Textgrammatik der deutschen Sprache*, die das Verb in den Mittelpunkt der syntaktischen Beschreibung stellt und somit die ganze Grammatik vom Verb her organisiert. Weinrich entscheidet sich für diese Beschreibungsnorm, weil die Zweiteiligkeit des Verbs in der deutschen Sprache die Normalstellung repräsentiert. Unter dieser methodischen Voraussetzung gewinnt nun die Klammerbildung besondere Bedeutung; in diesem Zusammenhang spricht er vom Vorverb und vom Nachverb («kam... entgegen»), wobei das Vorverb die Bedeutungserwartung, das Nachverb die Erfüllung der Bedeutungserwartung enthält. Beide Elemente sind gleichrangige Bestandteile des Verbs; deshalb setzt er eine finite Form (statt der gängigen Auffassung des Infinitivs) als deskriptive und didaktische Normalform an. Anhand eines Textbeispiels von Canetti diskutiert Weinrich nun nacheinander lexikalische Verbklammern, deren hohe Frequenz ganz besonders in der gesprochenen Umgangssprache deutlich wird. Dabei übernimmt das Vorverb wichtige grammatische Determinanten, wogegen das Nachverb als lexikalischer Informationsträger, der vorwiegend invariant bleibt, fungiert. Hierzu rechnet er auch die Prädikationsklammern («war ... belebt»). Daneben postuliert er grammatische Verbklammern, die er in Valenzklammer (Passivklammer, Infinitivklammer), Modalklammer und Tempusklammer subkategorisiert. Auch hier stellt er dieselbe Funktionsteilung zwischen Vor- und Nachverb fest. Darüberhinaus analysiert der Verfasser das Verhalten dieser Phänomene beim Zusammentreffen verschiedener Klammertypen zu einem syntaktischen Arrangement. Ferner spricht Weinrich noch die Junktionsklammer an, die sowohl Lexikalklammern als auch sämtliche Grammatikklammern zu inkorporieren vermag. – H. Sitta, *Satzverknüpfung als Problem der Textkonstitution in der Schule* (p. 146–168) stößt mit seinem Beitrag in den didaktischen Bereich vor. Schriftlichkeit zeige gegenüber mündlicher Sprach-

¹ Cf. auch die Studie von ELISABETH MAIER, *Studien zur Sprachnormtheorie und zu Konzeption der Sprachnorm in französischen Wörterbüchern*, Frankfurt a. M. – Bern – New York – Nancy. Cf. dazu unsere Besprechung. *VRom.* 47 (1988).

verwendung wesentliche Reduktionen (Reduktion der Interaktionalität, der außerverbalen Kommunikationsmöglichkeit, der pragmatischen Kontextualität; vgl. auch die Defizite bei Gauger, cf. o.). Demgegenüber stehen gewisse Ausgleichsstrategien auf der Ebene der Schriftlichkeit, mit denen die Reduktionen aufgefangen werden; dazu gehört ein differenzierterer Gebrauch von syntaktischen Strukturen. Grundsätzlich gelte bei schriftlichen Texten eine Verpflichtung zu «rigiderer Einhaltung von Normen». Sitta diskutiert fehlerhafte kausale Verknüpfungen im Deutschen anhand eines Schulaufsatzes. Er schließt seine Analyse mit verschiedenen Postulaten: Unsere Generation stehe vor einer großen Herausforderung, denn «es geht um nicht weniger als die Erhaltung und Ausbreitung einer hohen Sprachkultur» (p. 167), an der sich «unser Sprachgebrauch ... ausrichten kann» (*loc. cit.*); die «hochmütige Abstinenz» der Linguisten gegenüber Normen müsse zugunsten einer Unterstützung der Institutionen, «die mit Sinn für Verantwortung an Normierung arbeiten» aufgegeben werden (p. 168). Abgesehen von der Problematik solcher Postulate, z.B. der Forderung einer Sprachkultur in einer Zeit, wo man sich der Notwendigkeit und der Existenzberechtigung der Varietäten durchaus bewußt ist, fällt dieser Aufsatz durch seine Schulmeisterhaftigkeit aus dem Rahmen der vorliegenden Publikation.

Gesamthaft gesehen scheinen die Beiträge der Publikation eher populärwissenschaftlichen Charakter zu haben. Auf jeden Fall dürften sie das Zielpublikum der Nicht-Fachleute anvisieren. Ein Hinweis in dem (fehlenden) Vorwort auf diesen Sachverhalt wäre nicht nur für den Rezensenten sehr hilfreich gewesen.

Petra M. E. Braselmann



GÜNTER HOLTUS, EDGAR RADTKE (Hg.), *Sprachlicher Substandard*, Tübingen (Niemeyer) 1986, 229 p. (*Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 36).

La sociolinguistica ha attirato l'attenzione verso i fatti linguistici substandard, tradizionalmente relegati ai margini della descrizione. Tuttavia, un'analisi accurata delle varietà substandard, nonché lo stesso statuto teorico della nozione di substandard, sono ancora lungi dall'aver trovato un soddisfacente approfondimento: si sa che è substandard tutto ciò che dell'uso linguistico non è riportabile alla norma standard della corretta lingua, ma è evidente che un semplice opporre substandard a standard, implicando sotto il primo termine quello che è «popolare» o «familiare» o «parlato» o «volgare» o «gergale», ecc. non chiarisce molto le cose. Un importante passo nella direzione di un chiarimento è rappresentato dal volume che qui recensiamo.

Frutto dell'ennesima fatica di curatori di G. Holtus e E. Radtke, il volume contiene saggi di sette autori (compresi i curatori) sulla problematica del substandard. Accanto a contributi che non interessano direttamente il romanista, quali quelli di W.H. Veith sul tedesco e di W. Viereck sull'inglese, e ad un ampio saggio di Ch. Schmitt su «Der französische Substandard», vi troviamo quattro lavori di interesse generale.

U. Ammon, «Explikation der Begriffe 'Standardvarietät' und 'Standardsprache' auf normtheoretischer Grundlage» (p. 1-63) prende in esame, con l'aiuto dei rigorosi strumenti della logica formale, i tratti definitivi che sono stati variamente assegnati alla nozione di (lingua) standard: *überregional, ober-schichtlich, invariant, ausgebaut, geschrieben, kodifiziert*. Nessuno di questi tratti, sia che li prendiamo nella versione forte che in quella debole, mostra di essere tale da rispondere esattamente ai dati empirici a cui ci riferiamo con l'etichetta di standard. Solo *kodifiziert* sembra poter essere assunto a criterio definitorio per la

nozione di standard, qualora si assuma, in base alla teoria delle norme, che esista un *linguistischer Kodex* su cui possano essere appoggiate le prescrizioni d'uso eventualmente necessarie, e quindi si tenga conto sia della codificazione esplicita sia di quella implicita.

In questa sede non si può entrare in particolari nell'accurato e stringente procedimento argomentativo di Ammon, che sa adoperare il rasoio di Occam con convincente ed ammirevole lucidità; si potrebbe però osservare che sembra anche lecito ammettere, quando riscontriamo che la nozione di standard non è definibile senza residuo in nessuna delle proprietà che si assumono come potenzialmente definitorie (dato che ciascuna singolarmente presa ammette controesempi), che si tratti di un concetto plurifattoriale, come molti in sociolinguistica. I tratti enumerati e discussi da Ammon potrebbero ragionevolmente essere assunti (magari assieme ad altri ancora, quali risultano per es. dai noti lavori di Haugen o di Garvin/Mathiot) come ingredienti di una nozione prototipica di (lingua) standard, che possono anche non comparire tutti nei vari elementi linguistici che vengono designati come standard, ma che nella loro somma costituiscono indubitabilmente l'insieme di proprietà dello standard. Non è uno sforzo troppo grande, per il guadagno esplicativo che se ne ricava, tentare di ridurre in maniera formalmente ineccepibile un concetto come standard a un solo tratto definitorio essenziale (qui, 'codificato')?

J. Albrecht, «'Substandard' und 'Subnorm'. Die nicht-exemplarischen Ausprägungen der 'Historischen Sprache' aus varietätenlinguistischer Sicht» (p. 65-88) è la prima parte di un ampio saggio destinato a trattare la fenomenologia del substandard e della 'subnorma' in francese, italiano e tedesco sulla base della *Varietätenlinguistik*. Nel presente volume si affrontano i preliminari teorico-metodologici della descrizione della variazione, secondo un approccio fondamentalmente coseriano. La *Varietätenlinguistik* che Albrecht ha in mente è infatti basata sul modello dell'architettura di una lingua storica, che Coseriu ha ripreso e elaborato a partire da Flydal, e che secondo l'autore è nettamente superiore ai modelli proposti dalla sociolinguistica americana. Va detto che tale superiorità non è immediatamente evidente, dato che nozioni come la lingua *xar'évɛpɛɪav* o anche come la stessa architettura di una lingua, fondamenti dell'edificio teorico coseriano, rimangono sostanzialmente prive di rilevanti conseguenze tecniche sulla descrizione dei fatti linguistici. Occorrerà pertanto aspettare la seconda parte del lavoro per valutare meglio le possibilità e i risultati di un approccio del genere: certamente, i preliminari rappresentano un'ottima introduzione, chiara e ben fondata, alla descrizione della variazione linguistica e dei rapporti fra standard e substandard, con corrette precisazioni terminologiche anche su nozioni ampiamente usate (quali diastratico, diatopico, diafasico), non sempre in maniera conforme al valore che effettivamente dovrebbero avere.

G. Holtus, «Standard und Substandard als grammatikalisches Problem» (p. 89-104) ci porta su un terreno più concretamente empirico: come standard e substandard vengano definiti nelle descrizioni grammaticali esistenti, facendo riferimento al francese. Dalla sua analisi risulta che, nonostante abbondino le formulazioni programmatiche circa ciò che è standard e ciò che è substandard, la situazione è ancora non molto soddisfacente, poiché da un lato «divergieren die Aussagen zum Teil derart erheblich, daß in Einzelfällen sogar widersprüchliche Angaben auftreten» (per es., nei due casi sintomatici della negazione e dell'accordo del participio passato; p. 102), e dall'altro manca tuttora «ein kohärentes und systematisches Gliederungsprinzip» (p. 103) per la fissazione della norma.

Una dimensione storica al problema è offerta da E. Radtke, «Substandard als ästhetische Wertung in der Sprachgeschichte» (p. 105-123), che prende le mosse dalla presenza di forme substandard, volgarismi ecc. nei manuali per l'insegnamento dell'italiano e del francese a non nativi fra inizio Seicento e inizio Ottocento per discutere la valutazione estetica spesso connessa alle sanzioni circa la norma del buon parlare.

Senza soffermarci oltre sul contenuto del volume (ma non si può sottacere l'ampio e ricco panorama che Ch. Schmitt, a p. 125-185, dà, sia dal punto di vista sincronico che da quello diacronico, del francese substandard, che nella dimensione puramente linguistica comprende *fr. régional*, *fr. populaire*, *fr. familier*, *fr. vieux/vieilli* oltre a *konnotierte Berufsjargons*, e nella dimensione etnolinguistica comprende *fr. vulgaire* e *fr. argotique*; p. 159), non v'è che da aspettare con grande interesse un secondo volume sul medesimo argomento, promesso dai curatori.

Gaetano Berruto



PHILIPPE WOLFF, *Les origines linguistiques de l'Europe occidentale*, deuxième édition revue et mise à jour, Toulouse (Publications de l'Université de Toulouse-Le Mirail, série A, tome 48), 1982, 175 p.

Es handelt sich um die zweite Auflage eines 1970 erstmals bei Hachette publizierten Werks (cf. dazu die Rezensionen von K. Baldinger in *ZrPh.* 89 [1973], 300-302 und X. Ravier in *RLiR* 39 [1975], 468-570). Die hier besprochene überarbeitete Neuverlage (cf. dazu auch die Anzeige von K. Baldinger in *ZrPh.* 99 [1983], 625) ist dem Andenken von J. Séguéy gewidmet. Gegenstand des Buchs ist die Genese der verschiedenen westeuropäischen Großsprachen, wobei eine eher den Laien ansprechende, gleichwohl aber thematisch diversifizierte Art der Darstellung gewählt wird. Die solcherart notwendige Faktenverdichtung ist aber auch für den Fachmann durchaus reizvoll: dies umsomehr, als der Verfasser ein weitläufig beschlagener Kenner der Historie Westeuropas ist und v.a. um die diachrone Problematik sozialer, geographischer und kultureller Mechanismen aller Art sehr gut Bescheid weiß. Wiewohl man als Linguist nicht allen Ausführungen des Autors vorbehaltlos zustimmen kann, muß doch anerkannt werden, daß hier eine vortreffliche Sprachgeschichte Westeuropas (seit den Römern) zustande gekommen ist.

W. läßt bei seinen Darstellungen nie die vielfältigen Wechselbezüge zwischen den Sprachen Westeuropas außer Acht und hat stets ein waches Auge für die Probleme von Mehrsprachigkeit, Translation, Normensetzung, Ausbildung sprachlicher Gruppenidentitäten und für die Verzahnung von Sprache und Nation. Er weiß die Rolle von sprachnormierend wirksamen Autoren wie Dante, Caxton, Luther und Nebrija ebenso zu würdigen wie die Bedeutung des Buchdrucks bei der Herausbildung der modernen Dachsprachen oder die Wichtigkeit der «réflexion linguistique» für die Herauskristallisierung einer in Sprachtraktaten, Grammatiken und Wörterbüchern niedergelegten Hochnorm. W. beschreibt das Heranwachsen der einzelnen europäischen Großsprachen (romanische Sprachen, Englisch, Deutsch, Niederländisch; ausgeklammert bleiben der skandinavische, slawische, keltische und magyrische Raum) nicht in diesen gewidmeten isolierten Kapiteln, sondern bietet synchrone Querschnitte durch den romanisch-germanischen Kernraum Europas unter besonderer Hervorhebung bestimmter sprachgeschichtlich bedeutender Faktoren. Die Kapitelüberschriften lauten:

1. Introduction, 11-26;
2. Origines lointaines, 27-42;
3. La période de formation, 43-71 (mit u.a. sehr klugen Bemerkungen zur Problematik «à quelle époque a-t-on cessé de parler latin?»);
4. La tour de Babel, 73-90 (zur karolingischen Periode);
5. Cristallisation, 91-129 (Hoch- und Spätmittelalter);

6. De Dante à Caxton, Luther et Nebrija, 131-156;

7. Conclusion, 157-163;

Bibliographie (zu den einzelnen Kapiteln), 165-168.

Der laufende Text enthält zur Illustration und Verdeutlichung auch einzelsprachliche Belegformen sowie Zitate und wird durch 12 klug ausgewählte und graphisch ansprechend realisierte Kartogramme trefflich ergänzt. Alles in allem: eine gut gelungene «Summa» für ein primär dem Bildungsideal des «honnête homme» verpflichtetes Leserpublikum.

Hans Goebel



ISO BAUMER, *Jakob Joseph Matthys. Priester - Sprachenkenner - Dialektologe*, Stans (Historischer Verein Nidwalden) 1985, 296 p. (*Beiträge zur Geschichte Nidwaldens* 42)

Gegenstand der Untersuchung sind Leben und Werk des zu seiner Zeit fast unerkannten und heute kaum bekannten nidwaldischen Priesters und Sprachgenies Jakob Joseph Matthys (1802-1866). Matthys, der als Sohn eines Tagelöhners und Kleinbauern geboren wurde, der bis zu seinem 21. Lebensjahr insgesamt nur 30 Tage die Schule besuchte «und der erst nach dem einundzwanzigsten Lebensjahr das Gymnasium und das Theologiestudium durchheilte» (p. 1) und der dann als Kaplan in Maria-Rickenbach (1831-1845) und anschließend als Kaplan in Dallenwill (1845-1864) tätig war, hat nicht nur mit z.T. völlig unzureichenden Methoden eine unglaublich hohe Zahl von Sprachen erlernt, sondern auch intensiv den Dialekt Nidwaldens erforscht.

Matthys schrieb eine 34 Kapitel umfassende, fortlaufend in je einer anderen Sprache (Sanskrit, Persisch, Griechisch, Latein, Chinesisch, Französisch usw. usw.) abgefaßte Autobiographie, die der Verfasser samt der von Matthys selbst angefertigten deutschen Übersetzung hier erstmals ediert (p. 141-219). Er erstellte ferner eine englische (heute noch erhaltene), eine spanische und eine altprovenzalische (beide verloren) und eine Nidwaldner Grammatik - letztere wird vom Verfasser im Anhang des Werkes (p. 221-282) erstmalig veröffentlicht - sowie ein 611 Seiten umfassendes Wörterbuch des nidwaldischen Dialekts. Außerdem arbeitete Matthys gemeinsam mit H.-J.-F. Parrat an dem Entwurf einer Welthilfssprache.

I. Baumer stellt in den ersten fünf Kapiteln seiner Studie (p. 1-54) ausführlich die Biographie Matthys' dar. Mit grossem Fleiß und viel Sorgfalt hat er alle nur möglichen Quellen zusammengetragen und ausgewertet. Gelegentlich (z. B. p. 15-19, 24-25) führen jedoch die ansonsten völlig überzeugenden Darlegungen recht weit vom eigentlichen Untersuchungsgegenstand weg.

Das 6. Kapitel (p. 55-104) befaßt sich mit Matthys als Sprachenkenner. Der Verfasser gibt hier die von ihm eingeholten Urteile von Spezialisten zu den aus der Autobiographie abzulesenden Sprachkenntnissen Matthys' wieder. Als «berechtigte(s) Erstaunen» (p. 73) hervorruftendes Gesamturteil ist festzuhalten, «daß Matthys nicht nur um die 40 Sprachen mehr oder weniger gut kannte, sondern daß er auch in acht verschiedenen Schriften schrieb» (p. 73). - Mir ist nicht ganz einsichtig, warum die Analyse der Sprachproben (p. 58-71) nicht dem Text der Autobiographie folgt; ein solches Vorgehen wäre wesentlich übersichtlicher gewesen. Ganz problematisch wird es in diesem 6. Kapitel dort, wo sich der Verfasser in dem mit «Das Phänomen der Polyglottie» überschriebenen Abschnitt (p. 92-104) auf theoretisches Terrain vorwagt. Hier geht er nicht nur weit vom Thema ab; hier stellt er auch z.T. völlig banale, z.T. völlig unhaltbare Thesen auf (cf. die Definition des Begriffs

Polyglottie, p. 99; die abstrusen Ausführungen zur Tiefenpsychologie, p. 103). Die theoretische (und hier eigentlich überflüssige) Analyse scheint nicht die Stärke des Verfassers zu sein. – So ist auch – um dies vorwegnehmend zu sagen – das 8. Kapitel «Biographie und Autobiographie» (p. 131–139) absolut nicht überzeugend. Das, was dort gesagt wird, hätte allenfalls, da es sich um die Erläuterung des methodischen Vorgehens handelt, in die Einleitung gehört.

Im 7. Kapitel (p. 107–129) befaßt sich der Verfasser mit Matthys als Dialektologen Nidwaldens. Er stellt treffend fest: «Kein Mensch vor oder nach Matthys hat den Nidwaldner-Dialekt mit gleicher Intensität, in Breite und Tiefe, durchforscht und dargestellt wie er.» (p. 105). Das durch Vollständigkeitsdrang gekennzeichnete Wörterbuch des Nidwaldnerischen gibt nicht nur alle im Sprachgebrauch wirklich vorhandenen, sondern auch alle theoretisch möglichen Paradigmata wieder. Die «Kleine Grammatik des Nidwaldner-Dialekts» bietet eine umfassende, äußerst detaillierte Beschreibung des Dialekts.

Trotz der auf die theoretischen Passagen der Arbeit bezogenen Kritik ist insgesamt festzustellen, daß der Verfasser eine für den Volkskundler und den Sprachwissenschaftler (speziell für den Dialektologen) wertvolle Arbeit vorgelegt hat. Sein Verdienst liegt darin, die Vita von J. J. Matthys so vollständig wie möglich aufgezeigt und zwei seiner Werke erstmalig ediert zu haben. Der krampfhaftige Versuch einer 'Theoretisierung' der Darstellung hat keinen Gewinn gebracht, sondern dem grundsätzlich positiven Gesamteindruck nur geschadet.

Arnold Arens



GERHARD ROHLFS, *Panorama delle lingue neolatine. Piccolo atlante linguistico pan-romanzo*, Tübingen (Narr) 1986, 312 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 283).

Les premiers atlas linguistiques romans étaient des atlas nationaux. Ensuite, on s'est mis à dresser, en France surtout, des atlas régionaux, lesquels, n'étant pas tous conçus selon un questionnaire et des directives uniformes, sacrifient la cohérence de l'ensemble national à la précision des données locales. Le présent atlas, au contraire, avec celui dont il n'est, aux yeux de l'auteur lui-même, que le prolongement (*Romanische Sprachgeographie*, München 1971), réalise la tendance opposée: il embrasse une unité plus vaste que le domaine national, à savoir la Romania entière, mais sacrifie beaucoup des données que comporteraient les atlas nationaux correspondants, et ceci d'autant plus qu'il est exécuté dans un format relativement réduit (in-octavo). – Chacun des ces trois types – l'atlas national, l'atlas régional et l'atlas panroman – se prête à des analyses fondamentalement différentes. Dans une optique synchronique, l'atlas régional permet en principe les analyses les plus fines, et notamment le dépistage des isoglosses dialectales; les atlas nationaux sont, de ce point de vue, des instruments plus grossiers; et l'atlas panroman, tel qu'il se présente actuellement, arrive en queue de ce classement; contrairement aux autres, il permet en revanche des analyses contrastives interlinguistiques. Dans une optique diachronique, les différences sont d'un autre ordre. L'atlas national et l'atlas panroman circonscrivent *grosso modo* un domaine constitué par la conjonction d'une langue commune, présente ou passée, et de l'unité politique sur laquelle elle s'appuie; dans le cas de l'atlas national, il s'agit du domaine d'une langue standard moderne, et dans le cas de l'atlas panroman, du monde romain latinophone; l'atlas régional résulte en revanche d'un découpage de l'espace auquel ne correspond pas forcément une unité politico-linguistique. Aussi, dans l'optique diachronique, seuls les deux premiers types d'atlas se prêtent-ils à une analyse de l'ensemble organique qu'est une langue

commune et à l'application des principes géographiques, lesquels se fondent notamment sur les zones conservatrices éloignées des centres de diffusion et adossées aux limites politiques qui entourent le domaine; encore faut-il, bien sûr, que les évolutions ainsi analysées soient contemporaines de l'unité politique sur laquelle s'appuie la langue commune, c'est-à-dire qu'elles se situent à l'époque moderne dans le cas d'atlas nationaux et soient contemporaines de l'antiquité romaine dans le cas de l'atlas panroman; les atlas régionaux, dont nul ne songe à minimiser l'intérêt, même pour une approche diachronique, ne se prêtent en général pas à une étude systématique de ce genre. Comme donc l'atlas panroman rend possible des analyses diachroniques auxquelles les atlas régionaux ne se prêtent pas et qu'il donne accès à une période de l'histoire de la langue à laquelle les atlas nationaux ne donnent pas accès, on peut poser qu'il constitue pour les études romanes un instrument de travail inédit.

Le volume dont je rends compte ici, préparé avec la collaboration de spécialistes de plusieurs parlers romans, contient, après une introduction très brève (p. 13-15), 275 cartes, classées dans l'ordre alphabétique de la forme italienne. Les formes sont données en principe dans l'orthographe usuelle des parlers respectifs. Les cartes détaillent les langues «nationales» du Portugal, de l'Espagne, de la Catalogne, de la France, de l'Italie et de la Roumanie, ainsi que quelques groupes de parlers dépourvus de centre dominant, à savoir les domaines gascon, occitan, sarde, grison et frioulan. Toutes les formes sont modernes. Quelques notes brèves (p. 294-301), introduisant çà et là la dimension diachronique, complètent certaines des cartes, et des index, dont un en français, facilitent la consultation.

En parcourant les cartes, on constate que les principales parties du discours y sont représentées: le substantif, l'adjectif, l'adverbe (10 *aussi*, 11 *encore*, 61 *ainsi*, 127 *hier*, 130 *là*, etc.), le verbe, parfois sous une forme autre que l'infinitif (72 *dormi*, 207 *pu*), et des particules (91 *jusque*). Ce sont des mots exprimant des notions courantes, pour la plupart concrètes, tels que des noms d'animaux sauvages et domestiques, de plantes, d'instruments et produits agricoles, de métiers, de parenté, de parties du corps, des unités du temps, des couleurs, des déictiques locaux et temporels; les verbes sont également parmi les plus courants et se réfèrent à des concepts concrets (12 *aller*, 20 *danser*, 25 *boire*, 46 *chercher*, 66 *coudre*, 164 *caler*). Quelques cartes présentent un syntagme (185 *les os*) ou une proposition (82 *j'ai fait*, 205 *si je pouvais*, 242 *c'est moi*, 270 *je veux savoir*). L'intérêt des cartes peut être d'ordre phonétique, lorsque toutes les variantes romanes sont issues du même étymon (2 *eau*, 260 *œuf*); il est d'ordre morphologique dans les cas où certaines variantes sont des dérivés affixaux (263 *vecchio*, *bătrîn*, ...) ou lorsque la carte distingue les genres grammaticaux d'un substantif (88 *fiel*); il est enfin d'ordre lexical dans les cas où des mots d'origines diverses se rencontrent dans une même carte (3 *acuto*, *ascuțit*, *puntudu*, ...).

Comme cela a été signalé plus haut, les atlas qui embrassent la Romania entière sacrifient forcément la précision dans le détail à la cohérence de l'ensemble. Sur ce point, l'atlas que Rohlfs a publié en 1971 compensait dans une certaine mesure l'imprécision des cartes par des commentaires abondants et des données bibliographiques. Mais le présent ouvrage ne nous offre guère que les cartes, c'est-à-dire des matériaux bruts minimaux. Cela ne signifie nullement que ce volume soit moins utile que le précédent; cela signifie seulement que l'utilisateur doit élaborer lui-même ses commentaires.

Ceci m'amène à la question de savoir à quel public cet ouvrage s'adresse et comment il convient de s'en servir. - A celui qui débute dans la linguistique romane, les cartes de cet ouvrage donnent simplement une idée à la fois de la cohésion interne du domaine roman (avec des cartes où toutes les variantes se rattachent à un étymon protoroman commun) et de sa bigarrure (dans des cartes où les variantes révèlent des origines hétérogènes). - Cependant, manié par un romaniste expérimenté, cet ouvrage peut être exploité beaucoup plus

avant, soit dans l'enseignement universitaire, soit dans la recherche. Sur le plan synchronique, par exemple, on peut en dégager diverses observations ressortissant à la linguistique contrastive, telles les oppositions entre les concepts «ici» et «là» (213, 130) ou entre la dénomination de l'arbre fruitier et celle du fruit qu'il porte (179 *olivier* / 178 *olive*, 170 *noyer* / 169 *noix*). Sur le plan diachronique, on trouve illustrées dans cet atlas quantité de règles de correspondance phonétique (cf. les cartes 88 *fiel* et 159 *miel*, ou 147 *mère* et 187 *père*), de faits dérivationnels, de phénomènes imputables aux strats; on peut, d'une manière générale, dans mainte carte, en l'interprétant selon les principes de la géographie linguistique, éclairer l'évolution du lexique roman (par exemple la filiation des types DIEM, DIA et DIURNUM, 116), et, par la confrontation de ces cartes, faire apparaître soit la systématisme de certaines évolutions non phonétiques (cf. la distribution analogue des genres dans 88 *fiel*, 149 *mer*, 159 *miel* et 223 *sel*) soit leur spécificité. - Il faut pourtant mettre l'usager en garde contre les risques que comporte le caractère sommaire des cartes; la limitation inévitable des matériaux modernes et l'absence de données anciennes peuvent fausser l'interprétation historique; je montre ailleurs («MAGIS et PLUS en protoroman», à paraître dans *Romanistisches Jahrbuch*) que Rohlf's a sans doute interprété d'une manière erronée la carte 4 de son atlas de 1971.

A ma connaissance, ce volume, combiné avec celui de 1971, offre pour la première fois un corpus cartographique d'une certaine étendue couvrant la Romania entière. Utilisé à bon escient, il peut rendre de grands services et ne manquera pas de stimuler la réflexion sur la genèse des parlers romans, encore si obscure à bien des égards.

Robert de Dardel



LORENZO RENZI, *Nuova introduzione alla filologia romanza*, Bologna (il Mulino) 1985, 445 p.

Con la collaborazione di Giampaolo Salvi, che ha scritto fra l'altro il IV capitolo sulla grammatica generativa e le parti relative al portoghese, e di altri autori intervenuti qua e là, L. Renzi ha ripreso la sua precedente *Introduzione alla filologia romanza* (1976), ampliandola a un manuale ottimo per la didattica universitaria.

'Filologia romanza' va intesa qui essenzialmente come 'linguistica romanza': rispetto a opere consimili, il volume di Renzi spicca infatti a prima vista per l'ampiezza dello spazio lasciato alla linguistica in generale. Il sommario vede, dopo un'introduzione su definizione, ambito e prospettive della filologia romanza riferita all'ottica dell'italiano attuale (e qui Renzi, p. 19, prende una posizione drastica: «[...] farò come se i miei lettori non conoscessero il latino»; dichiarazione di principio certamente ardua per costruirvi un manuale di linguistica neolatina, ma che ha il merito di accettare senza falsi pudori l'effettiva situazione attuale diffusa presso gli studenti che si accostano alla materia), una prima parte dedicata interamente a un *Abriss* di linguistica e storia della linguistica, divisa in cinque capitoli su, rispettivamente, il pensiero classico, la linguistica storico-comparativa, lo strutturalismo, la grammatica generativa e la sociolinguistica.

La seconda parte entra decisamente *in medias res*, con un capitolo dedicato al latino e alla sua evoluzione verso il romanzo, una panoramica generale sulle lingue romanze, e un capitolo molto bello in cui si passano in rassegna, secondo una prospettiva fondamentalmente tipologica, i fenomeni grammaticali caratteristici delle lingue romanze in relazione alla posizione che vi ha l'italiano. Seguono, nella stessa parte seconda, un capitolo di semantica, con osservazioni sulla possibile caratterizzazione del lessico romanzo, e uno di fonologia, con un *Überblick* su italiano, portoghese, spagnolo, francese e romeno. La terza parte infine

tocca gli aspetti storici della materia, con un capitolo sui primi testi romanzi, uno sui caratteri delle lingue romanze medievali, uno sull'edizione dei testi antichi (esemplificata sul *Milione* nella traduzione toscana e sull'edizione interpretativa dell'iscrizione di San Clemente a Roma), e una rassegna finale, anch'essa molto bella, su campioni di testi, analizzati e commentati, da: latino classico e volgare, galego-portoghese, portoghese, spagnolo, francese antico e francese moderno, provenzale antico e occitanico moderno, friulano, italiano antico, dialetto napoletano e romeno. Un'appendice con alcune carte linguistiche corona il tutto.

Il volume che ne risulta è un volume molto moderno, raccomandabile appieno come introduzione aggiornata alla linguistica romanza. Va particolarmente apprezzata nell'autore una qualità che la tendenza attuale alla massima specializzazione rende sempre più rara a trovarsi: la capacità di dominare una vasta area disciplinare, dalle lingue romanze maggiori e minori alla linguistica teorica all'analisi e edizione dei testi alla filologia medievale. Renzi non solo espone, con uno stile spesso brillante e sempre chiarissimo ed accattivante, la genesi e lo stato attuale delle ricerche nei diversi settori della linguistica, applicandole alla romanistica, ma prende anche posizione originale su parecchi problemi, in maniera a volte fonte di discussione (per es., è difficile da accettare, pur se si appoggia a recenti idee soprattutto generativiste, che - p. 133 - nei tempi composti l'ausiliare costituisca la 'testa' e il participio passato il 'modificatore'; mentre sembra - *ibidem* - tutt'altro che «ardita», come la definisce Renzi, l'ipotesi che in un verbo finito il morfema personale sia il modificatore, e il tema verbale la testa), ma sempre argomentata e illuminante. Nel saggio eclettismo di impostazione teorica a cui Renzi si rifa, sono tuttavia evidenti due fili conduttori, costituiti da un lato dalla tipologia dell'ordine dei costituenti, e dall'altro da un moderato generativismo.

Le osservazioni critiche e le interpretazioni nuove abbondano in tutto il volume (per es., sulla genesi dell'articolo e del passato prossimo romanzo, a p. 143-152; o una nuova lettura data per l'ordine e l'attribuzione delle battute nell'iscrizione di San Clemente, p. 298-304), e non se ne può dar conto in questa sede. Su qualche minima menda esteriore (alcune delle opere citate nel testo mancano nella bibliografia finale - per es.: Tesnière 1962 - a p. 189 -, Soffietti 1949 e chi scrive 1970, a p. 224; ecc.; altra lacuna a p. 164 in nota 7; e sarebbe molto desiderato, in un'opera di questo genere, un indice analitico) si può tranquillamente sorvolare; così come non mette conto di soffermarsi su qualche minuscola imprecisione d'informazione su fatti marginali (per es., a p. 121, parlando di atlanti linguistici disponibili in Italia, occorrerebbe aggiungere che le inchieste dell'ALI non sono solo opera di U. Pellis, prematuramente scomparso, ma anche di altri raccoglitori, e che abbiamo il *Saggio di un Atlante linguistico della Sardegna* di B. Terracini e T. Franceschi, Torino 1964; a p. 174, «uovo» è *waf* solo in varietà orientali e meridionali del piemontese - cf. G. Berruto, *Piemonte e Valle d'Aosta*, Pisa 1974, p. 65-66, che credo sia la fonte in questo caso -, e non certo nel piemontese 'medio': la forma più diffusa nei dialetti piemontesi è *æv*; a p. 58, di nuovo, la coppia metafonetica *təf / tɪf* si trova non genericamente nel piemontese, bensì nella varietà biellese, che ha tratti peculiari tra le varietà piemontesi; ecc.), né su qualche pasticchetto nella composizione (a p. 60, p. es., son ripetute tre righe). Pecche del genere appaiono anzi qui minori che non in altre opere consimili di largo respiro, per le quali è peraltro fisiologico che la bontà della documentazione non possa essere parimenti assicurata per tutto il vasto spettro di cose trattate sin nei dettagli.

Gaetano Berruto



Actes du XVII^{ème} Congrès international de Linguistique et Philologie romanes (Aix-en-Provence, 29 Août-3 Septembre 1983). Vol. n° 5, *Sociolinguistique des langues romanes*, Vol. n° 7, *Contacts de langues. Discours oral*, Vol. n° 2, *Linguistique comparée et typologie des langues romanes*, Aix-en-Provence (Publications de l'Université de Provence/Diffusion Laffitte) 1984, 1985, 342 p. + 349 p. + 589 p.

Gli atti dei grandi congressi internazionali di linguistica diventano sempre più ingovernabili. I primi tre volumi del XVII Congresso di Linguistica e Filologia romanze tenutosi a Aix-en-Provence nel 1983, cominciati ad uscire separatamente alla fine del 1984, ammontano già a circa 1280 p., e sono in stampa altri 6 volumi! È chiaro che una mole di materiali di tal genere richiede anni e anni di lavoro per vedere la luce. Gli organizzatori hanno scelto la sola via possibile per far uscire gli atti entro un tempo ragionevole (anzi, nel nostro caso, con una celerità davvero inconsueta): «reproduire directement les dactylogrammes fournis par les auteurs de communication» (come leggiamo sul verso del frontespizio), a scapito della qualità tipografica. Certamente, si è così ottenuta una rapidità encomiabile, anche se la collaborazione degli autori stessi non sempre è stata altrettanto encomiabile, dando a volte risultati esteticamente assai brutti.

Il primo volume apparso, che raccoglie le comunicazioni della sezione di sociolinguistica e la relativa tavola rotonda, conta 24 contributi. Fra i temi più trattati, la sociolinguistica catalana, la varietà linguistica in Francia e in Italia, tendenze evolutive del francese. Purtroppo, più di un contributo appare offuscato da impostazioni eccessivamente ideologizzanti: è per es. difficile da condividere in sede descrittiva un giudizio come «Le Brésil est un pays monolingue. Cette affirmation admet, sans doute, des restrictions, mais elles n'affectent pas la splendide [*sic*] unité linguistique du pays», contenuto a mo' di conclusione in una comunicazione su «Aspects sociolinguistiques du Portugais au Brésil» (S. Elia, p. 69). Non mancano peraltro lavori assai interessanti, fra cui potremmo citare R. Chaudenson su «Français avancé, français zéro, créoles», E. Radtke sul francese parlato del XVII secolo come risulta dai manuali di lingue del tempo, R. Rindler-Schjerve su parallelismi e differenze fra lo *status* delle «langues régionales» in Sardegna e in Alsazia, oltre ai contributi dei canadesi, sempre metodologicamente molto accurati (P. Martel sull'interesse sociolinguistico delle variabili lessicali *film, dollar, voiture, presque* in francese del Québec - il problema del valore delle variabili sociolinguistiche a livello di lessico è ovviamente molto interessante per la teoria sociolinguistica -, N. Beauchemin su differenze lessicali tra uomini e donne nel francese parlato nel Québec), ecc. L. Còveri propone anche una stima quantitativa dei parlanti le varietà linguistiche presenti nel repertorio verbale dell'Italia contemporanea, seguendo un modello recentemente proposto da A. Mioni. Francamente un po' deludente risulta invece la tavola rotonda, in cui solo l'intervento di B. Schlieben-Lange su «La longue durée en sociolinguistique» si sottrae all'eccessivo ideologismo o alla genericità che permeano i diversi apporti.

Il secondo dei volumi usciti, che raccoglie le comunicazioni delle sezioni sul contatto di lingue e sul discorso orale e i contributi alla tavola rotonda su «Problèmes de l'enquête orale et de son exploitation dans les langues romanes», conta 27 lavori. Nella prima parte, segnaleremo gli interventi di G. Lüdi su problemi lessicali nel 'parlare bilingue' di immigrati svizzero-tedeschi a Neuchâtel, di A. Lupis e S. Panunzio sulle interferenze tra catalano e volgari italiani nel XV secolo, e di O. Profili su alcuni fatti di romanizzazione nella parlata greca di Corigliano d'Otranto in Puglia. Nella seconda parte, che conta anche qualche contributo specialmente dedicato alla metodologia d'indagine, è assai stimolante la discussione fatta da Cl. Blanche-Benveniste di alcuni aspetti della sintassi del francese parlato. La tavola rotonda, introdotta da J.-Cl. Bouvier e con gli interventi di Blanche-Benveniste,

T. Telmon, M. F. Bacelar do Nascimento, A. Quilis (che riferiscono su inchieste orali e relativa metodologia nella Romania in generale, a Torino, in Francia, a Lisbona, a Aix-en-Provence e nel mondo ispanofono), è molto ben riuscita, e mette per es. bene in luce le innovazioni di impostazione metodologica, a metà fra dialettologia e etnolinguistica, raccolte sotto il nome di 'ricerca sugli etnotesti'.

Il terzo volume apparso, che raccoglie i testi di due conferenze plenarie, le comunicazioni e la tavola rotonda su linguistica comparata e tipologia, conta ben 38 contributi. I temi specifici trattati sono innumeri, e si va da singoli problemi di comparatistica e di tipologia ai diversi livelli di analisi (fonetica e fonologia, morfologia - con particolare attenzione ai verbi -, sintassi e anche lessico - il livello più refrattario alla ricerca propriamente tipologica) a comparazioni interlinguistiche tra francese e spagnolo (B. Staib, W. Pöckl), francese e romeno (H. Frisch), francese, occitano, italiano e spagnolo (P. Kunstmann, sul *que* invariabile nelle relative e suoi corrispondenti). Più che le conferenze plenarie (di J. Herman sulla differenziazione territoriale del latino e la formazione delle lingue romanze, e di M. Wandruszka sul plurilinguismo nella Romania), potremmo qui segnalare per es. l'ampio saggio di H. Guiter sui valori discriminanti delle diverse componenti linguistiche (o livelli d'analisi: sulla base di vari tratti, opportunamente scelti, del lessico, della fonetica e della morfosintassi, vengono classificate le affinità o divergenze fra le lingue romanze, considerate a coppie. Per curiosità, si può notare che il computo ai diversi livelli d'analisi tende a dar risultati concordanti: per il lessico la massima vicinanza si ha fra catalano e spagnolo e la massima distanza tra francese e spagnolo da un lato e provenzale e romeno dall'altro; per la fonetica, rispettivamente fra catalano e spagnolo e fra spagnolo e romeno; per la morfosintassi, rispettivamente tra francese e romeno da un lato e - di nuovo! - catalano e spagnolo dall'altro e fra portoghese e romeno); quello di H. Geckeler, che propone un *abrégé* di descrizione tipologica dello spagnolo secondo il modello di Skalička; quello di D. Wanner, sulle origini della collocazione dei clitici romanzi; quello di Ž. Muljačić, sulle lingue in elaborazione romanze (applicazione del modello «standardologico» di Kloss sullo *status* delle varietà di lingua in un repertorio nazionale); o quello di M. Saltarelli sulla ristrutturazione sillabica dal latino all'italiano.

Molto interessante anche qui la tavola rotonda, con la partecipazione di Ž. Muljačić sulla tipologia delle lingue romanze in generale, di E. Ternes sulla tipologia romanza dal punto di vista fonetico e fonologico, di G. Ineichen dal punto di vista morfologico, di K.-H. Körner dal punto di vista sintattico e di H. Guiter dal punto di vista lessicale. Körner propone anche una serie di fenomeni la cui presenza permetterebbe di individuare grosso modo due tipi fondamentali di lingue romanze: da un lato, lingue con il *nominativus pendens*, l'articolo partitivo, l'accordo del participio passato, il *tensed complement* o completiva coniugata (come in *le vedemmo che arrivavano*), ed eventualmente l'ordine SVO e il pronome soggetto obbligatorio; dall'altro lato, lingue con coniugazione oggettiva, accusativo preposizionale, dativo con infinito, infinito sostantivabile, infinito con soggetto (compresa la variante «personale»), ed eventualmente posizione non fissa del soggetto.

Se si passa sopra l'eterogeneità implicita nel sistema stesso di riproduzione diretta dei dattiloscritti adottato, la veste formale dei volumi è dignitosa, con un solo errore evidente: nel vol. 2, quello tipologico, lo scambio dei frontespizi fra i contributi di W. Mánczak (p. 111) e di W. Dietrich (p. 477).

Gaetano Berruto



Bulletin du Centre de Romanistique et de Latinité tardive, Numéro 2, Décembre 1984, Nice (Université de Nice), 92 p.

Dans l'Avant-Propos, René Braun constate qu'un peu plus d'un an après le premier numéro, contre vents et marées, le Centre de Romanistique et de Latinité tardive a maintenu sa cohérence et poursuivi ses activités; il les a même étendues: à côté des recherches régionales, il a donné une place à l'ancien français, persuadé que l'éclairage de domaines et de problèmes connexes est l'acheminement le plus sûr vers la découverte du vrai. Les huit études qui composent ce numéro, littéraires (R. Braun, J. Nicolas), linguistiques (M. Pavel, A. Queffélec), linguistique et historique (J. P. Fighiéra), toponomastique (D. Pisella), archéologiques (M. Compan, C. Weiss) ont un commun dénominateur qui est leur référence à une civilisation et à une culture issues de la romanité antique ou à une aire géographique qui a vu cette civilisation, cette culture revêtir une forme particulière. Plusieurs études ont été inspirées par un sentiment de déférence, de fidélité ou d'amitié à l'égard du maître des études nissardes, André Compan, et il aurait même été légitime de lui dédier *jure proprio* ces «Mélanges»; seul le respect de sa volonté expresse et réitérée a interdit de réaliser cette œuvre de justice.

Les contributions sont les suivantes: René Braun, «La sagesse et la fin: sur une citation des 'Proverbes' dans la 'Vita Honorati'» (p. 3-9); Jean Nicolas, «Six ou sept? A propos d'une source inédite de Jacopone da Todi» (p. 11-14); Maria Pavel, «La détermination spatiale chez Chrétien de Troyes» (p. 15-19); Ambroise Queffélec, «La négation explétive en ancien français: une approche psycho-mécanique» (p. 21-43); Jean-Philippe Fighiéra, «Un texte en langue d'oc de 1590: l'inventaire du château de Breuil» (p. 45-59); Michel Compan, «A l'origine des oratoires: les piles funéraires en Provence orientale (I^{er} siècle avant, IV^e siècle après J.-C.)» (p. 61-67); Daniel Pisella, «Toponymes relatifs à la végétation naturelle de la commune de Lumio en Haute-Corse» (p. 69-77); Michel-Claude Weiss, «Les monolithes de la Corse: Etat de la question» (p. 79-89).

Marie-Claire Gérard-Zai



HELMUT STIMM/MANFRED BRIEGEL (Hg.), *Wörterbücher der deutschen Romanistik*. Rundgespräche und Kolloquien, Weinheim (Deutsche Forschungsgemeinschaft) 1984, 131 p. (Acta Humaniora).

Das Beratungsbedürfnis lexikographischer Vorhaben, das Fehlen eines entsprechenden institutionellen Rahmens und die große Anzahl von Wörterbuchprojekten in der deutschen Romanistik waren die motivierenden Faktoren für ein Rundgespräch über die von der DFG geförderten romanistischen Wörterbücher. Das vorliegende Bändchen beinhaltet die überarbeiteten Fassungen der 9 Kolloquiums-Beiträge. Jedes Wörterbuch-Unternehmen wurde in einem Referat von etwa 15 bis 20 Minuten Dauer vorgestellt; die jeweils daran anschließenden 20 bis 30-minütigen Diskussionen wurden leider für die Publikation nicht berücksichtigt. Wenn überhaupt, so werden diese nur im Schlußresümee von Max Pfister erwähnt.

Die Einleitung für die Publikation liefert Manfred Briegel von der DFG (p. 7-11), in der er auf die Grundlagenbedeutung und den Bearbeitungsaufwand lexikographischer Werke hinweist, die in der Regel einer eigenen institutionellen Sicherung oder einer meist langfristigen zusätzlichen Förderung bedürfen. Er betont gleichzeitig, daß die Forschungsgemeinschaft «diesen Anforderungen in Zukunft immer weniger nachkommen können [wird]» (p. 8). Nach der Kolloquiums-Eröffnungsrede von Helmut Stimm (p. 13-14), in der er auf

das primäre Ziel dieser Tagung, nämlich die gegenseitige Information und den Gedankenaustausch hinweist, folgt das in der Publikation vorgezogene Resümee von Max Pfister (p. 15-18). - Von den Beiträgen ist der von Günther Haensch über das *Nuevo diccionario de americanismos* (p. 93-104) der (laut Pfister) einzige von synchronisch-kontrastiver Ausrichtung; die weiteren 8 Projekte seien historisch orientiert.

Wir wollen uns zunächst dem einzigen streng synchronischen Werk widmen: Nach allgemeinen technischen Informationen kommt Haensch zur Darstellung des uns hier interessierenden lexikographischen Konzeptes, das dem Projekt zugrundeliegt. Im wesentlichen verweist er dabei auf bereits erschienene Artikel und greift nur Aspekte heraus, bezüglich derer sich das Wörterbuch von bereits vorliegenden lexikographischen Arbeiten zum Spanischen Gesamtispanoamerikas unterscheidet. Das kontrastive Prinzip bei der Auswahl der Stichwörter führt besonders aus folgenden Gründen zu einer geringen Übereinstimmung mit den vorliegenden Werken: Anders als diese registriert das *NDA* ausschließlich vom heutigen europäischen Spanisch abweichende Elemente des amerikanischen Spanisch. Fälle wie *tabaco*, *dopar* werden also nicht aufgenommen. Darüberhinaus berücksichtigt das *NDA* nur wirklich aktuell gebräuchliche Elemente mit hoher Frequenz. Die Kontrastivität spielt sowohl als Auswahlkriterium wie auch bei der Bedeutungsexplikation eine entscheidende Rolle. Statt der sonst üblichen semantischen Erklärung durch Synonyme oder Heteronyme werden keine Definitionen mit lexikalischen Elementen von geographisch begrenzter Geltung herangezogen. Besondere Explikationsprobleme ergeben sich für viele Pflanzen- und Tiernamen, die - ganz benutzer- und leserorientiert - allgemeinsprachlich definiert werden, um «dem zoologischen und botanischen Laien eine klare Vorstellung von der bezeichneten Realität ... zu geben». Auf phonetische und graphische Varianten wird im paradigmatischen Teil ebenfalls verzichtet. Der Beitrag schließt mit einem Auszug aus dem Buchstaben *ch* des *Nuevo diccionario de columbianismos*, dem Pilotprojekt, dessen zweite Phase das hier vorgestellte *NDA* sein wird. - Ebenfalls der Romania Nova gewidmet, jedoch etymologisch, ist das *Dictionnaire étymologique des créoles*, das von Annegret Bollée präsentiert wird (p. 49-59). Den Wortschatz aller Kreolsprachen zu erfassen, die sich in Amerika und im Indischen Ozean in der Kolonialzeit aus dem Französischen entwickelt haben, ist die primäre Zielsetzung des *DEC*, das in Bamberg bearbeitet wird. Eine zweite Forschungsstelle in London verarbeitet kreolische Wörter nichtfranzösischen oder unbekanntem Ursprungs. Während der frankokreolische Sprachschatz nach französischen Etyma lemmatisiert wird (cf. Musterartikel, Abb. 1), gliedert sich der nichtfranzösische Londoner Teil nach kreolischen Stichwörtern (cf. Musterartikel, Abb. 2). Man entschloß sich zu dieser Verfahrensweise, da einerseits in sehr vielen Fällen das Etymon nicht bekannt ist, andererseits aus Gründen der leichteren Benutzbarkeit. Allerdings muß man sich fragen, warum man bei einem Kooperationsprojekt nicht zu einer einheitlichen Konzeption gelangen konnte.

Die übrigen Projekte sind der Romania Antiqua gewidmet; folgende drei Beiträge behandeln dabei die Galloromania. Hans-Helmut Christmann nimmt mit dem *Altfranzösischen Wörterbuch (Tobler-Lommatzsch)* (p. 19-29) eine Sonderstellung ein, da es sich hier nicht um ein neues Projekt, sondern um die Weiterführung eines seit 1872 zum erstenmal angekündigten und seit 1915 erscheinenden Werkes aus «zweiter bzw. dritter Hand» handelt. Darum geht Christmann zurecht auch nicht mehr auf das bekannte Konzept ein; er beschränkt sich vielmehr auf die Diskussion einiger Punkte: so z. B. das Verhältnis zu anderen Wörterbüchern (*FEW*, *DEAF*, *DMF*), die neu unternommenen Arbeiten zur Publikation des noch ausstehenden Bandes (z. B. Gesamtliteraturverzeichnis, Verzettelung wichtiger Wörterbücher und lexikographischer und lexikologischer Sekundärliteratur, Einordnung dieser Ergebnisse unter dem jeweiligen Lemma). Darüberhinaus verfolgt Christmann

den von Frankwalt Möhren entdeckten Fehler, nach dem es im Tobler-Lommatzsch für 'Mispel' zwei fast identische Artikel gibt – und zwar in Band V unter dem Lemma *mesle* mit der Nebenform *nesle*, und in Band VI ohne Verweis den selben Artikel unter dem Lemma *nesle* mit Nebenform *mesle* – in seinen Ursprung zurück, und zwar anhand der Toblerischen Originalzettel. – Kurt Baldinger stellt gleich drei Wörterbücher vor, das semasiologische *DEAF* und die onomasiologischen *DAO/DAG*, die eine Einheit bilden (p. 31–38). Baldinger referiert den Werdegang dieser Unternehmungen, die eng an seinen persönlichen Lebensweg gekoppelt sind, und weist auf drei Strukturmerkmale des *DEAF* hin: 1. Es handelt sich um ein rein semasiologisches Wörterbuch, in viel strikterem Sinne als das *FEW*; 2. die Lemmata sind altfranzösische Wörter (im *FEW* Etyma); 3. doppelte Blickrichtung: nach «rückwärts» (besser: retrospektiv) bis zum Latein (wie *FEW* und nicht wie Corominas, der «unnötig kompliziert» und bis zum Indogermanischen geht), nach «vorwärts» (besser: prospektiv) in Richtung Neufranzösisch. – Der leider 1987 verstorbene Helmut Stimm stellte einige Überlegungen an zu seinem Projekt *Etymologisches Wörterbuch des Altprovenzalischen* (p. 39–48). Er beabsichtigte, den *Kleinen Levy* zu erneuern und zu einem etymologischen Wörterbuch umzugestalten. Er sah darin einen lexikographischen Bedarf, da bislang die Herkunft und etymologische Verwandtschaft eines altprovenzalischen Wortes nicht direkt ermittelt werden kann, sondern nur umständlich und nur teilweise über die Register des *REW* und des *FEW*. Zur besseren Darstellung seiner Konzeption gab Stimm fünf Artikel-Entwürfe. Die Bedeutung eines solchen Wörterbuchs für die gesamte Troubadourforschung dürfte unumstritten sein. – Seinen Beitrag zum *Lessico Etimologico Italiano* (p. 61–76), das den gesamten Wortschatz der italienischen Schriftsprache und der Dialekte Italiens, Korsikas, der Südschweiz und des Zentralladinischen umfaßt, möchte Max Pfister als zweigliedrig verstanden wissen: den ersten Teil soll die Darstellung der Konzeption des *LEI* einnehmen, und zwar anhand des Artikels *AEGYPTIUS*, der p. 68–70 für die Publikation abgedruckt ist. Dieser Teil ist – möglicherweise eine Folge der Überarbeitung für die Publikation – hier nicht realisiert, es sei denn durch die bloße Wiedergabe des Artikels. Im zweiten Teil will sich Pfister mit den zehn bisher erschienenen Rezensionen zu Faszikel 1 und 2 auseinandersetzen, was dann auch in der Tat seinen Beitrag ausmacht. Der Hauptkritikpunkt scheint darin zu bestehen (der Verfasser setzt sich ausführlich mit ihm auseinander), daß das «zeitgebundene» *FEW* als Vorbild für den italienischen Sprachraum fragwürdig sei. Das oft zurecht wiederholte Bedenken, das *LEI* sei viel zu breit angelegt, wird hier dagegen überhaupt nicht erwähnt. – Bodo Müller versteht es mit seinem Beitrag in überzeugender Weise, auf die Notwendigkeit des *Diccionario del español medieval* für die gesamte Romanistik hinzuweisen (p. 77–91). Müller sieht im *DEM* die Vereinigung eines historisch-deskriptiven und eines etymologisch-sprachwissenschaftlichen Wörterbuchs des älteren Spanisch, genauer: des gesamten spanischen Wortschatzes bis ca. 1300, in einigen Fällen unter Berücksichtigung der Entwicklungen des 14. und 15. Jahrhunderts bis Nebrija. Müller argumentiert folgendermaßen: Im Vergleich etwa zur lexikographischen Landschaft in Frankreich, ist man in Spanien mit der Erforschung des älteren Wortschatzes fast um 100 Jahre im Rückstand, ja in einem Vakuum, das durch das *DEM* gefüllt wird. Grundlegender Unterschied zu anderen Sammlungen altspanischer Lexik ist die Berücksichtigung nicht nur literarischer Texte, sondern aller Textarten, also auch der reinen Fach- und Gebrauchstexte, die in Spanien eine ungewöhnlich reiche Überlieferung haben. So ermittelte Vordatierungen (etwa im Vergleich zu den beiden etymologischen Wörterbüchern von Corominas und zum *Diccionario histórico de la lengua española*, cf. Tabelle p. 79) haben weitreichende Konsequenzen: Einerseits werden ganze genealogische Wortfamilien umzuschreiben sein, wie im Fall von *cortesano*, was geradezu ein Dogma der europäischen Kulturgeschichte berührt, denn dieses wurde bisher mit ital. *cortegiano* (laut Corominas

«1490, del it. *cortegiano*») ursächlich verbunden. Durch die Neudatierung der Wortform *cortetano* auf 1259 zur Bezeichnung eines bloßen 'Angehörigen des Hofes' ist man mit einer völlig neuen Situation konfrontiert: Italien hat dem Spanischen der Renaissance nur eine neue inhaltliche Füllung geliefert. Andererseits bietet eine exaktere Chronologie der Textwissenschaft neue sprachliche Kriterien für die Bestimmung von Entstehungszeiten sprachlicher Zeugnisse. So liegt z. B. schon aufgrund des p. 84–91 abgedruckten Artikels ABAJAR eine exaktere Datierung des *Cid* in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts nahe, wogegen die bisherige Forschung um ca. 1 Jahrhundert schwankt. Abschließend informiert Müller über Genese (entstanden aus Lehrveranstaltungen), Korpus (296 Titel, diverse Microfiches z. B. aus Madison) des Projektes und Struktur und Inhalt der Einzelartikel (die neben den für ein solches Wörterbuch üblichen Informationen u. a. auch Hinweise auf Lemmatisierungen des 15. bis 18. Jahrhunderts und linguistische Kommentare enthalten). – Auch Dieter Kremer will mit seinem Projekt *Glossar der altromanischen Berufs- und Standesbezeichnungen* (vorläufiger Titel; p. 105–127) eine Lücke schließen, und zwar im allgemein historischen und im etymologisch-wortgeschichtlichen Bereich. Er versteht seinen Ansatz als panromanisch, da er alle romanischen Sprachen berücksichtigt, soweit sie eine mittelalterliche Überlieferung vorzuweisen haben. «Altromanisch» meint «von den *origines*» bis zum Jahre 1300. Unter «Berufs- und Standesbezeichnungen» faßt Kremer neben dem Handwerk auch die freien Berufe, Ämter, Standesbezeichnungen, Titel und Anreden. Aufgrund des interdisziplinären Charakters dieses Projektes, das seinen Nutzen als Nachschlagewerk nicht nur für den romanistischen Sprachwissenschaftler haben soll, sondern u. a. auch für die verschiedenen historischen Wissenschaften, sind neben etymologischen, sprachhistorischen und sprachgeographischen Kommentaren auch Sachkommentare (mit Hinweisen auf entsprechende Bildungen der Antike und der Neuzeit) und Sprachkarten vorgesehen! Der innere Aufbau des Glossars dagegen ist noch nicht festgelegt. – Zuletzt wollen wir das einzige zweisprachige Projekt vorstellen, dem wir nur mit Mühe rein historisch-diachronische Ausrichtung, wie es Pfister in seinem Resümée meint, zusprechen können, und zwar *Das Rumänisch-deutsche Wörterbuch von H. Tiktin in Neubearbeitung* von Paul Mirón (p. 71–76). Die Überarbeitung des 1895–1925 in drei Bänden erschienenen Wörterbuchs (Tiktin¹) hatte sich mit vielen Aufgaben zu befassen: Bereinigung der Zitate nach den bibliographischen Quellen (Fehlerquote bei Tiktin¹ etwa 35%); zusätzliche Stichwörter aus Werken des 16. bis 19. Jahrhunderts; Korrektur von Tiktins völkerpsychologischen Fixationen und Kommentaren; Erweiterung bzw. Stützung durch zusätzliche Zitate eines Wortschatzes, der eher «der Tafelrunde von H. Tiktins Freunden in Iaşi» denn ein gesamttrumanischer ist. Darüberhinaus ist an Tiktin² neu – ein Novum auch für die rumänische Lexikographie –, daß für jedes Wort die erste Attestierung angegeben wird. Bei aller Erneuerungstendenz handelt es sich doch nur um eine Überarbeitung und nicht um ein neues Wörterbuch; so wird z. B. der Aufbau der Artikel beibehalten, werden Stichwörter (z. B. Geräte des Landsmannes) nicht eliminiert, obwohl keine Gewährsleute mehr anzutreffen sind, die diese Terminologien bestätigen. Bedauerlich scheint uns dabei zu sein, daß für den Benutzer nicht ersichtlich ist, was Original-Tiktin und was Ergänzung ist.

Der vorliegende Band bietet dem Leser einen Einblick in eine Reihe von (durch die DFG geförderte) Wörterbuchprojekte der Romanistik, die schon mehr oder weniger weit fortgeschritten sind. Für eine Publikation würde sich der Leser allerdings weniger (vielleicht beim Kolloquium angezeigte) DFG-Ovationen, weniger Ausführungen zu finanziellen und personellen Schwierigkeiten wünschen zugunsten einer (in manchen Beiträgen zu kurz gekommen) sachlichen und klaren Darstellung des zugrundeliegenden linguistischen Konzeptes.

Petra M. E. Braselmann

La critica del testo, a cura di A. STUSSI, Bologna (Il Mulino) 1985, 246 p. (*Strumenti di filologia romanza*).

Questa raccolta di studi sulla critica del testo allestita da Alfredo Stussi - al quale si deve pure un recente ma già collaudato manuale di *Avviamento agli studi di filologia italiana* (Bologna [Il Mulino] 1983) - è pensata esplicitamente per un «lettore non ancora specialista». Il curatore ha perciò orientato la sua scelta verso contributi «esemplari soprattutto dal punto di vista metodologico», privilegiandoli rispetto ad altri non meno rilevanti, ma, perché tecnicamente più ardui, poco adatti a un lettore principiante. L'ambito dell'antologia è ristretto alla critica testuale lachmanniana o neolachmanniana, anche se non mancano pagine di carattere più generale «dedicate a quelle conoscenze preliminari riguardo a manoscritti, biblioteche, cataloghi, materiale scrittorio ecc., senza le quali mal si procede nella *recensio*». I saggi, proposti in ordine cronologico, vogliono, nelle intenzioni di Stussi, «documentare lo sviluppo degli studi»: allo studente desideroso di un sapere più problematico e storicizzante si offre così ad esempio l'occasione di meditare sulle pagine, di ortodossa fedeltà lachmanniana, che Gaston Paris premise alla sua edizione della *Vie de saint Alexis*, sulle celebri obiezioni che al cosiddetto metodo del Lachmann mosse il Bédier, allievo del Paris, e sulla risposta del «neolachmanniano» Contini, che pure nel Bédier riconosce uno dei suoi maestri; a proposito poi di una questione più specifica, ma notoriamente cruciale, come quella della preponderanza degli stemmi bifidi è ovviamente istruttivo poter leggere a distanza ravvicinata le riflessioni di Bédier e quelle di Timpanaro¹. L'*Introduzione* (p. 7-31) di Stussi si raccomanda per la magistrale chiarezza con la quale sa sintetizzare l'essenziale di quelle procedure operative che costituiscono la critica testuale, fornendo i primi indispensabili ferri del mestiere e la relativa terminologia tecnica; e inoltre per come sa tracciare una breve ma esauriente storia della filologia testuale romanza da Lachmann in poi e di quella italiana da Rajna ad oggi.

Il volume si completa con delle utili *Indicazioni bibliografiche per ulteriori approfondimenti* (p. 231-34), con un *Indice terminologico* (p. 237-38) e con l'*Indice topografico dei manoscritti citati* (p. 245-46).

Pietro De Marchi

¹ Gli scritti antologizzati, ciascuno preceduto da una succinta notizia bio-bibliografica sull'autore, sono i seguenti: G. PARIS, «Premesse all'edizione critica della *Vita francese di sant'Alessio*» [dall'introduzione a *La vie de saint Alexis*, Paris (Frank) 1872, p. 2-15]; J. BÉDIER, «Obiezioni al metodo del Lachmann» [da *La tradition manuscrite du Lai de l'Ombre*, Paris (Champion) 1929, p. 1-21 e 69-71]; M. BARBI, «Per una nuova filologia italiana» [da *La nuova filologia e l'edizione dei nostri scrittori da Dante al Manzoni*, Firenze (Sansoni) 1938, p. XVI-XXX]; A. RONCAGLIA, «Il gap di Marcabruno» [da *Studi Medievali*, XVII (1951), p. 46-70]; D'A. S. AVALLE, «Varianti, varianti d'autore, rimaneggiamenti» [da *La letteratura medievale in lingua d'oc nella sua tradizione manoscritta*, Torino (Einaudi) 1961, p. 57-82]; P. O. KRISTELLER, «Scopi e problemi della ricerca di manoscritti» [da *Humanismus und Renaissance*, München (Fink) 1974-76, I, p. 210-21]; A. DAIN, «Il problema della copia» [da *Les manuscrits*, Paris, (Les Belles-Lettres) 1975, 3a. ed., p. 20-50]; A. VARVARO, «Critica dei testi classica e romanza» [da *Rendiconti dell'Accademia di Archeologia Lettere e Belle Arti di Napoli*, XLV (1970), p. 80-93]; G. CONTINI, «La critica testuale come studio di strutture» [da *La critica del testo. Atti del secondo congresso della Società italiana di storia del Diritto*, Firenze, (Olschki) 1971, I, p. 11-23]; C. SEGRE, «Errori di assonanza e rimaneggiamenti di copertura nel codice O della *Chanson de Roland*» [da *La tradizione della «Chanson de Roland»*, Milano-Napoli (Ricciardi), 1974, p. 194-205 e IX-XI]; M. de RIQUER, «Il romanzo in prosa e la diffusione della carta» [da *Orbis mediaevalis. Mélanges de langue et de littérature médiévales offerts à R.-R. Bezzola ...*, Bern (Francke), 1978, p. 343-51]; S. TIMPANARO, «Stemmi bipartiti e perturbazioni della tradizione manoscritta» [da *La genesi del metodo del Lachmann*, Padova (Liviana) 1981, nuova ed. riveduta e ampliata, p. 123-50].

LUIGI DA PORTO, *Rime*, a cura di G. GORNI e G. BRIANTI, Vicenza (Neri Pozza Editore) 1983, XXIV-102 p. (*Testi inediti o rari* 2).

Letterato e uomo d'armi vicentino attivo nei primi decenni del Cinquecento, amico intimo di Pietro Bembo, che gli dedicò due sonetti, Luigi Da Porto (1485-1529) è forse più noto per essere l'autore della *Historia novellamente ritrovata di due nobili amanti*, ossia della storia di Giulietta e Romeo che il Bandello prima e Shakespeare poi dovevano a loro modo riscrivere. L'opera del Da Porto oggi generalmente ritenuta più importante sono le *Lettere storiche*, ma non inutile, per una più corretta conoscenza del petrarchismo veneto, risulterà la rilettura del suo esile canzoniere (73 componimenti tra sonetti, madrigali e ballate), riedito e annotato per merito di Guglielmo Gorni e Giovanna Brianti. L'edizione si basa sul testo della *princeps* delle *Rime*, stampate postume insieme alla novella nel 1539 per le devote cure del fratello Bernardino Da Porto. La lezione tuttavia, non «esente da mende e trivializzazioni», come informa la *Nota al testo* (p. 79-82), è stata corretta in maniera che pare decisamente persuasiva in una ventina di passi; necessario si è rivelato anche riordinare l'interpunzione, «più irregolare della media cinquecentesca». Per quanto è del commento giova segnalare che i curatori, considerata l'ortodossia petrarchesca del Da Porto, hanno giustamente evitato di insistere nel «denunciare gli esuberanti prestiti petrarcheschi», preferendo «segnalare la presenza di altre voci», Bembo innanzitutto, ma anche Dante, Alberti, Poliziano, Boiardo, Sannazzaro, Bandello, Trissino. Il volume è corredato da una *Nota biografica* (p. XXI-XXIII), da un utile *Rimario* (p. 83-98) e da una *Introduzione* (p. V-XIX), nella quale Gorni raduna una serie di interessanti osservazioni: ad esempio sull'eclettismo tematico delle *Rime*, che danno «l'impressione di una koinè lirica volgare ancor più composita di altre anteriori al Bembo»; oppure sulle forme metriche, dove è da rilevare l'assenza di canzoni o sestine, «a conferma dell'adozione di un registro umile»; o ancora sul compiacimento onomastico «che consiste nella replicata iscrizione del proprio nome nei testi», e con tale frequenza che può non riuscire del tutto sorprendente che la figura retorica più tipica del Da Porto sia proprio la *rapportatio* (se ne veda un elenco a p. XIII). Venendo infine a parlare della struttura della silloge, Gorni sostiene che il canzoniere del Da Porto, forse perché pubblicato postumo, non rivela un organico ordinamento interno, anche se si possono individuare alcuni gruppi o nuclei di componimenti tematicamente o metricamente omogenei; per cui, meglio che di canzoniere, è opportuno discorrere, come si fa, di *Rime* del Da Porto.

Pietro De Marchi



ULRIKE BUSCH, *Die klitischen Pronomina des Italienischen. Kombinationen und syntaktische Klassen*, Tübingen (Narr) 1985, 119 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 273).

La sintassi dei pronomi atoni nelle lingue romanze costituisce un ambito di ricerca così interessante e problematico che il lettore s'aspetta, sotto un titolo come questo, un lavoro di ampia mole e vasta documentazione: l'esile volumetto di U. Busch non può che deludere. Argomento centrale del lavoro è la descrizione delle possibilità di combinazione dei clitici italiani (ovvero, la sintassi dei nessi di clitici), cui sono dedicati, dopo una breve discussione della bibliografia precedente (cap. 1.), i capitoli centrali: 2., sui nessi di due clitici, 3., sui nessi di tre pronomi, e 4. sui nessi di quattro [sic!] elementi; poi l'ultima parte del 5., e ancora il 6. e il 7., che traducono in regole formali quanto in sostanza era già stato detto. Il tutto è preceduto da una introduzione di U. Figge, che vorrebbe fornire il quadro teorico generale (un

modello della *Sprachproduktion und -rezeption* con configurazioni profonde di predicati ed argomenti ed algoritmi per la loro proiezione in superficie) in cui la specifica ricerca della Busch si inserisce: ma la presentazione è inevitabilmente troppo veloce per essere di vero aiuto al lettore (il nome di Figge ritorna poi in abbondanza nella bibliografia finale, dove dieci titoli sul totale non ampio di 32 sono suoi).

Il limite principale di questo lavoro è la drastica limitazione dell'ambito della ricerca: il taglio è rigorosamente sincronico (mentre la storia della sintassi dei clitici italiani, anche solo dei nessi, presenta vari interessanti problemi); non vi è cenno di comparazione con la situazione delle altre lingue romaze, e tanto meno di comparatistica più generale; problemi di variabilità interna sono esplicitamente lasciati a lato. L'analisi stessa è strettamente 'di superficie', senza alcun tentativo di trovare ad un qualche livello sottostante (per es. nei casi e/o nelle persone) delle possibili motivazioni: è noto che i pronomi atoni appartengono a classi di morfemi ad ordine fisso, ma ciò non significa che tale ordine sia del tutto arbitrario. Ma l'impostazione dell'A. è rigorosamente formale, e nulla concede a interessi diversi.

Veniamo più in concreto al contenuto del lavoro. Anzitutto, alla metodologia e ai dati utilizzati, che ovviamente condizionano tutti i risultati. L'autrice ha sottoposto esempi a parlanti nativi (dell'Italia del Sud, della Toscana e del Piemonte: la provenienza geografica è l'unico dato che su di essi abbiamo), chiedendo loro giudizi di grammaticalità, e tenendo conto solo di quelli su cui i giudizi concordavano (p. 21-22). Il rischio di una simile procedura 'a tavolino', non appoggiata ad un *corpus* di dati empirici, è duplice: da un lato, poiché la sintassi dei nessi è problematica per gli stessi nativi, i giudizi sui nessi meno frequenti non sono del tutto attendibili (e dai risultati si direbbe che siano stati troppo larghi); dall'altro possono non comparire nel materiale nessi possibili, che quindi rimarranno esclusi a priori. Di entrambi i pericoli l'A. è consapevole: preavverte infatti che non terrà conto di tutte le combinazioni possibili di clitici, ma solo di una 'grossa parte' di esse (p. 22), e scarta come non affrontabile nei limiti del suo lavoro il problema dei diversi livelli di accettabilità dei nessi meno usati (p. 31). Di fatto l'A. confida troppo nella separatezza fra 'grammaticalità' e 'accettabilità', dove il primo termine è per lei nozione non scalare e indipendente dal secondo: è una concezione formale e deduttiva della grammatica, che ci pare in generale discutibile (anche se, purtroppo, diffusa) e in pratica disconfermata dai risultati stessi del lavoro.

Un altro problema generale che emerge da tutto il lavoro è la nozione stessa di pronome atono, ed in particolare di unità morfematica all'interno del sistema dei clitici italiani. Anzitutto un punto specifico sorprende il lettore: alle forme normalmente note è aggiunto un pronome atono soggetto, non realizzato in superficie (forma 'vuota', o zero), di terza e sesta persona. La motivazione, come sembra di capire, è la seguente (p. 56): in italiano le riprese pronominali dei soggetti, in particolare alla terza persona, sono evitate se non strettamente necessarie per la comprensione (ma dobbiamo assumere che nel luogo citato, «Im Italienischen wirkt es meist störend, wenn ein Nomen in Subjektfunktion durch ein unbetontes Personalpronomen ersetzt wird», *unbetontes* sia un lapsus per *betontes*, poiché in italiano standard non vi sono pronomi soggetto atoni, salvo *si* impersonale); va assunto quindi un pronome soggetto zero. Si noti che ciò vale solo alle 3. persone sing. e pl., perché per le altre si assume che il soggetto sia marcato con i morfemi di persona sul verbo (p. 18). Curioso ragionamento, come si vede, e immotivato sia in morfologia (dove un morfema zero è individuato, di regola, sulla base di, e in opposizione a, un intero paradigma di morfemi non zero) sia per lo specifico interesse sintattico del lavoro (una forma zero non pone problemi di collocazione, né contribuisce a risolverli per le altre forme).

Ancora sull'individuazione delle unità nel sistema dei pronomi atoni, è da rilevare come la posizione venga assunta a criterio discriminante: il che porta a risultati di tutto buon senso

per es. là dove *si* impersonale viene distinto da *si* riflessivo (es. *lo si legge*, *impers.*, vs. *se lo legge*, *rifl.*: «lo legge per sé»), ed ancora a risultati accettabili ancorché non privi di problemi, come per es. la distinzione fra *mi*, *ti*, ecc. dativi e i corrispondenti accusativi (a noi paiono meglio trattabili come casi di neutralizzazione); ma porta anche a risultati sorprendenti là dove allomorfi come *mi*, *me* e *m'* (e tutte le forme analoghe) vengono trattati come categorie diverse a causa degli intorni diversi in cui compaiono. Il modo 'tradizionale' di considerare queste forme, appunto come allomorfi condizionati dai contesti, viene rovesciato, e di conseguenza il sistema dei clitici italiani, già di per sé non semplice, risulta ulteriormente complicato. La cosa rischia di avere conseguenze anche sull'argomento centrale del lavoro, la descrizione dei nessi: infatti - citiamo un esempio a caso - poiché l'A. è convinta che le forme elise (tranne l'accusativo *l'*) si abbiano solo davanti a verbo iniziante per *i-* (p. 107-108 e *passim*; si noti che ciò esclude casi normalissimi come *m'ha detto*, *v'era*, *s'udi*, etc.), non può tener conto di nessi con un dativo + *s'* impersonale, perché non trova verbi adeguati iniziati con *i-* (p. 40 e relativa nota 33 p. 114). Nessi del tipo *mi s'indicò la strada*, *gli s'è detto di no*, *le s'andò incontro* etc. non sono quindi previsti nelle regole combinatorie: un piccolo paradosso, causato dalla somma di una scelta metodologica discutibile e di una imprecisione di per sé del tutto superficiale (in tutti i sensi).

Altri problemi vi sono, come s'è detto, nella sintassi dei nessi. La breve discussione di punti problematici nella bibliografia precedente (cap. 1.) è condotta con buon senso: per es. è giusto il rifiuto della sequenza *se ne lo* a favore di *lo se ne* (es. *lo se ne informerà*, p. 26-27); è ragionevole che i dativi debbano precedere gli accusativi, anche se questi ultimi sono di persona diversa dalla 3.a (un esempio da un nostro corpus orale: *mi ti son perduto*, *stamattina!* nel senso «mi son perduto la tua relazione»; si tenga presente però che nessi di questo genere sono marginali, e lievemente marcati regionalmente); e così via. Ma nei capitoli che seguono fra i numerosissimi nessi 'possibili' descritti non pochi sembrano per lo meno improbabili: così per es. molti di quelli contenenti *vi* locativo (per es.: \emptyset *ci vi compra un libro* «egli per noi in quella libreria etc.», p. 43, e l'analogo \emptyset *ci v'incontra* «egli incontra noi là», p. 46), alcuni fra quelli a tre costituenti tutti non zero (per es. *ci se ne racconterà* e l'analogo *ci se ne informerà*, p. 47; l'identico nesso, si noti, è molto migliore se il primo *ci* è l'allomorfo - per noi - del *si* impersonale che compare davanti a *si* riflessivo, es. *ci se ne infischia*), e praticamente tutti quelli a quattro clitici (cioè \emptyset più tre pronomi: \emptyset *mi ce ne darà*, \emptyset *mi ve ne informerà*, etc.).

Abbiamo tentato, a caso, una controprova dei dati dell'A. cercando se sono previsti nelle sue regole i tre nessi di tre elementi che, unici, abbiamo rilevato in dati empirici, cioè il tipo *dat. + acc. + si* *impers.* (es. *glielo si dice*), il tipo *dat. + ne + si* *impers.* (es. *gliene si parla*), e la sequenza *ci se lo* (es. *non ci se lo aspetta* «uno non si aspetta questo» - quest'ultimo caso è molto più raro dei precedenti). Solo il primo di questi casi è previsto; gli altri due no - se abbiamo ben letto la presentazione e le tabelle di p. 70-72. O i nostri dati sono inaffidabili, il che è sempre possibile, o la quantità di combinazioni che il metodo formale dell'A. riesce a descrivere è davvero inadeguato.

Oltre alla questione dei nessi, nel volumetto si accenna all'altro grande capitolo della sintassi dei pronomi atoni, cioè alla loro collocazione rispetto al verbo, proclitica ed enclitica. L'argomento non è in realtà affrontato esplicitamente, ma emerge nel cap. 5. - là dove le forme sono divise in categorie, nel modo cui s'è accennato sopra -, e ritorna con maggiore chiarezza nel cap. 6., tramite le *Zuordnungsregeln* (dei clitici rispetto al verbo). Dall'insieme, e per quel che è dato di capire al lettore, risulta che l'A. restringa la posizione enclitica solo a pronomi singoli (p. 73-74), e ne escluda ulteriormente non solo - come è giusto - *si* impersonale, ma anche *ne* locativo: così che *cavarsela*, *andandosene*, *dammelo!* *uscirne* etc. non sono previsti dalle sue regole. Ancora, da vari cenni qua e là, pare che non vi siano idee

chiare sulle possibilità di 'risalita' dei clitici da un verbo non-finito ad un verbo finito reggente: si ritiene che la presenza di una preposizione (anche *a*) renda impossibile (o *stark dialektal*, ovvero «regionale») la risalita, e una frase normalissima, come *voglio andarmi a comprare un libro* (si noti, con un verbo di movimento che è a sua volta all'infinito: cioè, nella condizione nota come più favorevole alla risalita) viene rifiutata (p. 57 e nota 34 a p. 115).

Non pare il caso di argomentare ulteriormente le carenze di questo lavoro, cui evidentemente ha molto nuociuto la mancanza di competenza nativa dell'A., non supplita da quella degli informanti (clitici a parte, come mai questi ultimi non hanno corretto una frase come *lo / la / li / le si chiede di partire*, p. 40? in italiano *chiedere* regge il dativo della persona: dunque *gli / le si chiede*).

In conclusione, se l'argomento di questo volumetto è e resta di tale interesse da consigliarne comunque la lettura (ma con cautela, per i non nativi di italiano! e soprattutto non si pensi di farne un uso didattico, a qualsiasi livello), rimane la delusione di una trattazione superficiale e di risultati insoddisfacenti, soprattutto per le conseguenze, in termini di fenomeni linguistici di cui si riesce a dar conto, delle scelte teoriche e metodologiche dell'A.

Monica Berretta



Italienische Studien. Jahreszeitschrift, 8 (1985).

L'ottavo fascicolo della rivista *Italienische Studien* è in gran parte dedicato alla letteratura, fra cui un intervento di Th. Elwert sulla Germania nei romanzi di Fogazzaro. L'unico articolo linguistico, di J. Lüdtke, «Geschriebenes und gesprochenes Italienisch im Risorgimento», p. 101-130, merita tuttavia grande attenzione, per la quantità d'informazioni che ci offre sulla diffusione dell'italiano nella prima metà dell'Ottocento, tratte dalle testimonianze ricavabili da autori quali il Cesari, il Puoti, e naturalmente il Manzoni, oltreché dai vocabolari dialettali che allora fiorirono. Particolare spazio è lasciato alle due situazioni campione di Milano e di Napoli. Fra le conclusioni fondamentali del saggio, è la conferma che l'italiano nell'Ottocento doveva essere più diffuso, in una forma ovviamente molto colorita di venature dialettali, di quanto fino ad anni recenti ancora si pensasse, e che vi era certamente già una distribuzione di varietà simile nelle grandi linee a quella odierna (dialetto, koiné dialettale, italiano regionale, italiano standard), almeno nelle grandi città.

Gaetano Berruto



L'Italia dialettale 47 (1984); 48 (1985).

Accanto alle consuete puntate di vocabolari dialettali (F. Santucci, Assisi, da *abadà a beve*, p. 183-231; L. Luciani, Carrara, da *kavár a kòmed*, p. 233-255; P. Fanciulli, Argentario e Isola del Giglio, da *rabbjuso a sottopanza*, p. 257-303), il fascicolo XLVII dell'*Italia dialettale* contiene anche contributi di interesse non solo e non tanto dialettologico, fra cui la seconda parte dell'ampio saggio di G. Petrolini, «Un esempio d'italiano' non letterario del pieno Cinquecento», dedicato alla morfologia della lingua del diario del parroco emiliano Giorgio Franchi (p. 25-109; la prima parte, considerazioni generali e grafia-fonetica, era apparsa

nell'annata XLIV, 1981), e il lavoro di P. Torricelli, «Il suffisso dispregiativo -UME e il latino *bitumen*. Su una tipologia semantica» (p. 1-23). Il primo è importante per la problematica relativa all'italiano cosiddetto popolare e alle sue attestazioni nel passato, il secondo è un utile esercizio di semantica storica, con aperture sulla tipologia.

Più tradizionale è il contenuto del fascicolo XLVIII, che alle continuazioni dei vocabolari del Santucci (*bevərone-duà*, p. 225-242), del Luciani (*kəmeda-koštəgəre*, p. 205-224) e del Fanciulli (*spaéá-ʒuarra*, p. 135-204) affianca un saggio di E. Tuttle, «Assimilazione 'permanensiva' negli esiti centro-meridionali di A tonica», p. 1-34. Molto interessante, nella «Miscelanea», è la notizia che G. Hull dà su «La parlata italiana dell'Egitto» (p. 243-254), un 'egizio-italiano' formatosi nell'Egitto coloniale. Distribuito sulle due annate è anche un ampio lavoro di P. Tekavčić, «La formazione delle parole nell'istroromanzo roviginese contemporaneo», 47, p. 111-182 e 48, p. 35-133, che costituisce la prima trattazione sistematica della formazione delle parole in un dialetto dell'area italiana. Lavori etimologici, postille e recensioni coronano il piatto forte di queste due annate della gloriosa rivista pisana, di cui è da salutare l'apertura a problematiche e metodi non meramente dialettologico-comparativi.

Gaetano Berruto



HERMANN W. HALLER, *The Hidden Italy. A Bilingual Edition of Italian Dialect Poetry*, Detroit (Wayne State University Press) 1986, 548 p.

L'autore ha raccolto composizioni poetiche dialettali degli ultimi tre secoli, fornite di traduzione inglese a fronte, in un'antologia veramente ampia e documentata, di alto interesse anche per il linguista. Sono rappresentati: il Piemonte (E. Calvo, N. Costa), la Liguria (E. Firpo), la Lombardia (C. Porta, D. Tessa, E. Guicciardi), il Veneto (G. Noventa, V. Giotti, B. Marin), il Friuli (P. P. Pasolini), l'Emilia-Romagna (T. Guerra), il Lazio (G. G. Belli, C. Pascarella, Trilussa, M. dell'Arco), la Campania (S. Di Giacomo, F. Russo, R. Galdieri, E. De Filippo), la Basilicata (A. Pierro), la Sicilia (G. Meli, D. Tempio, Vann'Antò, I. Buttitta). Un'introduzione generale schizza i lineamenti fondamentali dei dialetti italiani e della poesia dialettale in Italia; ad ogni capitolo sono preposte un paio di pagine con un richiamo delle caratteristiche del dialetto della regione, ed ogni poeta è introdotto da note biografico-critiche; ampie indicazioni bibliografiche corredano il tutto. L'autore se l'è cavata in genere assai bene anche nel non facile compito di tradurre in inglese i testi dialettali. Il volume è infine impreziosito dall'accuratezza della stampa e della rilegatura.

Gaetano Berruto



ALBERTO VÁRVARO, *Lingua e storia in Sicilia (Dalle guerre puniche alla conquista normanna)*, volume primo, Palermo (Sellerio editore), 1981, 263 p.

Man kennt A. Várvaro als vortrefflichen *Linguisten*. Im vorliegenden Buch - dessen zweiter Band bis dato (1987) noch nicht erschienen ist - tritt er uns auch als vorzüglicher *Historiker* entgegen. Der Grundtenor des Buches ist eindeutig historisch: es werden alle traditionell im Zuständigkeitsbereich der Geschichtsschreibung liegenden außersprachlichen Faktoren beschrieben, von denen Bestand, Fortkommen und/oder Untergang verschiedener Sprachen wie Griechisch, Latein, Arabisch und Romanisch auf Sizilien abhängig waren.

Várvaro hat in akribischer Manier die gesamte verfügbare Literatur gesichtet, aufgearbeitet und offenbar episodengenau verzettelt, so daß er ein stupend präzises und faktenreiches Fresko jener Faktoren bieten kann, von denen das sprachlich immer wechselvolle und vielgestaltige Antlitz Siziliens abhängig war. Er erweist sich dabei als klug abwägender Freund fein gestufter Zwischentöne und nimmt in Hinblick auf die Postulierung spektakulärer historischer und/oder sprachlicher Umwälzungen eine höchst skeptische Haltung ein. So plädiert er immer für die Annahme demographischer, religiöser und sprachlicher Kontinuitäten durch Zeit und Raum und verwirft die (eher früher als heute dominierenden) Diskontinuitätstheorien. Demnach spricht er sich für die (auch von G. Rohlfs vertretene) Kontinuität der Gräzität auf Sizilien von der Antike bis ins Hochmittelalter aus (180) und verwirft die Annahme eines Aussterbens der sizilianischen Romanität während der Muselmanenherrschaft (122). Gleiches gelte – laut Várvaro – auch für das Fortdauern des Christentums zur Muselmanenzeit bzw. des Islams zur Normannen- und Stauferzeit. Várvaro verfolgt die Expansion, Diffusion und Retraktion von Religion und Sprache stets mit dem Blick auf diastratische, d.h. schichtenspezifisch relevante, Gegebenheiten¹ und gelangt damit zu höchst differenzierten, gleichwohl aber sehr plausiblen Bilanzen. Als Musterbeispiel hierfür möge die Art und Weise dienen, wie er das Fortleben des Arabischen nach 1246, d.h. nach der politisch-militärischen Niederwerfung der sizilianischen Muselmanen durch Friedrich II. und nach deren Deportation nach Lucera, beschreibt (166–167). Er verfolgt genau das jeweils letzte Auftreten ganz arabisch geschriebener Dokumente, differenziert dabei zwischen Texten verschiedener Funktion und Offizialität und beachtet auch historisch tradierte Zeugnisse über das Fortbestehen von Arabischkenntnissen (dokumentiert durch die Existenz von Dolmetschern oder von mit dem Epitheton «arabisch» belegten Sklaven, Pächtern oder Grundbesitzern). So kann er wahrscheinlich machen, daß Reste des Araber- und/oder Muselmanentums sich auf Sizilien wenigstens bis etwa 1400 erhalten haben. Interessant ist ferner die Tatsache, daß arabische Sprachkenntnisse nach 1246 in besonderem Maß beim sizilianischen Judentum anzutreffen waren, das demnach eine Art linguistischen Refugiums für das Arabische darstellte. Várvaro kann hier – wie auch sonst oftmals in seinem Buch – den aus historischen Fakten gewonnenen Befund auch an lexikalischen Einzeltatsachen festmachen (z.B. 122: Fortleben auf Sizilien von lat. *TINCTUS* «getauft» mit der speziellen sizilianischen Bedeutung «schlecht» als Indiz für die Kontinuität des Romanischen zur Muselmanenzeit), wozu er als Autor des *Vocabolario etimologico siciliano* (vol. I. con la collaborazione di R. Sornicola), A–L, Palermo 1986, ja besonders legitimiert ist.

Das Buch gliedert sich in acht Kapitel:

1. La Sicilia preromana, 21–32 (ab 264 v. Chr.; Sikaner, Elimer, Punier, Sikuler, Griechen);
2. La Sicilia repubblicana, 33–40 (römische Verwaltung der Insel, Latein und Griechisch auf der Insel, nichtgriechische Sprachen);
3. La Sicilia imperiale, 41–50 (Gründung von römischen Kolonien, Latein als erste Dachsprache);
4. Il cristianesimo in Sicilia, 51–56 (Christentum ab ca. 200 n. Chr.; Sprache und Religion; Christentum scheint Latein zu bevorzugen);
5. La Sicilia germanica, 57–59 (von 438/440, Landung der Vandalen und Goten auf Sizilien, bis 535, Landung der Byzantiner unter Belisar auf Sizilien);

¹ Sprache und Religion betrachtet er als in «reti di interazione sociale» verankerte Kulturgüter (z.B. 170).

6. La Sicilia bizantina, 60-79 (Frage der byzantinisch-griechischen Zuwanderung, der juristischen Situation der verschiedenen Bevölkerungsteile auf der Insel, der Rolle von Latein und Griechisch in der Kirche etc.);
7. La Sicilia musulmana, 80-124, (dauernde militärische Präsenz der Muselmanen auf der Insel ab 827, arabische und berberische Einwanderung, wirtschaftliche und onomastische Aspekte, Rolle der Kirche und der Christen neben dem Islam, Lage von Romanisch und Griechisch zur Muselmanenzeit);
8. La Sicilia normanna, 125-220 (Haupt- und Abschlußkapitel des Buches, zugleich mit den umfassendsten Analysen und Resultaten: Eroberung durch die Normannen, Rechtsstellung der drei Bevölkerungsgruppen, politische Vereinheitlichung, religiöse Konversion und politische Entwicklung der Muselmanen, Umorganisation des Habitats der Insel, Schwächung und Untergang der Arabität und der - linguistischen und religiösen - Gräzität auf der Insel; lombardische (= norditalienische) Kolonisation (z. B. in Sperlinga, Piazza Armerina, Aidone etc.); Herausbildung der modernen sizilianischen Dialektizität).

Was die Grundlage der modernen Dialekte Siziliens betrifft, so nimmt Várvaro die Existenz eines «mozarabico siciliano» (mehrfach zitiert: z. B. 116, 119, 216) an, das als typologisch relativ homogenes Idiom die Muselmanenherrschaft überdauert und zur Zeit der Normannen und Staufer die bekannte Überformung durch süditalienische, norditalienische und nordfranzösische Einflüsse erhalten hätte (cf. dazu v. a. 215-220). Eine reichhaltige Bibliographie (ca. 300 Titel: 221-242)² und ein «Indice dei nomi di persona e di luogo» (243-263) beschließen diesen überaus nützlichen und - im besten Wortsinn - suggestiven Band³. Auf den zweiten Band dieses Buches darf man sich freuen!

Hans Goebel



GLAUCO SANGA, *Dialettologia lombarda. Lingue e culture popolari*, Pavia (Dipartimento di scienza della letteratura dell'Università) 1984, IV + 346 p.

In questo volume di ampio respiro sono raccolti dall'autore dieci saggi, in parte inediti in parte già apparsi in varie sedi e qui rifusi e rielaborati, che si propongono «di offrire un panorama organico degli usi linguistici delle classi popolari in Lombardia, nella prospettiva di un'auspicata 'dialettologia culturale'» (p. 1), articolati secondo alcuni filoni principali: la situazione linguistica lombarda in sincronia e in diacronia (capp. I-III e V), l'italiano popolare (cap. VI e *passim*), il gergo (capp. VII e VIII), la filologia dei testi folklorici (capp. IX e X). Gli ultimi due capitoli fuoriescono in parte dall'ambito geografico delimitato nel titolo, e così il cap. IV, che riferisce degli effetti linguistici delle emigrazioni in alcune aree lombarde e delle colonie venete in Bosnia e Croazia, studiate in una ricerca sul campo nel 1973-74.

Il cap. I descrive, con abbondante esemplificazione su testi concreti trascritti, la situazione odierna «degli strumenti linguistici a disposizione dei parlanti [lombardi] in tutta la gamma delle realizzazioni [... nell]l'uso orale della lingua» (p. 3). Vi vengono distinti nove

² Zwischenzeitlich erschienene Literatur:

GABRIELI, F. (ed.), *Gli Arabi in Italia: cultura, contatti e tradizioni*, Mailand (Scheiwiller) ²1985.

QUATRIGLIO, G., *Mille anni in Sicilia: dagli Arabi ai Borboni*, Siracusa (Ediprint) 1985.

VÁRVARO, A., *La parola nel tempo: lingua, società e storia*, Bologna (Mulino) 1984.

³ Dieses Buch wurde auch besprochen von K. BALDINGER in *ZrPh.* 98 (1982), 712-713.

«registri» linguistici, quattro sul versante dell'italiano (it. standard, it. regionale, it. popolare, it. dialettale), tre sul versante del dialetto (dial. italianizzato, dial. regionale, dial. locale), e uno intermedio (italiano-dialetto), oltre al gergo. Il cap. II affronta il problema del ruolo della tensione (articolatoria) nel consonantismo e nel vocalismo dei dialetti lombardi, delineando l'evoluzione di diversi sistemi risultante dalla dialettica fra alternanze condizionate dalla fonosintassi e dalla natura fonetica dei foni e processi di regolarizzazione analogica spesso innescati dall'esterno. Complessivamente, le «regole di tensione» risultano oggi mantenute, sia pur con incipienti fatti di ristrutturazione, dalle parlate rurali, mentre hanno perso rilevanza (con la scomparsa di allofoni forti o leni condizionati dalla posizione) nei dialetti urbani. Particolarmente istruttive sono le pagine dedicate ai quattro sistemi (con quattro varianti) di sibilanti rappresentati in diacronia o in sincronia nei dialetti lombardi, dal tipo 'veneto' di Bergamo e Brescia che unifica nell'esito *s* sorda/sonora le alveolari, le dentali e le palatali, al tipo dell'antico milanese e del lombardo occidentale rurale, che tiene distinti gli esiti delle alveolari (*s* sorda e sonora) da quelli delle dentali (*z* sorda e sonora) da quelli delle palatali (*ʃ* sorda e sonora).

Il cap. III ripercorre, sull'esempio della situazione di Premana in provincia di Como, i fatti di una «storia linguistica minore», che vanno dall'accurata descrizione del dialetto locale, all'italiano parlato oggi (ove Sanga attesta una realizzazione *ü* di *u*, che è veramente notevole – non sarà mica una *u* molto molto alta?), al gergo, all'italiano come doveva presentarsi (e come è attestato da liste dotali e inventari del Seicento e Settecento) nei secoli passati, che viene qui battezzato col termine di «italiano locale preunitario» e tenuto distinto dall'italiano popolare (unitario). Del cap. IV già si è brevemente accennato: il cap. V è uno di quelli più importanti del volume, e prende in esame «i processi di convergenza linguistica, cioè di avvicinamento strutturale a una lingua-guida egemone [...] da parte di lingue subalterne» (p. 147), sull'esempio del milanese, nel quale si seguono con acribia le sorti delle sibilanti dal Trecento ai giorni nostri. Il risultato della convergenza è fondamentalmente «la creazione di una rete di parallelismi morfofonologici che permette il passaggio automatico da[] lessema di] una lingua al [corrispondente lessema del]l'altra attraverso regole di commutazione» (p. 147). Secondo Sanga il dialetto conferma e rassoda così nei confronti dell'italiano la sua subalternità linguistica effetto della subalternità sociale: attraverso tale rete di parallelismi (come mil. *ü* per it. *u*, mil. *u* per it. *ó*, mil. *s* per it. *z*, ecc.) «il dialetto si arricchisce, apparentemente, di tutto il lessico italiano, ma la comunicazione si stabilisce, in realtà, su una base tutta italiana, di cui il dialetto rappresenta ormai solo la traduzione fonetica» (p. 166).

Nel cap. VI vengono analizzati i caratteri dell'italiano popolare documentato in un ampio corpus di lettere di soldati lombardi della prima guerra mondiale. Il cap. VII mostra i tratti caratterizzanti dei sistemi linguistici gergali, insistendo sull'unitarietà lessicale e anche su alcuni aspetti morfosintattici spesso trascurati, ed esaminando i caratteri socioculturali delle categorie di utenti tipici (marginali, vagabondi, ambulanti). Sul gergo ritorna il cap. VIII, che analizza le 131 voci del lessico dei cordai di Castelponzone (provincia di Cremona), preoccupandosi anche qui di mettere l'uso del gergo in stretta relazione con la nicchia socio-culturale dei suoi utenti: «Castelponzone è sorto e si è sviluppato come un paese di 'marginali', come paese dove si raccoglievano i 'dritti', quelli che nel periodo di passaggio dall'età medievale all'età moderna non vivevano del lavoro della terra, ma si dedicavano ad altre [...] attività [...] (trafficienti, fieranti, piccoli artigiani al di fuori delle corporazioni)» (p. 220), il che confermerebbe appieno la natura del gergo come lingua di classe nel senso forte del termine. Tra i temi toccati nei capp. IX e X stanno infine: la lingua e la struttura metrica dei canti popolari raccolti a Gigole (Brescia); un'interessante caratterizzazione delle varietà linguistiche dei personaggi delle commedie dei burattini bergamasche (teatro tipicamente

«poliglotta»); proposte di una (nuova) interpretazione del distico iniziale di un canto di minatori (*E la lingera che mai non trema / e sul tremare la risolverà il problema: sul tremare = «d'inverno, il problema del freddo»*) e della nota formula finale fiabesca *Stretta la foglia e larga la via [...]* (= «i soldi sono pochi, la strada è lunga [...]), se è vero che le fiabe sono trasmesse fondamentalmente dai vagabondi, dato che in gergo *foglia* vale «borsa, soldi»; l'autore stesso manifesta tuttavia perplessità su questa interpretazione). Concludono il volume, tipograficamente assai bello, tabelle della trascrizione fonetica impiegata (a questo proposito, si potrà forse trovare un po' opinabile la scelta dell'autore di adoperare un sistema semplificato che segue in buona parte le normali convenzioni di grafia dell'italiano, per «rendere facilmente leggibili le forme dialettali»: vada per i testi, ma se si esclude, come credo sia da escludere, una destinazione divulgativa per un volume del genere la grafia cosiddetta semplificata rischia di complicare inutilmente l'apparato di documentazione), la bibliografia e utilissimi indici degli argomenti, dei nomi e delle parole.

Nel complesso, il lavoro di Sanga si configura come il prodotto di una dialettologia moderna e matura, collocantesi nella migliore tradizione italiana di un Terracini, e che inoltre ha fatto tesoro dei contatti con la sociolinguistica e la linguistica antropologica, approdando a una trattazione dotata di una soda base empirica, attentissima ai testi e alle realizzazioni concrete, e allo stesso tempo molto sensibile alla *couche* sociale di cui i fatti linguistici sono in qualche modo espressione. L'esposizione di Sanga è ricchissima e ammirevolmente ferrata nella documentazione ed esemplificazione, e attenta ai problemi dell'interpretazione dei fatti, al di là della mera descrizione. Un neo: l'aggiornamento bibliografico è a volte carente per i lavori usciti dopo il 1980, il che crea alcuni inconvenienti per es. quando si tratta dell'italiano popolare. L'analisi del concetto e delle caratteristiche linguistiche dell'italiano popolare è in effetti più avanzata di quanto si dica nel cap. VI o anche nel cap. I: Sanga scrive in nota a p. 14 che «l'elaborazione teorica del concetto di italiano popolare (unitario) e la ricerca sono ancora agli inizi», ma proprio negli ultimi cinque anni sono apparsi in questo settore contributi significativi. L'esposizione risente poi talora di un eccessivo schematismo, che porta anche ad alcune ripetizioni (peraltro giustificate dalla natura stessa del volume). Senza poter in questa sede riferire e discutere più in dettaglio dei contenuti specifici del lavoro (come l'opera di Sanga in effetti meriterebbe, non fosse altro che per il modello sociolinguistico generale che retrosta alle analisi dei singoli fenomeni e problemi), e al di là del disaccordo che naturalmente si può sempre manifestare su singole questioni specifiche (per es., Sanga forse esagera nel ripetere che il carattere criptico non è un tratto costitutivo dei gerghi), non v'è dubbio che le idee e i materiali proposti da Sanga sono di grande interesse per tutta una serie di problemi centrali dell'attuale ricerca nella linguistica italiana attenta alle dinamiche sociali: per es., per l'analisi dei repertori linguistici italiani (il modello che l'autore propone nel I° cap. - apparso originariamente nel 1978 -, a nove varietà, rappresenta un'innovazione significativa e importante nel settore, dove ci si è di solito limitati a riconoscere cinque o sei varietà); per l'analisi della complessa fenomenologia dell'italianizzazione dei dialetti (dove il concetto di convergenza com'è illustrato qui potrà certamente schiudere nuove possibilità interpretative per serie di fatti apparentemente disparati); per la ricerca sull'italiano popolare e sul gergo; ecc. Non moltissimi, e facilmente remediabili dal lettore, gli errori di stampa.

Gaetano Berruto

PAUL ZINSLI, *Südwalser Namengut. Die deutschen Orts- und Flurnamen der ennetbirgischen Walsersiedlungen in Bosco-Gurin und im Piemont*, Bern (Stämpfli) 1984, 670 Seiten mit 9 Karten.

Das Interesse der Walserforschung konzentriert sich nicht aus Zufall auf die im Aostatal, Piemont und Tessin gelegenen Südorte. Einmal ist ihr Fortleben gefährdet – schon im letzten Jahrhundert haben die tief gelegenen Gründungen (Ornavasso, Migiandone) die Sprache gewechselt; eine Reihe von Kleinkolonien ist durch Abwanderung verloren gegangen –, was die Inventarisierung ihrer Sprache (Sprachreste) zu einem dringenden Anliegen macht; zum andern werden, seit sich das Sprachleben in den lokalen Gemeinschaften selbst tiefgreifend verändert hat, Fragestellungen aus dem Bereich der Soziolinguistik, der Sprachkontakt- und Mehrsprachigkeitsforschung aktuell¹.

Sprachkontakt ist nun freilich bei den Südwalsern nicht erst ein Problem unserer Zeit, sondern schon eine Erscheinung der Kolonisation. Davon zeugt besonders deutlich der Namenschatz. Die Siedler gaben zwar ihrer neuen Umgebung deutsche Namen; teils aber übernahmen sie von den Vorsiedlern anderssprachige Benennungen, teils brachten sie selbst schon romanisch-vorromanisches Lehnnamengut mit. So präsentiert sich das Südwalser Namengut als ein sprachlich geschichtetes Gebilde, das sich aus dem Sprachkontakt erklärt, der zur Zeit der Kolonisation (im 13. Jh.) – und schon vorgängig, in der Herkunftsgegend – stattgefunden hat. Paul Zinsli hat dieses Namengut in mehr als zwei Jahrzehnte dauernder Arbeit gesammelt: im «Felde» bei kompetenten Gewährsleuten, in lokalen und regionalen Archiven unter der Mithilfe bestausgewiesener Kenner der Landesgeschichte; das Material liegt nun, nach den zwanzig Aufnahmeorten geordnet, mit etymologischen Erklärungen versehen und von einem umfassenden Kommentar (von rund hundert Seiten) begleitet, in einem stattlichen, sorgfältig gedruckten und übersichtlich eingerichteten Band vor. Summiert man die Einzelbelege des Nameninventars, an dem Gressoney mit 912, Pomatt mit 924 Belegen den größten Anteil haben, kommt man auf die Gesamtzahl von 4441 (ohne phonetische und syntaktische Varianten), aufgelistet auf 438 Seiten. Das Werk hat monumentales Ausmaß, sind doch die Aufnahmen zum Teil (etwa in Saley) in «letzter Stunde» gemacht worden: in anderen, seit Jahrzehnten verlassenen Kolonien (z. B. Agaro) sind sie dank den Auskünften von namenkundlich noch sattelfesten, den deutschen Dialekt aber nicht mehr sprechenden Gewährsleuten entstanden. Der Leser findet die Namen in vier Rubriken kolonnenweise nebeneinander angeordnet: in normalisierter Schreibform, in phonetischer Transkription, (falls greifbar) in italienischer Schreibung, mit präziser Gelände- oder Stellenbeschreibung. Ältere Belege aus Katastern, Plänen usw. sind ebenfalls verzeichnet. Zusammensetzungen werden auch unter dem Grundwort angegeben; im übrigen können die Namenformen über einen 55 Seiten umfassenden Namenindex erschlossen werden.

Der Grundstock des Namenguts erweist sich als unverkennbar alemannisch; er beruht, unter Einschluß der älteren Entlehnungsschichten, auf bergschweizerdeutscher Gemeinsamkeit. Darüber hinaus findet sich aber eine kleine Zahl von Namen, die im Deutsch-Wallis offenbar fehlen und die auf den (frühen) Sprachkontakt im Kolonisationsgebiet zurückgeführt werden können. Dieses Lehnnamengut verteilt sich indes kaum je über das

¹ Cf. ANNA GIACALONE RAMAT, *Lingua, dialetto e comportamento linguistico. La situazione di Gressoney*, Aosta 1979, PETER ZÜRRER, *Deutscher Dialekt in mehrsprachiger Gemeinschaft. Die Sprachinselsituation von Gressoney (valle d'Aosta, Italien)*, Stuttgart 1986. (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte*, N. F., 53).

ganze südwalserische Kolonisationsgebiet; dazu sind die Orte zu isoliert und unterscheiden sich zu stark durch differierende Kontaktsprachen (Frankoprovenzalisch/Piemontesisch/Lombardisch). Nur in einem Falle entsteht eine annähernd geschlossene innerennetbirgische Namenlandschaft: im Fall der *Prësu/Praisu*-Namen (für Wiesen und Weiden, zu lat. *prehendere*), die mit Ausnahme des frankoprovenzalischen Kontaktgebiets (Issime, Gressoney, Ayas) den Südwalser Orten gemeinsam sind. In zwei anderen Fällen deckt die Verbreitung nur je eine Hälfte des Siedlungsraums ab: einmal die westlichen und einmal die östliche; die Kolonien teilen sich dadurch in eine westliche und eine östliche Gruppe auf. Die beiden einschlägigen Fälle sind *Frutt* 'Felspalte, -aufstieg, Bachrinne' und *Jatz* 'ebener (Lager-)Platz in den Alpen, mähbarer Grasfleck'; beide sind, nach Zinslis ausführlichen Angaben im etymologischen Teil seines Werks, Lehnwörter (*Frutt* allerdings mit verschieden beurteilter Entlehnung). *Jatz* ist in der westlichen Koloniengruppe vertreten, bei den Monterosa-Walsern, d.h. in Issime, Gressoney, Ayas, Alagna, Rima, Rimella und Macugnaga; *Frutt*-Namen sind für die Walser im Tosagebiet bezeugt, d.h. in der Ostgruppe (Pomatt, mehrere Belege). Das Verbreitungsbild stützt die Annahme, daß *Jatz* durch den alemannisch-frankoprovenzalischen Sprachkontakt, *Frutt* durch die alemannisch-lombardische Berührung von den Südwalsern übernommen worden ist. Die Zweiteilung läßt sich übrigens auch aufgrund von deutschem Namenmaterial nachweisen; sie stimmt grundsätzlich überein mit dem dialektologischen West/Ost-Gegensatz, der, auf Bohnenberger zurückgehend, von Hotzenköcherle festgehalten worden ist (auch für die Bündner Walserorte).²

Neben dem aus dem Sprachkontakt entstandenen Südwalser Eigentum zeigt Zinsli bergschweizerdeutsche Eigentümlichkeiten auf, die für die Südorte charakteristisch sind (und darüber hinaus auch für die Herkunftsgegend). Es handelt sich vor allem um zwei Erscheinungen: einmal um semantische Sonderentwicklungen, sodann um eine Anzahl Relikte. Zu den spezifischen Eigenbedeutungen ist ein Fall wie *Turre* 'Turm' zu rechnen, der als Geländenamen (oder appellativische Formationsbezeichnung) den «Felsturm» bezeichnet, d.h. einen mächtigen Felsblock oder eine starrende Felswand. Weitere Beispiele für Eigenbedeutungen sind *Wang* (verwandt mit schriftdeutsch «Wange») i. S. von 'schwer zugänglicher Grasstreifen zwischen Felswänden', *Tälli* (Diminutiv von 'Tal') für 'weidreiche Mulde'. Zu den Relikten zu stellen ist z.B. *Chinn* 'schluchtartige, felsige Eintiefung', dessen Verbreitung als Namenwort außerhalb der Südorte aufs Wallis und Berner Oberland beschränkt bleibt, das aber Entsprechungen im Alt- und Neuenglischen, in dänischen Dialekten aufweist und als «Randname» auf gesamtgermanische Zusammenhänge verweist.

Zinsli hat aus einem dokumentarischen Interesse heraus seine Sammeltätigkeit aufgenommen; er wollte «ein Werk der Rettung und Erhaltung eines mählich versinkenden sprachlichen Kulturguts» (p. 9) schaffen. Was aber über die staunenswerte Fülle des eingebrachten Namenguts hinaus den Leser beeindruckt, sind die Interpretationen. Das Buch ist zwar ein «Grundlagenwerk für die weitere toponomastische Forschung»; es stellt aber bereits jetzt schon die Fülle des Namenmaterials in kulturelle, geographische, historische, volkskundliche und linguistische Zusammenhänge hinein und gewinnt selbst dem Einzelbeleg (im Anmerkungsanhang zu jeder einzelnen Ortsabteilung) aufschlußreiche Seiten

² KARL BOHNENBERGER, *Die Mundart der deutschen Walliser im Heimattal und in den Außenorten* (BSG VI), Frauenfeld 1913, p. 7 s. Rudolf Hotzenköcherle, «Zur Sprachgeographie Deutschbündens mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zum Wallis», Separatabdruck aus dem *Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden*, Chur 1944.

ab. Große Aufmerksamkeit schenkt der Verfasser dem Gegenwartsaspekt: Er notiert bei den Einzelbelegen die von den Gewährspersonen angestellten Erklärungsversuche (die sich z.T. vom Italienischen herleiten und auf die Mehrsprachigkeitssituation verweisen), er macht Angaben zu den unterschiedlichen toponomastischen Kenntnissen der Altersklassen und deckt den unter dem Einfluß der Mehrsprachigkeit sich ändernden Gebrauch der Namen in der Rede auf. Im Ausblick auf künftige Forschungen regt er soziolinguistische Studien an, die den Prozess des Namenabbaus und Namenschwunds aufzeichnen.

Innerhalb der Erforschung der deutschen Sprachinseln in Italien hat das Werk von Zinsli einmaligen Rang: es findet in den (z.T. sehr gut inventarisierten) bairischen Sprachinseln (im östlichen Teil von Oberitalien) kein Pendant.

Peter Zürcher



Dialectologie, histoire et folklore. Mélanges offerts à ERNEST SCHÜLE pour son 70^e anniversaire, Berne (Francke) 1983, Xi + 336 p.

Die Redaktoren des «Glossaire des patois de la Suisse romande» haben ihrem ehemaligen Chefredaktor 31 Arbeiten zusammengetragen, die zumeist das Spezialgebiet des Jubilaren, das Frankoprovenzalische, betreffen. Wie in solchen Fällen üblich, spannt sich der Bogen von Reminiszenzen über allenfalls knapp annotierte Materialien zu sorgfältig ausgearbeiteten, gewichtigen Abhandlungen. Auf die Fülle der Artikel kann hier nur knapp hingewiesen werden.

Einige Arbeiten beschlagen (vorwiegend oder ausschliesslich) *phonetische Probleme*: Die Entwicklung von -ATU/ATA zu -ò im Unterwallis (M. Casanova) oder des langen E im Burgundischen (G. Taverdet), verschiedene Phänomene in frkpr. Dialekten in Apulien (M. Melillo); H. Stimm geht der Etymologie von PRAE- bzw. PROSCINDERE nach. – Mehrere Autoren befassen sich mit *morphologischen Fragen*: Die Subjektspronomina in den frkpr. Dialekten Südtaliens (Z. Marzys), zu ILLORUM als Reflexivpronomen im fr. und frkpr. Sprachgebiet (P. Knecht), Prolegomena zu einer Verbalmorphologie des Genferischen im 16. Jahrhundert (M. Burger). – *Sprachproben* mit Kommentar publizieren P. Durdilly (Geschriebene Sprache Lyons im 15. Jahrhundert), A.-M. Vurpas (Weihnachtslied aus dem Beaujolais, 19. Jahrhundert, samt Melodie), B. Butz (Ungelenktes Gespräch aus Verme, Val Terbi/Jura), J.-B. Martin (Die Erzählung «Der Wolf und der Fuchs» im Patois von Véranne/Loire). – *Lexikalische* bzw. *sprachgeographische Themen* behandeln G. Tuillon («Eclair» im geplanten Atlas Linguarum Europae), S. Escoffier (Burleskes und Patois-Vokabular in Lyon im 17. und 18. Jahrhundert), C. Dondaine (Das Eindringen des Lothringischen ins nördliche Comtois, nach dem ALFC).

Besonderen Akzent auf *Orts-, Flur- und Personennamen* legen G. Ghika (Ein Gerichtsentcheid von 1328 betr. die Gemeindegrenzen von Vex und Hérémence/Wallis), R. Scheurer (über schriftliche Vereinbarungen hinsichtlich Rechtsansprüche auf Ländereien bzw. Bauten, «extentes», «ententes», später «reconnaisances» genannt, auf dem Gebiet des heutigen Kantons Neuenburg vom Ende des 13. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts).

Der *Wortschatz in bestimmten Sachgruppen* wird erhoben von M. Gonon (Über das weibliche Erscheinungsbild im Einzelnen und im Ganzen aus dem von ihr schon 1947 untersuchten Patois von Poncins, nun aber über 35 Jahre hinaus weiter verfolgt), H. Gassmann (die Beurteilung der Frau in der ländlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts), J.-M. Lescuyer-Mondésert (häusliche Utensilien im Bereich der Bekleidung, nach einem

Rechnungsbuch von 1361/71 im Departementsarchiv der Côte-d'Or), W. Egloff (Der Holzschuhmacher von Cœuve/Jura), G. Salmon (Metaphorischer Gebrauch in der Terminologie der Seidenarbeiter von Lyon am Ende des 19. Jahrhunderts).

Mehrere Bereiche bzw. regionale Eigenheiten untersuchen G. Lüdi (Semantik, Syntax und Kasusform), L. Malapert (Regionalfranzösisch, Allgemein-Französisch, Dialekt), M. Thom (Regionalismen in montbéliardischen Texten von Jean Bauhin), W. Müller (Zu den Freiburger scripta), K. Baldinger (das karikierte Französische eines Deutschschweizers in einem Text von 1527). Ein Dokument zum Falschmünzer Farinet im Wallis steuert A. Donnet bei, R. Trüb erläutert «Aufnahmeverfahren und Darstellungsform von Sprachatlanten», F. Gysling erinnert sich an dialektologische Wanderungen bei den Walsern im Piemont, Ch. Joisten und Ch. Abry liefern eine scharfsinnige ethnologisch-etymologisch-sprachgeographische Studie zu einer Sagenfigur im Savoyischen. J. Wüest fragt sich, ob in Grenz-zonen bestimmte sprachliche Phänomene vom «esprit particulariste» oder von der «force de l'intercourse» geprägt seien.

Gerade dieser letztgenannte Aufsatz zeigt, wie eine präzise Fragestellung grundsätzlich erhellend sein kann. J. Wüest weist nämlich nach, daß ein betonter «esprit de clocher» weniger wirksam ist als vielmehr die An- oder Abwesenheit näherer Beziehungen von Nachbarn untereinander («intercourse» nach F. de Saussure). Anhand der freiburgischen Scripta zeigt W. Müller, daß die Schreiber sehr wohl einige dialektale Eigenheiten in die Texte fließen ließen, aber sich bewußt nicht allzustark vom Gemeinfranzösischen entfernen wollten. G. Lüdi packt sein Thema von der Valenzgrammatik her an; *aider à qn.* im Westschweizer-Französisch ist eine von zwei Varianten; *aider qn.* gilt heute als Norm; von altersher standen beide zur Verfügung; die Beibehaltung der ersten Form kann man eher auf das frkpr. Substrat als auf einen Germanismus zurückführen. Die sorgfältigen Beobachtungen Willi Egloffs bei seinem Holzschuhmacher haben dokumentarischen und didaktischen Wert: wer kann schon noch, angesichts der heute leicht zugänglichen Filme, einen Arbeitsvorgang, nur gerade unterstützt von ein paar Skizzen, sprachlich angemessen schildern?

Die Arbeiten sind zum größten Teil französisch, einige deutsch oder italienisch abgefaßt.

Mit Recht erwähnen die Herausgeber, daß die Bibliographie E. Schüles (p. VII–XI) nur einen Ausschnitt seiner intensiven, anregenden, tiefbohrenden dialektologischen Arbeit widerspiegelt. Als «homme de l'oral» hat er oft darauf verzichtet, seine fesselnd vorgetragenen Beiträge an Kongressen, Versammlungen usw. nachträglich schriftlich auszuformulieren, und seine Mitarbeit an den nicht von ihm gezeichneten Glossaire-Artikeln bleibt ebenso verborgen. Vielleicht hätte man im Vorwort den Anteil seiner Familie, besonders seiner Gattin Rose-Claire Schüle, etwas mehr herausstreichen können. Einige Autoren gingen wohl von der etwas hoch gegriffenen Annahme aus, alle Leser seien in der Materie so bewandert wie der Adressat der Festschrift, Ernest Schüle; dann schreiben sie etwa: «comme tout le monde sait...» bei recht peripheren Tatbeständen. Einige wenige Karten, Tabellen und Figuren illustrieren den einen oder andern Aufsatz. Sorgfältige Inhalts- und Wort-Indices schließen den mit einem Porträt des Geehrten geschmückten Band ab, der ob seines Preises nur den Bibliotheken zugänglich sein wird.

Iso Baumer

Moqueries savoyardes. Monologues polémiques et comiques en dialecte savoyard de la fin du XVII^e siècle. Edition établie par ANNE-MARIE VURPAS. Préface de GASTON TUAILLON, Lyon (La Manufacture) 1986, 222 p. (*Collection Archives de Savoie*)

Während das Frankoprovenzalische im allgemeinen im 16. und 17. Jahrhundert nur in spärlichem Umfang Dialektliteratur hervorbringt, erlebt erstaunlicherweise das Savoyische in den Jahren von 1594 bis 1604 «une véritable floraison d'œuvres en dialecte» (p. 16). In diesem Jahrzehnt entsteht eine ganze Serie von kurzen satirischen und komischen *monologues*, die wahrscheinlich – und dies auf den ersten Blick wiederum erstaunlicherweise – ausnahmslos in Lyon entstanden (cf. p. 21), aber eben nicht im lyonesischen Dialekt geschrieben sind und deren Hauptinhalt eine gegen den Herzog Karl-Emanuel I. von Savoyen (1580–1630) gerichtete Polemik ist.

Entstehung, Thematik, Sprache und auch Form dieser Texte sind bedingt durch das politische Geschehen der Zeit (Religionskriege), speziell durch das politische Geschehen um die «ville frontière du royaume» (p. 21) Lyon, die sich auf die Seite König Heinrichs IV. von Frankreich stellt und gegen die Aggressionsgelüste des Herzogs von Savoyen wehrt. Intention der Autoren der *monologues* ist es, «(de) démolir par la satire et la moquerie les projets belliqueux du duc de Savoie, et, en contrepartie, faire grandir l'influence et l'autorité du roi de France auprès du peuple» (p. 25). In kurzen (maximal 300 Verse umfassenden), in dem für die «genres mineurs» des 17. Jahrhunderts typischen Metrum (8-Silbner, Paarreim) angelegten, zur öffentlichen Aufführung bestimmten Stücken, die «de petites farces à un seul personnage» (p. 18) sind, lassen sie einen «'croquant' savoyard» (p. 17) auftreten, der in seinem savoyischen, vom Publikum in Lyon sehr wohl verstandenen Dialekt über schreckliche Begebenheiten berichtet, die er in Savoyen erlebt hat.

A.-M. Vurpas, durch ihre langjährige Mitarbeit am «Atlas linguistique et ethnographique du Lyonnais» bestens mit den frankoprovenzalischen Dialekten vertraut, legt hier die Edition samt Übersetzung von acht solchen *monologues* vor, die möglicherweise aus der Feder eines Autors stammen, nämlich des in Genf geborenen und in Lyon lebenden Buchdruckers Louis Garon (cf. p. 26–32). Die einzelnen Editionen werden jeweils eingeleitet durch eine Einführung in den Text und ein Verzeichnis früherer Ausgaben; sie werden jeweils abgeschlossen durch einen umfangreichen Anmerkungssteil, in dem ausführlich inhaltliche und vor allem sprachliche Probleme der Texte kommentiert werden. Sehr wertvoll sind in diesem Anmerkungssteil, der ein beredtes Zeugnis von der weiten Sachinformiertheit der Verfasserin abgibt, die wiederholten Verweise auf die regionalen Sprachatlanten (cf. p. 64, 65, 92, 94 u. a.). – Am Anfang des Bandes (p. 15–50) werden der historische Hintergrund, Fragen der Gattung und der Autorenschaft sowie die Dialektmerkmale der Texte behandelt; am Ende des Bandes befinden sich ein vollständiges Glossar (p. 181–216) und die Bibliographie (p. 217–222).

Die vorgelegte Edition ist nicht nur in formaler Hinsicht mit dem umfangreichen Bildmaterial, sondern auch in inhaltlicher Hinsicht eine «édition de luxe». Historiker, Literaturwissenschaftler und vor allem Dialektologen werden die Arbeit von Frau Vurpas, zu der man sie nur beglückwünschen kann, dankbar aufnehmen. Die Tatsache, daß – wie G. Tuailleon in dem Vorwort richtig feststellt – etliches in diesem Band Hypothese bleibt und der «preuve définitive» (p. 11) bedarf, sollte als Einladung zur weiteren Beschäftigung mit der Materie auf der Grundlage dieses trefflichen Arbeitsinstruments verstanden werden.

Arnold Arens



MAURICE BOSSARD, JEAN-PIERRE CHAVAN, *Nos lieux-dits. Toponymie romande*, Lausanne (Payot) 1986, 311 p.

Ohne das sich vermehrt in der Suisse romande regende Interesse am überlieferten Namengut¹ wäre das vorliegende Buch vermutlich nicht geschrieben und auch nicht so vorbildlich kommerzialisiert worden. Beinahe schon hätte man meinen können, der unter dem Einfluß der französischen Hochkultur² erfolgte Bruch mit der eigenen Sprachtradition verhindere unwiderruflich jede Beschäftigung mit einheimischen sprachlichen Phänomenen.

Immerhin hat das heimatkundliche Interesse an den Lokalnamen nie ganz nachgelassen³. Dazu kommt nun der seit einigen Jahren wirksame gesamteuropäische Trend zum Regionalen, welcher auch Frankreich und die Westschweiz erreicht hat.

Nachdem sich zuletzt 1906 die Jaccard'sche⁴ Amateurarbeit, welche ja schon damals nicht auf der Höhe der Wissenschaft stand, mit der Gesamtheit der Suisse romande beschäftigt hatte, freut man sich über ein erneuertes etymologisches Namenbuch der Region. Denn um ein solches handelt es sich. Andere als etymologische Fragestellungen⁵ werden nämlich ziemlich rigoros ausgeklammert.

Eine weitere Einschränkung betrifft das bearbeitete Gebiet. Im wesentlichen handelt es sich um den Kanton Waadt und hier wiederum um die waadtländischen Kernbezirke Lausanne, Morges und Cossonay, nicht ohne - teilweise intensive - Ausblicke auf die anderen Kantone; jedoch mit Ausschluß des Jura und des Berner Jura, da ja deren Patois nicht zum Frankoprovenzalischen gehört (p. 7).

Das Werk ist onomasiologisch in Hauptkapitel angeordnet, diese wieder sind auf dieselbe Weise untergegliedert. So findet man unter *II. Leau*: 1. *Les rivières et les ruisseaux*, 2. *Les sources, fontaines, bassins et puits*, 3. *Les petits lacs, mares et étangs*, 4. *Les canaux*. Ein zuverlässiger Index erschließt die Namensvielfalt⁶.

¹ Cf. den vor kurzem erschienen Nachdruck von PIERRE CHESSEX, *L'origine et le sens des noms de lieux. Ces noms qui nous parlent*, Lausanne 1985 (ursprünglich Neuchâtel 1945, ohne den Untertitel) oder die anspruchslosen Auflistungen von JEAN-PIERRE MICHAUD (zuletzt *Les noms de lieux de Cortaillod, Musée neuchâtelois* 1986, p. 49-78). - Cf. schon PAUL AEBISCHER, *Les noms de lieux du canton de Fribourg (partie française)*, Fribourg 1976. - Zum Chessex'schen Neudruck erstellte Dominique Destraz am Neuenburger Centre de Dialectologie einen computativen Index, für dessen Überlassung auch hier gedankt sei.

² Zur Kritik dieses Begriffes, cf. VICTOR HELL, *Pour une culture sans frontières. L'Alsace, une autre histoire franco-allemande*, Strasbourg 1986, vor allem p. 55-91.

³ Cf. z. B. WILLIAM PIERREHUBERT, *Causeries toponymiques. Le chêne, La faune sauvage. Sur nos sommets*, Neuchâtel 1938 (extrait du *Musée neuchâtelois* 1937 et 1938); PIERRE CHESSEX, *Étude toponymique de la commune de Vallorbe*, Vallorbe 1951; MARCEL GARIN, *Un village valaisan: Pinsec*, *Bulletin de la Société neuchâteloise de géographie* (1970-1971), 46-48.

⁴ HENRI JACCARD, *Essai de toponymie. Origine des noms de lieux habités et des lieux dits de la Suisse romande*, Lausanne 1906 (dazu unentbehrlich die kritische Besprechung von ERNEST MURET, *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 11 [1907], 145-163). Cf. zum Nachdruck Genf 1978 die Stellungnahme von MAURICE CASANOVA, in: *GPSR, 80^e Rapport annuel, 1978*, Neuchâtel 1979, p. 30-31. Inzwischen ist 1985 ein weiterer Nachdruck erschienen. Décidément...

⁵ Einen instruktiven Querschnitt durch die verschiedenen toponomastischen Arbeitsziele und -methoden bieten die beiden letzten Kongreßberichte des Arbeitskreises für Namenforschung in Münster: *Gießener Flurnamen-Kolloquium 1. bis 4. Oktober 1984*, Heidelberg 1985, 762 p. und *Ortsnamenwechsel, Bamberger Symposion 1. bis 4. Oktober 1986*, Heidelberg 1986, 380 p.

⁶ Man hätte sich höchstens gewünscht, auch die in der Einführung diskutierten Beispiele hier vorzufinden.

Das Lexikon setzt sich aus dem Stichwort samt seinen – oft zahlreichen – graphischen und phonetischen Varianten einerseits und einem erklärenden Kommentar andererseits zusammen. Daß es bei der Interpretation nicht ohne Hypothesen abgeht, ist selbstverständlich und für den Fortschritt unserer Erkenntnisse sicher nützlich und auch nötig.

Die Namen werden gar nicht oder nur summarisch lokalisiert: historische Zeugnisse fehlen durchgehend. Das Hauptaugenmerk künftiger Forschung wird sich somit auf die in der Westschweiz arg vernachlässigte Aufstellung von quellenkritisch gearbeiteten Belegketten zu richten haben⁷.

Ein besonderes Lob gilt der Illustration und der übersichtlichen Typographie. Fazit: ein angenehmes, als Einführung und Übersicht nützlich Buch. Der nächste Schritt wäre nun ein auf der Exzerpierung der Primärquellen beruhendes belegreiches Werk, das die zahlreichen Toponyme der Suisse romande (oder eines Teilgebietes) unter Berücksichtigung neuerer Forschungsrichtungen erschließt⁸. Als einzige der vier Sprachregionen besitzt ja die Westschweiz bis jetzt noch kein eigentliches Namenbuch.

Einzelnes⁹.

Die Bedeutung von Krahes alteuropäischem Konzept ist bisher in der Westschweiz praktisch überhaupt nicht erkannt worden, obwohl die ersten Publikationen auf das Jahr 1949 zurückgehen¹⁰. Dank dieser Theorie kann eine recht große Anzahl von Flußnamen auch der Westschweiz relativ einfach erklärt werden¹¹. Die etwa seit dem Jahrhundertbeginn «ligurisch» genannte Sprachschicht (cf. p. 42) ist damit einer differenzierten Betrachtungsweise zugeführt worden.

Demzufolge ist *-onna* auch kein keltisches Wort mit der Bedeutung 'Wasser' (p. 43), sondern ein in Europa weit verbreitetes flußnamenbildendes Suffix (Krahe, p. 63). Da im Kernland der La Tène-Kultur oft auch die Bezeichnungen kleinerer Bachläufe vorgeschichtlicher (gallischer) Herkunft sind, mutet die Verbindung des Waadtländer Bachnamens *Chamberonne* mit patois *tsanbèro* 'Krebs' etwas seltsam an. Aebischers überzeugende Anknüpfung an gall. *kambo-* 'krumm' (*RH* 14, 85) hätte zumindest eine Erörterung verdient.

Überhaupt ist die reiche, in den Zeitschriften verstreute Literatur zu den ON der Westschweiz nur noch schwer in ihrer Gesamtheit zu überblicken. So liegen denn auch die schwerwiegendsten Vorwürfe im Bereich der Literaturbeherrschung. Z. B. entging den Autoren Jeanjaquets meisterhafte Rückführung von *Val-de-Ruz* auf das keltische **Rotoialum* (*FS Gauchat*, 449). Die ältere Forschung hatte in *Ruz* einen Reflex des Personennamens *Rudolf* gesehen (so Bossard-Chavan, p. 46).

Auch da, wo einmal ein historischer Beleg geboten wird, hätte man durchaus tiefer schürfen können. 1279 *Aqua bracioli* ist nicht das älteste Zeugnis für *Le Brassus* in der Vallée

⁷ Cf. aber MAURICE CASANOVA, 'In Villa de Bagnyes'. *Réflexions sur un 'village disparu' et sur les origines que l'on attribue à son nom*, *Vallesia* 33 (1978), 89–105.

⁸ Cf. schon den Ansatz bei ANNEMARIE GRANDJEAN-WÄCHTER, *Les noms de lieux de Ayent/Valais*, Neuchâtel 1974 (thèse Zurich, édition partielle) mit starker Betonung der Dokumentation.

⁹ Die folgenden Punkte fielen mir bei der Durchsicht der Kapitel *L'eau* und *Les arbres forestiers* (p. 41–56, 167–184) auf.

¹⁰ Die einzige Ausnahme scheint der Neuenburger Gymnasiallehrer FERNAND LOEW zu sein: *L'eau, le paysage et les noms, Le petit Rameau de Sapin* 42 (1971), 17–23, hier p. 22–23. – Cf. für den Norden der Suisse romande ALBRECHT GREULE, *Vor- und frühgermanische Flußnamen am Oberrhein*, Heidelberg 1973.

¹¹ HANS KRAHE, *Unsere ältesten Flußnamen*, Wiesbaden 1964. – Einen Irrtum wie die Verknüpfung von *Saane/Sarine* mit den *Saar*-Namen wird der Kenner der Lokalgeschichte dank der ältesten Urkundenformen leicht berichtigen können. Er tut der Wichtigkeit von Krahes Werk prinzipiell keinen Abbruch (p. 41).

de Joux (p. 43). Bereits in einer im 11. Jahrhundert in der Abtei St-Claude (département du Jura) auf den Namen Karls des Großen fabrizierten Fälschung steht *a termino Bracioli aque vocabulo Orba*¹².

Die Zusammenfassung von Maskulina und Feminina unter einem gemeinsamen Etymon scheint mir manchmal zu weit zu gehen. So hat *Day, Dey* (m.) wahrscheinlich nichts mit *Diaz* (f.) zu tun (p. 44), welches letzteres auf patois *douai*, etc. 'Quelle' (s. f.) beruht.

Auch den Bachnamen *la Baye* (Montreux) wird man nicht ohne weiteres zu den westschweizerischen Verwandten von *bief* stellen dürfen (p. 43, 54). Schon gegen 1250 ist nämlich das Toponym *Baye* als feminin bezeugt: *quicquid est intra duas baies* (MDR 29, 437).

Unter *Frêne* (p. 171) wird nicht nur *Franoz*, etc. aufgeführt, sondern auch *Frasse* und seine Ableitungen. Dieser letztere Typ kann aber nicht auf *FRAXINUS* zurückgehen. Hasselrot dachte sicher zu Recht an verkürztes *FRAXEA* (RH 14, 48).

Wulf Müller



CHRISTOPH JOSEF DRÜPPEL, *Altfranzösische Urkunden und Lexikologie. Ein quellenkritischer Beitrag zum Wortschatz des frühen 13. Jahrhunderts*, Tübingen (Niemeyer) 1984, 181 p. (Beih. ZRPh. 203)

Bei der vorliegenden Untersuchung handelt es sich um eine von Kurt Baldinger betreute Dissertation, dessen folgenden bereits 1953 formulierten Worte auch heute noch unverändert ihre Gültigkeit haben: «Die Urkundensprache (überwiegend juristischen Inhalts) führt uns in den Wortschatz des öffentlichen Lebens und damit unmittelbarer als die literarische Sprache in die kulturelle Entwicklung hinein. Sie bildet in gewissem Sinne das Korrelat zur Literatursprache und ist in ihrer Gesamtheit noch nie sprachgeschichtlich untersucht worden.»¹ Zwar hat die sprachwissenschaftliche Forschung die Urkunde schon relativ früh als zuverlässige Quelle erkannt (man denke etwa an die Schüler von Suchier in Halle) und sich vor allem in den letzten Jahren verstärkt mit diesen rechtssprachlichen Texten befaßt (es sei hier auf die Arbeiten von Ch. T. Gossen, H. Goebel, A. Dees u. a. verwiesen). Während dabei die Zahl der Arbeiten zur Morphologie und zur Syntax stetig anwächst, ist aber festzustellen, daß «die Anzahl der Arbeiten zum Wortschatz der Urkunden (...) eher stagniert» (p. 2). Die Lexikographie hat, wie ein Blick in die einschlägigen Wörterbücher (*FEW*, Godefroy, Tobler-Lommatzsch) sofort erkennen läßt, die literarische Überlieferung so exhaustiv wie nur möglich ausgewertet, nichtliterarische Texte jedoch weitgehend vernachlässigt².

¹² *Die Urkunden Pippins, Karlmanns und Karls des Großen* bearbeitet von ENGELBERT MÜHLBACHER, Hannover 1906, p. 454 (MGH. *Die Urkunden der Karolinger* 1). RAINER MARIA HERKENRATH, *Die Reichskanzlei in den Jahren 1181 bis 1190*, Wien 1985, p. 180.

¹ K. BALDINGER, «Das Institut für Romanische Sprachwissenschaft der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin: ein Arbeits- und Forschungsbericht», *Orbis* 2 (1953), 180; cf. auch id., «L'importance de la langue des documents pour l'histoire du vocabulaire galloromain», *RLiR* 26 (1962), 309-330.

² GODEFROY bildet hier zwar eine Ausnahme, geht aber, wie der Verfasser wiederholt nachweisen kann (cf. p. 47-114), äußerst unkritisch mit den von ihm ausgewerteten Quellen um.

Zielsetzung der aus rein «quantitative(n)» (p. 12), also arbeitsökonomischen Gründen auf den Zeitraum von der Wende des 13. Jahrhunderts bis etwa zum Jahre 1235 begrenzten Arbeit ist es, einen Beitrag zur Schließung dieser Forschungslücke zu leisten. Dabei geht es dem Verfasser konkret um die bibliographische Erfassung der publizierten altfranzösischen Urkunden sowie ausgewählter Dokumente, um die quellenkritische Beschreibung und Systematisierung des Materials (mit Unterscheidung von originaler und abschriftlicher Überlieferung) und um die lexikologische Untersuchung des Belegmaterials (cf. p. 11).

In dem mit «Einleitung» überschriebenen 1. Kapitel (p. 1–13) werden zwar schon lange bekannte, als Hintergrundinformation aber notwendige Fakten zur altfranzösischen Urkunde als Quelle der Sprachwissenschaft, zur geographischen Verbreitung altfranzösischer Urkunden und zum Übergang von der lateinischen zur altfranzösischen Urkunde referiert (die älteste im Original erhaltene altfranzösische Urkunde stammt aus dem Jahr 1204; cf. p. 12, 118). – Im 2. Kapitel (p. 14–41) wird erfreulicherweise und in völlig überzeugender Form zwischen Urkunde und Dokument differenziert, was für die nachfolgende lexikologische Analyse und die daraus resultierende mehrfache Korrektur der Wörterbücher von zentraler Bedeutung ist. Während die Urkunde «die mit öffentlichem Glauben versehene, in der Regel datierte und meistens lokalisierte Aufzeichnung von Vorgängen rechtlicher Natur» (p. 18) ist, stellt das Dokument «die aufgrund quellenkritischer Erschließung zu datierende formlose (informative) Aufzeichnung von Zuständen rechtlicher Natur ohne öffentlichen Glauben» (p. 18) dar. – Das 3. Kapitel (p. 47–114) enthält die lexikologische Auswertung der Urkunden; es bildet mit dem 4. Kapitel (p. 115–161) den Teil der Arbeit, in dem man die bedeutsamen Neuentdeckungen findet. In 74 von *arcediacne* bis *were* reichenden Einzelartikeln untersucht der Verfasser auf der Grundlage von etwa 160 Quellen den Wortschatz der altfranzösischen Urkunden. In den Artikeln werden jeweils das Lemma (nach Tobler-Lommatzsch), die Belegform, deren Bedeutung und die Belege (mit der Qualifizierung ‘Urkunde’ oder ‘Dokument’, mit Lokalisierung, Datierung und Sigel der Edition) verzeichnet; es folgen dann jeweils der Stand der Wörterbücher und – in den meisten Fällen – die Zusammenfassung der Ergebnisse. Und die sind nun in der Tat erstaunlich: Es wird eine Vielzahl von neuen Erstbelegen, von Neubedeutungen und Neudefinitionen nachgewiesen. In den Wörterbüchern wird vieles zu ergänzen, nachzutragen und zu korrigieren sein. – Das 4. Kapitel (p. 115–161) verzeichnet in chronologischer Reihenfolge die bis zum Jahre 1235 publizierten altfranzösischen Urkunden und ausgewählte Dokumente, wobei nicht nur das Gebiet des heutigen Frankreichs, sondern auch die Länder Belgien, Luxemburg und Großbritannien berücksichtigt werden. Spätere Kopien oder gar Fälschungen werden deutlich von den Originalen unterschieden und als solche gekennzeichnet. Fernerhin sind Entstehungsdatum, Entstehungsort (nicht jedoch bei den Kopien), (gelegentlich) das Incipit und die Edition des Textes angegeben. Diese umfassende Bibliographie ist für jeden, der sich mit der altfranzösischen Urkundensprache befassen will, ein wertvolles, zuverlässiges Arbeitsinstrument. – In dem als «Anhang» bezeichneten 5. Kapitel (p. 162–167) findet man ein Ortsverzeichnis und einen Index der kommentierten Wörter und Graphien.

Diese von stupendem Fleiß zeugende, auf einem umfangreichen Textkorpus basierende Arbeit stellt eine vollkommen überzeugende Leistung dar. Sie bildet einen äußerst wertvollen Beitrag zur Lexikographie des frühen 13. Jahrhunderts. Angesichts der hohen Qualität der Untersuchung wird jeder über die mehrfachen Wiederholungen (z. B. Definition der Begriffe Urkunde und Dokument p. 1, 15–16, 17, 18, 42 u. a.) gern hinwegsehen.

Arnold Arens



Actes du V^e Colloque International sur le Moyen Français, Milan, 6-8 mai 1985, Milan (Vita e pensiero. Pubblicazioni della Università Cattolica) 1985 (*Contributi del «Centro studi sulla letteratura medio-francese»* 3, 4, 5 / *Scienze filologiche e letteratura* 29, 30, 31).

Vol. I Les Grands Rhétoriciens. 177 p.

Giovanna Angeli (*Le type-cadre du songe dans la production des Grands Rhétoriciens*, p. 7ss.) analyse le développement du songe allégorique à partir de Guillaume de Lorris par la *dorveille* abandonnée du XIV^e s. au songe disserté, étudié, utilisé du commencement du XVI^e s.

Jacqueline Cerquiglini (*L'écriture louche, La voie oblique chez les Grands Rhétoriciens*, p. 21 ss.) observe que la faiblesse de vision est une caractéristique générale des écrivains médiévaux; elle reflète leurs autres défauts physiques de même que leur insuffisance sociale. D'autre part, le défaut de la vue est aussi un signe de l'intelligence et il marque le nouveau héros, le héros de l'écriture.

Margarete Newels (*Grands Rhétoriciens et style dramatique*, p. 33s.) place l'œuvre de ces écrivains dans le cadre de l'esthétique médiévale. Cette importante contribution devrait être intégrée déjà dans l'enseignement élémentaire de la littérature médiévale.

Susie Speakman Sutch (*Comment lire une allégorie de personnification séculière*, p. 49s.) présente un mode de lecture à la fois anaphorique et cataphorique pour le *Trosne d'Honneur* de Jean Molinet, dont la forme circulaire sert à annoncer aussi bien qu'à rappeler. En louant Philippe le Bon qui vient de mourir, Molinet loue aussi le nouveau duc de Bourgogne, fils et héritier de Philippe, qui à cause de ces attributs, doit se présenter comme l'incarnation de Philippe.

Anna Slerca (*A propos des néologismes des Rhétoriciens*, p. 61ss.) rend compte des enquêtes concernant le vocabulaire des rhétoriciens. Elle donne plusieurs termes qui ne semblent pas être attestés par des dictionnaires de l'époque (afr.) qui précède celle des rhétoriciens, entre autres *arrivee*, *combat* et *difficilement*; un examen de conscience fort utile pour nous autres, éditeurs d'anciens textes fr. Aurions-nous donné ces termes dans nos glossaires? La récolte des néologismes dérivés de noms propres est également riche.

Jean-Claude Muhlethaler (*Un manifeste poétique de 1453: les «Enseignes» des «Douze Dames de Rhétorique»*, p. 83ss.) analyse les *Enseignes*, la partie centrale de la correspondance (entre la cour du Bourbonnais et celle de Bourgogne, en 1463) intitulée *Douze Dames de Rhétorique*. S'inspirant des fresques que le prince-évêque de Lausanne, Aymon de Montfalcon, fit exécuter vers 1500 et qui représentent, à gauche, les douze dames de Rhétorique et, à droite, Noblesse et ses douze suivantes, l'auteur trouve plusieurs points communs entre le Bréviaire des Nobles d'Alain Chartier et les *Enseignes*. Il a raison, je pense, de conclure que le poète et le noble sont présentés comme des figures complémentaires et que cette exaltation du poète annonce déjà la Renaissance (v. aussi J. Cerquiglini ci-dessus).

Cynthia J. Brown (*Du manuscrit à l'imprimé en France: le cas des Grands Rhétoriciens*, p. 103ss.) rend compte des droits de l'auteur (pas toujours respectés) et du système de patronage à l'époque de l'invention de l'imprimerie. Sur la base notamment d'une étude portant sur plusieurs éditions successives de l'œuvre de Molinet (à partir de 1476) l'auteur constate un changement de l'attitude vers le commencement du XVI^e s.

Giovanna Bellati (*Etude sur les «Regnars traversant» de Jean Bouchet*, p. 125ss.) constate que l'attribution de plusieurs pièces contenues dans les *Regnars* est restée incertaine et revendique pour Bouchet la paternité du *Traité en prose et en vers sur la vanité des arts libéraux* (continuité entre le *Traité* et la première partie des *Regnars*; ressemblance quant aux sources et quant à la technique, etc.).

Enea Balmas (*Le «Blazon des herétiques» de Pierre Gringore*, p. 153ss.) présente l'ennemi

de Luther sous un jour sympathique. Gringore replace «l'erreur de Luther dans une histoire de l'humaine errance et en ramène l'origine à la conscience d'une culpabilité universelle» (p. 169s.)¹.

Pasquale Aniel Jannini (*La ricezione dei Rhetoricheurs al tempo di Luigi XIII*, p. 171ss.) examine la survie des rhétoriciens pendant la première moitié du XVII^e s. sur la base des *Vies* de Guillaume Colletet, qui respecte le style clair et intelligible de Jean Lemaire de Belges.

Vol. II. Le Moyen Français. 236 p.

Anthonij Dees (*Eléments constitutifs du Moyen Français*, p. 7ss.) souligne l'importance de la survie bien documentée des dialectes pour la formation du moyen fr. et propose une enquête dialectologique pour le XVI^e s. Il présente une analyse du Jehan de Saintré par ordinateur qui choisit, entre 86 points géographiques examinés pour la langue du XIII^e s., celui dont les formes locales ressemblent le plus à celles de ce texte. Juxtaposée à une analyse de l'histoire du texte à examiner cette méthode me semble bien utile.

Giuseppe Di Stefano (*Verso e prosa in medio-francese*, p. 21ss.) examine la présence bien fréquente des rimes dans la prose du moy. fr. qu'il a raison de comparer au *cursus* latin. Je veux ajouter quelques mots à son article: Jean de Meun traduit en 1284 le manuel militaire de Végèce en fr. sans rimes accusées, mais sa traduction est versifiée par Jean Priorat aussitôt après; Jean de Vignay donne sa traduction du même texte vers 1320 – en prose non rimée cette traduction aussi, elle est pourtant pourvue d'une préface d'où je cite: *je pri le lector qu'il m'ait escusé et debonerement amende le mesfet, quar ce n'est pas granz los de reprendre autrui fet s'en ne velt amender ce qui est meins bien fet. De metre l'uevre en rime ne me veil entremetre, mes la verité pure sivre selonc la letre. Car si comme l'en dit et maintes foiz avient, en œuvre mis en rime sovent faus entrevient.*

Gilbert Ouy (*Un exemple de bilinguisme du début du XV^e siècle: les versions originales de quelques œuvres de Gerson*, p. 33ss.) présente des échantillons stylistiques de la prose fr. et lat. de Gerson, des correspondances lexicales de cet auteur bilingue et discute l'aspect paléographique des œuvres de Gerson, sans oublier le rôle du frère cadet de Gerson, Jean le Célestin.

Nicole Pons (*Latin et français au XV^e siècle: le témoignage des traités de propagande*, p. 67ss.) analyse la langue et le style de divers traités de propagande. En passant N. P. rend compte de l'histoire de ses textes et donne une bibliographie fort utile.

Pierre Demarolle (*Sur la syntaxe du Moyen Français: le témoignage d'un manuscrit de la fin du XV^e siècle*, p. 83ss.) examine une traduction du commentaire des Psaumes par Ludolphe le Chartreux (Nancy Bibl. mun. 14) et constate que la fin de l'unité syntaxique reste souvent ouverte. Il a sans doute raison de considérer les segments délimités par des conjonctions ou d'autres éléments de liaison comme indicateurs de la structure phrastique recherchée².

Alexandre Lorian (*L'imbrication des phrases dans des textes narratifs 1400–1520*, p. 95ss.). L'imbrication pratiquée soit par coordination soit par anaphore étant un procédé régulier dans la narration et parfaitement exceptionnel dans le dialogue, l'auteur s'est consacré à l'étude du phénomène marqué: *dialogue et imbrication* (l'imbrication devient plus fréquent quand le dialogue tend vers le monologue et la réplique se prolonge; le dialogue utilise des pro-phrases [oui, non] et des reprises des mots-clés) et *narration et non-imbrication* (notam-

¹ E. B. s'oppose à Henri Guy qui reproche à Gringore de ne pas avoir su proposer une interprétation «consciencieuse, intelligente... de la Réforme» en 1524. – *De libertate christiana* date de 1520.

² Au sujet de *car* il faudrait citer VÄÄNÄNEN, *Introd.* (1963), p. 171s. La corrélation *pour che – car* (DEMAROLLE, p. 90) est fort intéressante.

ment des indications temporelles introduites par *quand*). L'auteur ajoute que l'imbrication est moins fréquente dans la prose moderne.

Rika van Deyck (*La place des pronoms personnels conjoints*, p. 109ss.) établit que le choix positionnel des pronoms ne s'observe plus que dans les constructions impératives: l'antéposition se réalise dans les impératives négatives ou introduites (c.-à-d. précédées d'un terme inaugurant); et la postposition dans les impératives affirmatives non introduites. Cet état de choses est bien expliqué à partir du rôle important du verbe et l'abandon du rythme descendant en faveur du rythme ascendant.

Marc Wilmet (*L'article «de»*³, p. 123ss.) rattache le développement de l'«article partitif» (l'article *de* + un autre article) au recul de la détermination zéro (non seulement *mangier del pain* mis à table, mais aussi *qui del vin sont bevant* où le *vin* est pris dans un sens général). – Son article clair et bien documenté incite le lecteur à examiner le sens de l'art. défini (deixis, propre à *ille*, dans *del pain*; MW: «extension contextuellement réduite»; fonction généralisatrice dans *del vin*; MW: «extension large») utilisé avec *de* en moy. fr. où l'on trouve des exemples conservateurs et des exemples avancés de l'emploi de l'art. «partitif» (p. ex. *donne-roit de la char et de mouton*, v. cet article).

Robert Martin (*Les lexiques d'auteurs et les lexiques de «genres» comme préalables à un «Dictionnaire du Moyen français»*, p. 131ss.) rend compte de l'organisation du travail en vue du DMF: la répartition de la matière; les étapes principales de la construction du DMF; les structures relationnelles qui pourraient faciliter l'étape décisive de l'intégration des données.

Hélène Naïs (*Une banque de données textuelles sur le Moyen Français*, p. 141ss.) examine le côté pratique du travail de rédaction – son article devrait être lu par tout éditeur d'un texte médiéval.

Jacqueline Picoche (*A propos du vocabulaire affectif dans les chroniques de Froissart; quelques principes de lexicologie historique*, p. 153ss.) raconte dans cet article plaisant comment ses études portant sur le lexique de Froissart l'ont amenée à un examen de l'évolution de différents champs sémantiques. En préconisant un nouveau programme de lexicologie, elle invite ses lecteurs à l'étude des polysémies; à l'étude des mots substituables, aboutissant à l'analyse en sèmes et à la prise de consciences des choix qui s'offrait au locuteur du temps (qu'elle me permette d'ajouter ici la nécessité d'un examen rigoureux des usages locutionnels); et enfin, à une comparaison des usages médiéval et moderne.

Kurt Baldinger (*François Rabelais: son importance pour l'histoire du vocabulaire français*, p. 163ss.) montre au lecteur l'abondance et l'intérêt des problèmes posés au lexicographe rabelaisien (recherches étymologiques; questions relevant de la géographie linguistique; datations; développements sémantiques de différents termes), ainsi que la meilleure méthode de les résoudre.

Gilbert Salmon (*Le Moyen Français, source d'affinement de la description sémantique du lexique français*, p. 181ss.) prouve l'importance des textes techniques de l'époque à l'aide de nombreux exemples provenant surtout du sud-est de la France actuelle (aire franco-provençale).

Gabriele Eckert (*Moyen Français et français avancé*, p. 197ss.) présente certains phénomènes du français avancé annoncés déjà par le moy. fr. Il s'agit d'une première ébauche de son excellente thèse de doctorat⁴.

³ L'«article *de*», terme acceptable, je pense, peut cependant causer de l'embarras: cet article est défectueux parce qu'il ne saurait être utilisé avec la préposition *de*: *aux amis*, *à mes amis*, *à des amis*; *des amis*, *de mes amis*, *d'amis*.

⁴ *Sprachtypus und Geschichte*, *Tübinger Beitr. zur Ling.* 265/1986, v. mon compte rendu dans *NM*. –

Vol. III. Etudes littéraires sur le XV^e siècle. 237 p.

Alice Planche (*Lexique et fonction du végétal dans un corpus de textes français des XIV^e et XV^e siècles*, p. 7ss.) étudie la nomenclature végétale dans des textes considérés comme littéraires. Ce lexique ressemble au lexique afr.; les termes généraux et neutres l'emportent: arbre, fleur, feuille, etc. L'usage des métaphores et des proverbes avance, mais les noms populaires restent marginaux⁵ et l'observation est sommaire à l'exception du *Paradis de la Reine Sibylle* d'Antoine de la Sale, où deux plantes, nouvelles pour l'auteur, sont décrites avec une exactitude admirable.

Martin Gosman (*La réception de la matière 'classique' chez Philippe de Mezières: la référence persuasive dans le «Songe du Vieil Pèlerin», p. 27ss.*) montre que la matière littéraire puisée par Ph. de M. dans des époques différentes (temps des Anciens, de la Bible, etc.) ne sert qu'à introduire une vérité générale qui n'est pas limitée par le temps. «Le résultat est paradoxalement un TOUJOURS. Ce TOUJOURS renvoie à la quête du Salut essentielle pour Philippe» (p. 38).

Joël Blanchard (*«Vox poetica, vox politica»: l'entrée du poète dans le champ politique au XV^e siècle*, p. 39ss.) observe une transformation dans les «miroirs» des princes pendant le règne de Charles V. Sous la pression d'une époque malheureuse le poète s'occupe, non pas des impulsions de son cœur, mais de la société qui existe en dehors de sa personne et qui est représentée par le destin du roi. Le métier du poète est d'être idéologue. On s'habitue, au XV^e s. «de voir à côté et au-dessus du pouvoir du conseil royal une autorité d'intellectuels» (p. 51).

Danielle Régnier-Bohler (*Traditions et structures nouvelles chez Philippe Camus: la genèse de l'Histoire d'Olivier de Castille et Artus d'Algarbe*, p. 53ss.) analyse l'usage de certains motifs anciens et facilement identifiables (deux frères; le trajet du mort – d'une façon chevaleresque le héros veut payer les dettes d'un mort pour lui assurer une sépulture honorable; succession de noir (perdition), rouge (purgatoire), blanc (salut); système chromatique à la fois temporel et spirituel) par l'auteur qui sait doubler ce qui est terrestre par ce qui appartient à l'au-delà pour donner une leçon de bien vivre et de bien régner.

François Suard (*Le «Beuves de Hantonne» en prose: importance et expression du sentiment amoureux*, p. 73ss.) étudie une œuvre où les scènes d'amour abondent. Comparé au *Beuves* en vers (afr.), l'œuvre en prose (XV^e s.) a réussi de beaux tableaux en théâtralisant certains passages; d'autre part, l'auteur a aussi ajouté des discours argumentés.

Daniel Poiron (*Valeurs du rire dans «Jean de Saintré», p. 89ss.*) considère le rire comme une caractéristique du discours de la raison et de la vérité, opposant déjà le Roman de la Rose de Jean de Meun à la littérature courtoise qui, réservée, ne fait que sourire. Ce livre d'Antoine de la Sale est une attaque contre la chevalerie.

Emma Stojkovic Mazzariol (*L'auteur des «Cent Nouvelles nouvelles» et le Pogge: une rencontre manquée?*, p. 103ss.) répond négativement à la question présentée: l'auteur bourguignon, qui a parfois conservé la structure concise de son modèle italien, a aussi appris à éliminer la convention moralisatrice qui caractérise la fabliau fr. Comme le Pogge, l'auteur des *Cent Nouvelles nouvelles* cherche surtout à divertir (la traduction inexacte de *noverca* par *mere grant* s'explique par une nécessité stylistique).

Dans son article G. E. commet encore l'erreur de compter le créole parmi les formes du français avancé. Le créole (bien qu'il ait subi l'influence du français «naturel») remonte cependant à un pidgin, langue artificielle à base française.

⁵ En ce qui concerne Linné (mentionné p. 16) il faut savoir que les noms latins données aux plantes par ce savant sont souvent de simples traductions des noms populaires qu'elles portent toujours dans sa province natale.

Madeleine Jeay (*Représentation de la parole ou mise en scène de l'écriture? L'exemple des «Évangiles des Quenouilles»*, p. 125ss.) étudie le développement du genre narratif bref sur la base des deux versions de EQ (comparez son éd. de ce texte, Paris (Vrin) – Montréal (Les presses de l'Univ. de Québec) 1985).

Marc-René Jung (*Jacques Milet, déplorateur*, p. 141ss.) analyse les plaintes funèbres dans *l'Istoire de la destruction de Troie la Grant par personnages* par Jacques Milet (vers 1450). La reconstruction de la représentation de cette œuvre dramatique est rendue possible par le texte même et par plusieurs didascalies conservées dans des mss.

Jacques Monfrin (*L'Histoire de Didon et Enée au XV^e siècle*, p. 161ss.) donne une description détaillée de l'histoire des textes utilisés pour la présentation de Didon dans le *Livre des Eneydes compilé par Virgille, lequel a été translaté de latin en françois* paru à Lyon chez l'imprimeur Guillaume Le Roy en 1483. L'examen de ce montage d'origine multiple est bien révélateur: l'article devrait être lu par tous ceux qui éditent des textes de l'époque.

Gianni Mombello (*«Les ditz des sages hommes» de Guillaume Tardif. Aspects littéraires et linguistiques*, p. 199ss.) étudie les sources, le succès et la qualité de la traduction (style en général clair; termes dialectaux).

Giuseppe Antonio Brunelli (*Sulle traduzioni italiane, 1906–1981, dell'«Épitaphe Villon», la «Ballade des pendus»*, p. 217s.) compare les traductions italiennes du texte, discute leurs problèmes et publie en appendice *Il Lamento dei morti ai vivi*, imitation de la Ballade, qui manifeste l'importance et l'actualité de la littérature moy. fr.

Les actes du V^e Colloque International sur le Moyen Français sont une belle publication. Je préfère terminer par la phrase qui conclut l'article de Marc Wilmet: «La linguistique n'est rien sans la philologie, mais une philologie coupée de la linguistique ignore ce qu'elle cherche et comprend mal ce qu'elle trouve.»

Leena Löfstedt



SERGE LUSIGNAN, *Parler vulgairement; les intellectuels et la langue française aux XIII^e et XIV^e siècles*, Paris (Vrin) – Québec (Les presses de l'Univ. de Montréal) 1986.

Disons-le d'emblée: il ne s'agit pas de l'histoire du parler «vulgaire» (c.-à-d. vernaculaire) français, mais de l'histoire des origines médiévales de la grammaire française, plus exactement de l'histoire de la conscience de la grammaticalité du français. Le livre est divisé en quatre chapitres bien distincts: 1. Le fait de la langue française dans les traités de grammaire du XII^e et du XIII^e s.; 2. Le discours philosophico-théologique du XIII^e siècle et le fait de la langue fr.; 3. Langue fr., grammaire et société: l'Angleterre et la France au XV^e s.; 4. Le mouvement des traductions au XIV^e s. et la définition du fr. comme langue savante.

La grammaire médiévale c'est surtout la grammaire latine. Cependant le français est le vernaculaire de la communauté qui entoure le Quartier Latin de Paris et il est utilisé au dehors de l'université d'Oxford également. Personne ne parle le latin dans sa première enfance et avant d'entamer des études plus sérieuses, la jeunesse doit apprendre le latin, souvent à l'aide du vernaculaire. Il n'est donc pas étonnant de trouver ce vernaculaire utilisé comme langue de référence, comme point de comparaison dans des discussions. Le premier trait grammatical du français que l'on semble distinguer est l'article: tout comme le grec, le français possède l'article, dit Alexandre Neckam, et l'*Ars medulina* (écrite après le milieu du XII^e s.) utilise le fr. pour démontrer que l'article masc./fém. peut distinguer entre les *communia*. De même, le discours philosophico-théologique du XIII^e s. compare la compétence linguistique des apôtres lors de la première Pentecôte chrétienne au plurilin-

guisme européen, et la prononciation dialectale de S. Pierre au moment de son reniement, à la présence des dialectes au sein du français (Thomas d'Aquin). Dante définit le vernaculaire comme une 'façon de parler' (*locutio*) *quam sine omni regula nutricem imitantes accipimus*; mais alors qu'il estime que l'acquisition du vernaculaire se fait normalement sans règles formulées par l'enseignant, Dante ne nie pas l'existence d'une certaine régularité dans l'expression du vernaculaire (le fr. *oïl* correspond à *si* de l'it.). Roger Bacon dit - et il se rapproche ici des modistes -: *Grammatica una et eadem est secundum substantiam in omnibus linguis, licet accidentaliter varietur*, ce qui ne l'empêche pas de nous communiquer plusieurs observations concernant le fr. et ses dialectes, et d'y déceler des règles grammaticales (il constate p. ex. la fonction référentielle de l'article fr.).

Les deux premiers chapitres (du contenu desquels nous avons donné des échantillons) ont une introduction trop succincte pour suffire à l'information d'un lecteur qui n'est pas spécialiste de l'histoire du fr. Il devrait savoir que le fr. a été utilisé pour l'écriture à partir des Serments de Strasbourg (le plus souvent, je pense, par des clercs entraînés à écrire le latin); qu'il avait été utilisé dans des documents officiels au dehors de la France (*Leis Willelme*; *Assises de Jérusalem*); que Brunetto Latini (maître de Dante et contemporain de Thomas d'Aquin) qui écrit son *Tesoretto* en vers italiens, se sert de la prose fr., d'une allure déjà assurée, pour son *Trésor*, peut-être non seulement parce qu'il considère la langue fr. comme *la parleure ... plus delitable et plus commune a toutes gens*, mais aussi parce que la prose italienne n'était pas encore née; que le fr. est la langue commune des croisés, donc une seconde langue de la noblesse allemande aussi; que cette langue n'a été ignorée en Scandinavie non plus où le haut clergé avait une éducation parisienne¹ et la noblesse imitait la littérature courtoise française. Voilà pourquoi le fr. a pu être utilisé comme une langue de référence par les intellectuels des XIII^e et XIV^e siècles.

La grammaire fr. est née en Angleterre parce que c'était une nécessité pour les Anglais de bien maîtriser cette langue juridique et d'administration qui avait été imposée à leur pays par la conquête de Guillaume; le programme de l'enseignement a choisi comme langue cible le français de Paris (ou de l'Ile-de-France)², qui devient aussi la langue de l'administration du royaume de France à partir de la deuxième moitié du XIII^e s.

Dans son dernier chapitre, l'auteur fait bien de souligner le rôle de Charles V comme mécène des traducteurs et la liste des textes traduits du latin en fr. est bien représentative. Ce chapitre discute aussi «Nicole Oresme: la *translatio studii* et l'idée de la langue fr. comme perfectible». Le livre se termine par un épilogue: «Jacques Legrand, auteur du premier traité du *trivium* en fr.» et par deux appendices: «Transcription de l'*accessus ad autorem* de la *Summa super Priscianum* de Pierre Hélie» et «Répartition des traités didactiques du français dans les codices» (ce dernier comparant les contenus des différentes grammaires françaises destinées à l'usage des Anglais).

L'exactitude bibliographique du livre laisse à désirer. L'auteur dit à la p. 72 que certains textes rassemblés par K. M. Fredborg (1980) «lèvent un peu le voile qui nous cache ce fascinant problème de l'influence des langues vernaculaires sur la performance en latin des clercs médiévaux et de sa variation selon les régions de l'Europe». Sans vouloir mettre en question la valeur de ces textes, nous pensons que le grand travail des autres spécialistes du

¹ «Le sentiment d'extériorité» (p. 32) de Jean le Danois par rapport à la langue fr., s'explique probablement par le fait que le fr. n'était pas sa langue maternelle. Danois par sa naissance et par sa première langue, il appartient, grâce à sa formation, au clergé international qui parle le latin (*Nos Latini* ...); le français étant, dans ce cas, sa troisième langue.

² Cependant la langue de Britton ou du Miroir des Justices laisse à désirer.

latin tardif, du médio- ou néolatin (dont plusieurs ont décelé, analysé et écrit des traces du vernaculaire dans des documents qu'ils ont étudiés) est, à tort, passé sous silence, comme si la discipline prenait son début en 1980. J'exprime ma sympathie pour tous ces chercheurs négligés et je partage leur déconvenue³; j'ajoute que v. Wartburg n'est pas mentionné au sujet de l'histoire du fr. et de ses dialectes ou au sujet de la naissance des études grammaticales en Angleterre, et, d'autre part, si *From Latin to Modern French* de Pope figure dans la bibliographie, ce livre n'a guère été utilisé⁴.

L'auteur néglige aussi l'usage des dictionnaires⁵: *l'usage et la coutume* (p. 103) n'évoque pas nécessairement le droit coutumier: cette répétition synonymique est fréquente et la signification de base en est 'habitude' (cf. *T-L* s.v. *coutume*). L'interprétation de *bons clers* (p. 104) comme expression (pseudo-)juridique est parfaitement gratuite. *Donait françois* qui s'inspire jusqu'à son nom de l'*Ars* de Donat (v. p. 112 ss.) n'est pas un cas unique. Le nom du grammairien signifie 'grammaire' en afr., mfr. mndl. et it. (cf. *FEW* III, p. 137 b) et *Donait françois* a été précédé par *Donatz proensals*.

Passons au latin: *apud ... Normannos, et puros Gallicos, et Burgundos ...* de Roger Bacon est traduit, p. 69, par 'parmi ... les Normands, les Francis purs, les Bourguignons' et commenté: «Rien de nouveau dans la nomenclature, si ce n'est l'adjectif *puros* accompagnant *Gallicos*. Comme si dès le milieu du XIII^e siècle, le vrai français était déjà le français de l'Ile-de-France.» Cependant *purus Gallicus* ne marque que l'ethnie de quelqu'un, non pas la qualité de la langue qu'il utilise. Ces 'Français purs' (au sujet de *pur* cf. *FEW* IX, p. 618 b) que l'on oppose aux Normands (et d'autres habitants du royaume de France), sont des Français proprement dits, les habitants de l'Ile-de-France (les *French proper*). Cette citation ne saurait donc appuyer la constatation – correcte⁶ – que le bon français était le français de l'Ile-de-France. – A la même p., cette citation reçoit encore le commentaire suivant: «le *purus gallicus* ... est la langue de Paris». D'où tire-t-on le *sermo* nécessaire pour cette interprétation? A-t-on oublié *apud*? Le changement majuscule > minuscule pour *Gallicus* n'est pas commenté ... Je pourrais continuer.

Par ses défauts, ce livre souligne la nécessité de la philologie pour les études médiévales. Comme les architectes ont tant besoin d'ingénieurs qui garantissent la solidité de la belle construction, les historiens ont besoin de philologues.

Leena Löfstedt



³ En ce qui concerne l'examen de la mise en pratique de leurs principes de traduction par Jean de Meun et par Jean de Vignay, je devance Buridan de plusieurs années (cf. *ArchivSt. N. Sp.* 124/1973, pp. 310 sqq.; *St. Neoph.* 44/1972, pp. 326 sqq.; aussi mes éd. de 1977, JM, et 1982, JV).

⁴ L'expression de Gautier de Bibbesworth qui veut enseigner le fr. aux Anglais selon *l'usage et la coutume de France* permet à l'auteur le développement suivant, pp. 101 sq.: «(Gautier de Bibbesworth) souligne d'emblée l'origine étrangère de la langue qu'il va enseigner. Le contraste est frappant avec Bibbesworth. Le français n'est plus une langue vernaculaire en Angleterre.» Aurait-il lu Pope §§ 1070 sq.? La situation du fr. en Angleterre est compliquée: composé de plusieurs dialectes le parler des conquérants n'avait probablement pas de norme commune et il a dû pâtir de l'influence de l'anglais. Déjà vers 1175 Guernes de Pont Ste Maxence s'écarte du public anglo-normand par *Mis lengages est bons car en France sui nez*.

⁵ *T-L* est cité une fois (p. 43, comme Tobler-Lömmatzsch); *Godefroy*, *FEW*, *DEAF* ne semblent pas être mentionnés.

⁶ Cf. p. ex. W. v. WARTBURG, *Evolution et structure*, 5^e éd., p. 90: les auteurs afr. tâchent de se défaire de leurs particularités provinciales dès la 2^e moitié du XII^e s.

CLAIRE BLANCHE-BENVENISTE, JOSÉ DEULOFEU, JEAN STÉFANINI, KAREL VAN DEN EYNDE, *Pronom et syntaxe. L'approche pronominale et son application au français*, Paris (SELAF) 1984, 247 p. (*Sociolinguistique: Systèmes de langues et interactions sociales et culturelles* I).

In ihrer 1975 publizierten Dissertation¹ hatte Claire Blanche-Benveniste die auf einer Anregung von Karel Van den Eynde fussende «*approche pronominale*» vorgestellt. Nach dieser Theorie, welche in der Art einer Dependenzgrammatik vom Verb und nicht vom Satz ausgeht, wäre das traditionelle Verhältnis zwischen Nomen und Pronomen umzukehren, d. h. das Pronomen wäre als primär zu betrachten und das Nomen als *Lexikalisierung* des Pronomens zu verstehen.

Nunmehr stellt die gleiche Verfasserin mit Karel Van den Eynde und zwei weiteren Mitautoren eine weiterentwickelte Fassung der seinerzeitigen Theorie vor. Das Buch umfaßt vier Kapitel, wobei dem letzten, von Jean Stéfanini verfaßten (*Le pronom dans l'histoire de la grammaire*, p. 205–237) eine Sonderrolle zukommt. Dieses Kapitel ist eine subtile Analyse der Art und Weise, wie die Grammatiktheoretiker von der Antike bis zum 18. Jahrhundert das Problem des Pronomens angefaßt haben. Man hätte allerdings annehmen können, daß Stéfanini in diesem Zusammenhang dem Renaissancegrammatiker Sanctius, welcher vorschlug, das Pronomen in *Protonomen* umzutaufen, mehr Platz einräumen würde. Sanctius scheint doch unter den traditionellen Grammatikern derjenigen zu sein, der am stärksten den Substitutscharakter des Pronomens in Frage stellte.

Von den übrigen drei Kapiteln ist das erste (*L'approche pronominale en syntaxe*, p. 23–59) einer allgemeinen Vorstellung der Theorie gewidmet, das zweite (*Approche de la notion de valence*, p. 61–159) und das dritte (*Relations entre deux formes verbales*, p. 161–203) den Anwendungen aufs Französische. Mit diesen beiden Kapiteln wollen wir uns hier etwas näher beschäftigen.

Im zweiten Kapitel versuchen die Autoren zunächst, auf einer distributionalistischen Basis die verschiedenen Paradigmen der Pronomen aufzustellen, welche sich je nach Verb vollständig, meistens aber nur unvollständig realisieren. Weit stärker als in der Dissertation von Claire Blanche-Benveniste werden diesmal beim Aufstellen der Paradigmen auch die sogenannten «*semi-lexikalischen Formen*» berücksichtigt, d. h. es wird beispielsweise zwischen *me-moi* und *me-à moi*, zwischen *te-toi* und *te-à toi*, zwischen *le-lui* und *le-ça* unterschieden, wo in den alten Paradigmen nur *me*, *te* und *le* standen².

Vor allem Unterscheidungen wie *le-lui* gegenüber *le-ça* erlauben es die Analyse zu verfeinern, indem nun zwischen den persönlichen und den unpersönlichen Anaphern unterschieden werden kann. Und von der Frage, ob die Leerstelle eines Verbs persönlich oder unpersönlich besetzt werden kann, hängt letztlich auch ab, mit welchen Pronomen es sich verbinden kann. Dabei begnügen sich die Autoren aber noch nicht damit, zwischen Verben mit ausschließlich persönlicher Konstruktion, solchen mit ausschließlich unpersönlicher Konstruktion und solchen, welche beide Konstruktionsweisen kennen, zu unterscheiden. Sie unterteilen nochmals die letzte Gruppe in Verben, bei denen die persönliche, und solche, bei denen die unpersönliche Konstruktion primär ist.

¹ CLAIRE BLANCHE-BENVENISTE, *Recherches en vue d'une théorie de la grammaire française. Essai d'application à la syntaxe des pronoms*, Paris 1975 (cf. auch meine Besprechung in *VRom.* 37 [1978], 309–314). – Für eine kurze Einführung in die Theorie cf. auch KAREL VAN DER EYNDE – CLAIRE BLANCHE-BENVENISTE, «*Syntaxe et Mécanismes descriptifs: Présentation de l'approche pronominale*», *Cahiers de lexicologie* 32 (1978), 3–27.

² Vergleiche die Paradigmen auf p. 87 mit denen von BLANCHE-BENVENISTE, *op. cit.*, p. 147.

Damit hoffen sie den Unterschied zwischen den Konstruktionen vom Typ *Je lui écris* et *Je pense à lui* in den Griff zu bekommen. Tatsächlich ist beim Typus *Je pense à lui* immer die unpersönliche Konstruktion *y-à ça* vorherrschend. Dies ist so ausgeprägt, daß man *y* in diesem Fall sogar für persönliche Ergänzungen brauchen kann, was allerdings von den Puristen kritisiert wird: *J'y pense, à lui*. Wie Betsy Barnes gezeigt hat³, ist die Situation allerdings noch um einiges komplexer, denn auch bei den Verben, die sich mit den Pronomen *lui, leur* konstruieren, können diese ihrerseits für eine unpersönliche Konstruktion eintreten. Dabei gilt es allerdings nicht weniger als vier Untergruppen zu unterscheiden. Bei der ersten ist nur *y* in unpersönlicher Konstruktion möglich:

(1) Elle (*leur + y) a bien répondu, à ces questions

Bei der zweiten sind beide Konstruktionen ohne erkennbaren Unterschied für die unpersönlichen Ergänzungen möglich:

(2) Cela risque (de leur + d'y) nuire, à nos projets

In einer dritten Gruppe sind ebenfalls beide Konstruktionen möglich, doch *y* hat hier einen eindeutig lokalen Sinn:

(3) a. Il lui manque deux pages importantes, à ce livre

b. Il y manque deux pages importantes, dans ce livre

Bei der vierten und letzten Gruppe ist sodann *y* völlig ausgeschlossen, auch in unpersönlicher Konstruktion:

(4) Qu'est-ce que (lui + *y) est arrivé, à cette chaise

Ich habe schon bei früheren Gelegenheiten, namentlich in meiner Besprechung der Dissertation von Claire Blanche-Benveniste (*VRom.* 37 [1978], 311), darauf hingewiesen, daß es mir nötig erscheint, zwischen zwei Paradigmen zu unterscheiden, ein erstes, der französische Dativ, dem die Pronomen *lui, leur* eigen sind, und in dem subsidiär auch *y* vorkommt, und ein zweites, für welches *y* charakteristisch ist, und in welchem daneben nur die «semi-lexikalischen» Formen *à lui, à elle* usw. eintreten können. Dies ist auch der Schluß, zu dem Betsy Barnes kommt.

Insofern habe ich einige Vorbehalte gegenüber den Paradigmen, welche auf p. 87 aufgestellt werden⁴. Schon in meiner Besprechung der Dissertation von Claire Blanche-Benveniste habe ich dagegen den Abschnitt über die Kombinatorik der Pronomen als den «ertragreichsten» (*VRom.* 37 [1978], 311) bezeichnet. Das gleiche läßt sich auch über den entsprechenden Abschnitt (p. 98-109) in der vorliegenden Publikation sagen, zumal gegenüber der früheren Fassung die Regeln noch verfeinert und die Darstellung verbessert wurde. Wir können dem Leser die Lektüre dieser Darstellung nur empfehlen.

In den weitem Teilen der Darstellung werden dann eine Vielzahl von Problemen angeschnitten, auf die man nicht alle im Rahmen einer Besprechung eingehen kann. Zu erwähnen ist immerhin, daß im zweiten Kapitel den Erörterungen zum Problem des Passivs (p. 116-127) und zu den «Passivparaphrasen» vom Typus *se faire, se laisser, se voir* plus Infinitiv (p. 134-143) verhältnismäßig viel Platz eingeräumt wird.

Im dritten Kapitel geht es sodann um das Verhältnis zwischen dem regierenden Verb und den untergeordneten Verben in Infinitivkonstruktionen und in *que*-Sätzen. Der weitaus größte Teil des Kapitels ist dabei dem Problem des logischen Subjekts des Infinitivs

³ BETSY K. BARNES, *The Notion of «Dative» in Linguistic Theory and the Grammar of French*, Ann Arbor 1980, und «The Notion of 'Dative' in Linguistic Theory and the Grammar of French», *Linguisticae Investigationes* 4 (1980), 245-292.

⁴ Weiterhin unklar bleibt mir, was die Pronomen *me, te, lui* usw. im Paradigma von *en* (P 3) zu suchen haben.

gewidmet, dem man hier mit distributionalistischen Methoden beizukommen sucht, weshalb auch nie der Begriff des «logischen Subjets» gebraucht wird, obwohl es um dieses geht.

Am bemerkenswertesten habe ich in diesem Kapitel vor allem die Art und Weise gefunden, wie die Autoren die *Modalverben* definieren (p. 165–167), wobei man freilich eher vom modalen Gebrauch der Verben sprechen müßte, denn reine Modalverben gibt es im Französischen wohl nicht. Die Autoren definieren die Modalverben als «verbes non-constructeurs», d. h. als Verben, die die Valenz des nur scheinbar untergeordneten Infinitivs übernehmen. Als Test schlagen sie dafür die Verwendung eines unpersönlichen Verbs vor und zeigen, daß dieses die unpersönliche Konstruktion auch beibehält, wenn ein Modalverb dazutritt:

(5) Il y en a quatre → Il *va* y en avoir quatre

(6) C'est à lui qu'il s'est adressé → Ça *doit* être à lui qu'il s'est adressé

(7) Il neige → Il *risque* de neiger

(8) C'est pour cela qu'ils se battent → Ça *continue* à être pour cela qu'ils se battent

Insgesamt enthält das vorliegende Buch viele höchst anregende Einzelbemerkungen, sehr vieles, was mit Zustimmung zitiert werden könnte, etliches auch, wogegen man gewisse Vorbehalte anmelden könnte. Gegenüber der Darstellung der «*approche pronominale*» in der Dissertation von Claire Blanche-Benveniste, die wir hier mehrfach zu Vergleichszwecken beigezogen haben, stellt die vorliegende Publikation sicher einen nicht unbedeutlichen Fortschritt dar. Trotzdem bin ich geneigt, sie kritischer zu beurteilen, als ich dies seinerzeit mit der erwähnten Dissertation getan habe.

Das hängt zunächst damit zusammen, daß sich Claire Blanche-Benveniste in ihrer Dissertation darauf beschränkt hatte, die «*approche pronominale*» auf die französischen Pronomen anzuwenden. Im vorliegenden Buch wird demgegenüber versucht, auf dieser Basis eine allgemeine Syntaxtheorie zu errichten, und bei diesem ambitionierten Vorhaben treten denn auch die Nachteile der ganzen Theorie stärker zu Tage. Schon bei der Behandlung der Probleme der Valenz scheint mir die «*approche pronominale*» bald einmal an ihre Grenzen zu stoßen. Es ist heute doch wohl nicht mehr bestritten, daß wir es beispielsweise bei folgenden Konstruktionen mit Aktanten zu tun haben⁵:

(9) Son chien tirait *sur la laisse*

(10) Il faut toujours commencer *par le commencement*

Es ist aber nicht einsehbar, welche pronominale Form den Aktanten *sur la laisse* und *par le commencement* zugrundeliegen könnte.

Freilich mag noch ein zweiter Grund zu meiner gestiegenen Skepsis beitragen. Es ist in den letzten Jahren immer evidenter geworden, daß die Art und Weise, wie man lange Zeit in der Syntaxforschung gewisse methodische Prinzipien verabsolutiert hat, in diesem Fall den Primat der Pronomen, in eine Sackgasse hineinführt, weil nämlich jede Schule andere Prinzipien verabsolutierte. Die Folge davon ist, daß die Kommunikation zwischen den verschiedenen Schulen nahezu unmöglich geworden ist.

So ist es wohl auch zu erklären, daß zumindest im zweiten und dritten Kapitel des vorliegenden Buchs die reichlich vorhandene Sekundärliteratur zu den behandelten Themen

⁵ Es stimmt, daß TESNIÈRE seine drei Aktanten einfach mit den traditionellen grammatikalischen Kategorien *sujet*, *complément d'objet direct* und *complément d'objet indirect* identifizieren wollte, doch läßt sich dieses Vorgehen besonders im Lichte der deutschen Valenzgrammatik nicht aufrechterhalten, cf. JAKOB WÜEST, «Das logische Subjekt des französischen Objektsinfinitivs», *RJ* 34 (1983), 42–56, besonders p. 44–46.

keinerlei Erwähnung findet. Es ist schon ein bißchen irritierend, wenn man in der Bibliographie einer Arbeit, die vorwiegend dem Problem der Valenz gewidmet ist, kein einziges Werk zur Valenzgrammatik, nicht einmal Tesnière, verzeichnet findet.

Was das grundsätzliche Problem betrifft, so scheint es mir gar nicht so eindeutig, daß die beiden einzigen Alternativen die Herleitung des Pronomens aus dem Nomen mittels eines Vorgangs der «Pronominalisierung» und die Herleitung des Nomens aus dem Pronomen mittels eines Vorgangs der «Lexikalisierung» sind. Warum nicht vielmehr annehmen, daß die grammatikalischen Funktionen wie Subjekt, direktes Objekt usw. abstrakte Einheiten der Sprache sind, welche sich sowohl nominal wie pronominal realisieren lassen?

Erst kürzlich hat Françoise Gadet in ihrem sehr lesenswerten Saussure-Buch⁶ daran erinnert, daß Saussure es durchaus für notwendig hielt, neben den Sprachzeichen, den «entités concrètes», auch noch «entités abstraites» anzunehmen, wobei er insbesondere an die grammatikalischen Funktionen dachte. Das alles ist dann mit dem aufkommenden Distributionalismus, dem sich auch die Verfasser des vorliegenden Buchs verpflichtet fühlen, vergessen worden, doch könnte ein solcher Ansatz einen Ausweg aus einer ganz offensichtlich festgefahrenen Diskussion bilden.

Trotz dieser Einwände bleibt festzuhalten, daß mit dieser Veröffentlichung eine nicht uninteressante syntaktische Theorie eine exemplarische Darstellung gefunden hat.

Jakob Wüest



WOLFGANG J. MEYER, *Modalverb und semantische Funktion*, Stuttgart (Steiner) 1982, (*ZFSL*, Beiheft 12).

El trabajo de Meyer contiene un notable esfuerzo en la clarificación del tipo de elementos que debemos hacer intervenir a la hora de explicar el significado que los verbos u otros elementos modales, en general, y el «devoir» francés, en particular, aportan a las proposiciones.

En una extensa primera parte se estudia el marco teórico en el que se inscribe esta problemática. La distinción, siempre de alguna forma necesaria para atender a los hechos que nos ocupan, entre una semántica del sentido («theory of meaning») y una semántica de la referencia («theory of reference») resulta desde luego difícil de trazar e introduce divergencias en muchos casos irreconciliables en el tratamiento de los hechos semánticos. No se considera una solución adecuada la ofrecida por la llamada semántica de los «mundos posibles», estrictamente formal, que pone las diferencias de sentido en función de tipos de partición sobre un universo que contiene individuos y mundos (reales o posibles) cualitativamente no diferenciables, lo que equivale a decir que diferencias de sentido se interpretan como diferencias de cuantificación. Frente a esta postura se consideran las posibilidades que se ofrecen de poner en conexión referencia y sentido, preservando en la elucidación de nociones semánticas los aspectos cualitativos característicos de las lenguas naturales: se trata de una aproximación que permita analizar las funciones semánticas de determinados elementos con criterios pragmáticos, esto es, atendiendo al tipo de acción realizado por medio de ellas.

⁶ FRANÇOISE GADET, *Saussure. Une science de la langue*, Paris 1987, p. 88ss.

Sobre esta base teórica es posible abordar las funciones semánticas de los verbos modales, del «devoir» francés entre ellos, como procedimientos que nos permiten realizar distintos tipos de acto asertórico (si nos limitamos a considerar el caso de la inscripción de estos verbos en una matriz asertórica). Tras dar un repaso a la bibliografía sobre «devoir» y tras destacar el papel de autores como Sueur, se llega finalmente a confirmar la existencia de dos tipos fundamentales de sentidos para este verbo, epistémico y radical, que están relacionados ahora con praxis lingüísticas particulares en el seno de un tipo general de acto de habla asertórico. En un enunciado como

«il ne doit pas être vieux»

el «devoir» epistémico («devoir» II para Sueur) se utiliza (creemos oportuno reproducir literalmente la formulación del autor):

«um einen Wahrheitsanspruch zu erheben, wenn und nur wenn gilt:

es gibt einen Redehintergrund vom Typ II (epistémico) mit (mindestens) einer verteidigbaren D-Prämisse (que fundamente determinado razonamiento en este marco) und (mindestens) einer verteidigbaren Übergangsregel vom Typ R_{II} derart, dass die mit «il n'est pas vieux» vollziehbare (wegen «il» situationsabhängig zu disambiguierende) Prädikation gegenüber der mit «il est vieux» vollziehbaren Prädikation relativ zu H_{II} die eindeutig grössere Gelingenschance hat.»

El «devoir» radical («devoir» I para Sueur), por su parte, se utilizaría «um einen Wahrheitsanspruch zu erheben», si y sólo si:

«es gibt einen Redehintergrund vom Typ H_I (radical) mit (mindestens) einer verteidigbaren D-Prämisse (que fundamenta determinado razonamiento en este marco) und (mindestens) einer verteidigbaren Übergangsregel des Typs R_I derart, dass die Beschränkung auf die mit «il n'est pas vieux» eingeführte (wegen «il» situationsabhängige) Konformitätsbedingung gegenüber der mit «il est vieux» eingeführten relativ zu H die eindeutig Verteidigbarkeitschance hat.»

La diferencia, pues, entre los dos tipos de «devoir» sería una diferencia que se resuelve en «Redehintergründe» y más concretamente, según nuestro autor, sería atribuible a las diferentes «Übergangsregeln» que caracterizan a uno y otro marco. La «Übergangsregel» epistémica es homogénea, porque su antecedente y su consecuente son enunciados del mismo tipo ilocutivo, asertórico, mientras que la «Übergangsregel» radical no es homogénea porque contiene un consecuente «imperativo», esto es, el contexto en el que se aplica un «devoir» radical (con valor deóntico) sólo se describe correctamente cuando uno de los enunciados que lo explican pertenece, por su valor ilocucional, al tipo de los «imperativos», apreciación ésta que consideramos de notable interés.

La distinción entre los dos tipos de «devoir» con los criterios aquí propuestos parece sin duda correcta. Se trata eso sí de una elucidación semántico-pragmática que ha puesto entre paréntesis otras consideraciones como la del estatus sintáctico y categorial de los verbos modales, capítulo no desdeñable. Una pregunta que nos sugiere este trabajo es la de si existe o no la posibilidad de fundamentar lingüísticamente el isomorfismo (donde se observa) entre marcos epistémico y radical. Esta pregunta estaría justamente en relación con el hecho de que una misma forma lingüística se utilice tanto en uno como en otro marco.

Carlos Hernández Sacristán



WOLFGANG RETTIG, *Sprachliche Motivation. Zeichenrelationen von Lautform und Bedeutung am Beispiel französischer Lexikoneinheiten*, Frankfurt am Main/Bern (Lang) 1981, 226 p. (*Studia Romanica et Linguistica* 12).

Il volume tratta della «motivazione linguistica» in un senso piuttosto specifico, come «motivazione relativa», vale a dire come una relazione di forma fonica e contemporaneamente di significato fra unità lessicali, riposante su una strutturazione del lessico in «phonetisch-semantische Felder». Si articola in sei capitoli, dedicati rispettivamente a forma fonica e significato nella lessicologia (con particolare attenzione alla «synchronische Wortgebildetheit» che dà luogo ai campi fonico-semantici), oggetto della teoria linguistica, relazioni associative nel lessico, le unità fondamentali del lessico, le categorie della motivazione linguistica, e la motivazione in diverse situazioni concrete.

Il percorso argomentativo dell'autore è grosso modo il seguente: è necessario dare il giusto peso nella lessicologia anche alle parentele di significante in sincronia, che si manifestano in una motivazione relativa del lessico (come sopra è stata brevemente definita); tale attenzione è da un lato connessa con un'auspicabile linguistica «individuenbezogene» più che «abstrahierende», e dall'altro impone una riflessione su quali siano i livelli concettuali riuniti sotto la dizione generica di lingua: qui vengono distinte al proposito «Rede», «Sprachkenntnis der Sprecher», «metasprachliche Rede» a cui sottostà un «metasprachliches Denken» che assieme ad esso forma «das Sprachwissen der Sprecher» (cioè, «die Meinungen der Sprecher über sprachliche Sachverhalte», p. 210) – a questo livello si colloca la nozione di motivazione relativa. Tale motivazione relativa va studiata nel quadro di quella che Saussure chiamò «coordinazione associativa» (e qui l'autore critica il conguaglio che la linguistica strutturale ha concordemente compiuto dei termini *associativo* e *paradigmatico*: non si tratta affatto di una mera questione terminologica, ma concettuale, dato che solo con il primo termine si fa riferimento, coerentemente con una «sprecherbezogene Linguistik», a una serie di fatti attinenti alla realtà psichica del parlante); questo riferimento preciso al parlante induce anche a porre come proprietà fondamentale che costituisce le unità lessicali la «Blockverfügbarkeit». La riflessione su tali unità singole «disponibili in blocco», qualora vi siano fra esse somiglianze fonico-semantiche, può riconoscerci un rapporto di motivazione: esse sono dunque potenzialmente motivabili, secondo diversi gradi di 'motivabilità' più o meno stretti e obbedienti a un modello; questa motivabilità ha diversi effetti importanti sull'uso della lingua: può per es. rendere possibile la reciproca comprensione anche in presenza di differenti conoscenze linguistiche, può essere impiegata per conoscere fatti non linguistici, può essere sfruttata per vari aspetti nei giochi di parole.

Circa il grosso dell'argomentazione di Rettig, a parte questioni di dettaglio, si possono fare due osservazioni. Anzitutto, sarebbe stato utile tener anche conto dei numerosi lavori che sono stati recentemente prodotti sul tema della motivazione semiologica, dell'iconismo, e simili, che pongono su un piano parzialmente nuovo, e comunque più ampio, la questione saussuriana dell'arbitrarietà. Inoltre, alcuni dei problemi trattati avrebbero meritato una maggiore attenzione in termini di teoria della formazione delle parole; per es., perché non porre semplicemente il principio della possibile polisemia/omonimia dei suffissi e suffissoidi per spiegare perché per es. *kosbar* o *mélomane* o *décalcomanie*, analizzati *passim*, non siano riconducibili rispettivamente ai modelli di *essbar* o *érotomane* o *cocaïnomanie*?

Su questioni più particolari, noterò soltanto che l'applicazione conseguente del criterio della 'disponibilità in blocco' per l'individuo parlante come definitorio per la natura di 'unità lessicale' porta paradossalmente a concepire «als Lexikoneinheit einer bestimmten Sprachkenntnis» (p. 139) non solo modi di dire e proverbi, ma da un lato morfemi flessionali come *-ait* in *il mangeait* e dall'altro addirittura «ganze Texte, die aus mehreren Sätzen bestehen»

(p. 140), per es. nel caso di citazioni di autori. Il che è per lo meno molto discutibile. Non convincente è altresì, come fa Rettig in più luoghi, analizzare per es. *pommier* come un'entità lessicale complessa.

Il volume nel suo complesso è però, se non aggiornatissimo nella documentazione, diligente ed accurato nella discussione degli esempi linguistici, e spesso ben fondato nell'esposizione, cosicché risulta un buon commento e allargamento delle pagine che Saussure dedicò alla «motivazione relativa» e ai «rapporti associativi».

Gaetano Berruto



Trésor de la langue française. Dictionnaire de la langue du XIX^e et du XX^e siècle (1789-1960), publié par le C.N.R.S., Institut national de la Langue Française Nancy sous la direction de BERNARD QUEMADA, t. XI: *Lot - Natalité*, Paris, Gallimard, 1985.

Das Erscheinen eines weiteren gewichtigen Bandes des *TLF* mit über 1300 Seiten kann hier angezeigt werden. In Band XI nimmt die Behandlung der nicht mit *M* anfangenden Wörter nur einen bescheidenen Raum ein (p. 1-96 *Lot - -lytique*, p. 1292-1328 *N - natalité*), so daß dieser Band im eigentlichen Sinne der des Buchstabens *M* ist. Man kommt im übrigen nicht umhin festzustellen, daß seit geraumer Zeit mit schöner Regelmäßigkeit alle zwei Jahre ein neuer Band des *TLF* erscheint. Auch wenn es fraglich erscheint, daß der *TLF* des 19. und 20. Jahrhundert mit den 15 Bänden auskommen wird, von denen im Vorwort zu Band III (p. VII) im Zusammenhang mit dem Gesamtumfang des Werkes die Rede war, so ist doch sicher, daß die Publikation des *TLF* nunmehr in ihre zweite Phase eingetreten ist und sich damit allmählich ihrem Ende nähert. Der vorliegende Band enthält wiederum kein Vorwort, was nicht weiter überrascht, da das Werk seit etlichen Bänden seine endgültige Form gefunden hat. Es erübrigt sich daher auch, hier auf Fragen der Konzeption und Anlage des *TLF* einzugehen. Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf unsere früheren Besprechungen, in denen ausführlich Stellung zu diesen grundsätzlichen Fragen genommen worden ist: *VRom.* 39 (1980), 268-278, 40 (1981), 249-253, 43 (1984), 210-214, 44 (1985), 353-359, 45 (1986), 276-284.

Da bei potentiellen Benutzern gelegentlich Unklarheit besteht hinsichtlich der besonderen Zielsetzung des *TLF*, soll hier doch noch einmal auf seine wichtigsten Charakteristika eingegangen werden. Daß wir es beim *TLF* nicht mit einem gewöhnlichen Sprachwörterbuch des Modernfranzösischen zu tun haben, geht schon aus der Verwendung des Terminus *Trésor* im Titel sowie aus den Dimensionen des Werkes hervor. Der *TLF* darf demnach nicht mit einem Handwörterbuch verwechselt werden, das nur die wichtigsten Angaben zum gegenwärtigen Sprachgebrauch enthält, und ist daher auch nicht unbedingt geeignet für einen eiligen Benutzer, der schnelle Information sucht, um eine punktuelle Unsicherheit in seiner Sprachbeherrschung zu beheben. Der *TLF* ist vielmehr ein Sprachschatz, eine umfassende, wenn nicht erschöpfende Darstellung des seit der Französischen Revolution gebräuchlichen Französischen. Die eingehende Beschreibung dieses zeitlich begrenzten, als Synchronie verstandenen Sprachzustandes ist das Hauptanliegen des *TLF*. Der *TLF* verbindet auf eindrucksvolle Weise die semantische Analyse der Wörter mit der detaillierten Beschreibung ihres syntagmatischen Gebrauchs. Letzteres wird möglich, weil der *TLF* wie kein Wörterbuch vor ihm über einen in die Millionen Belege gehenden Korpus verfügt, der es ihm gestattet, den syntagmatischen Gebrauch bis in die letzten Einzelheiten zu beschreiben. Die Darstellung der Distribution der Wörter in ihren verschiedenen

Verwendungen, der der *TLF* besondere Aufmerksamkeit schenkt, ist zu einem wesentlichen Charakteristikum dieses Wörterbuchs geworden. Die Distributionsanalyse gilt im Prinzip für alle Wörter gleich welcher Kategorie, sofern ihre Verwendung im Satz zu besonderen Verbindungen Anlaß gibt. In erster Linie kommen hierfür natürlich die Verben in Betracht, von denen viele in ganz verschiedenen Konstruktionen auftreten, wobei der letztere Terminus im weitesten Sinne des Begriffs zu verstehen ist (Art des Subjekts bzw. Objekts, Gebrauch der Präpositionen zur Einführung eines Objekts oder eines Infinitivsatzes etc.). Die verschiedenen Konstruktionen der Verben werden durch Fettdruck besonders gekennzeichnet, was nicht nur zur Übersichtlichkeit beiträgt, sondern dem Artikel zugleich auch eine innere Struktur verleiht. Zahlreich sind die Artikel, die man hier als Beispiele anführen kann, so etwa *louer*¹ 'loben', *maintenir*, *manœuvrer*, *manquer*, *marbrer*, *marier*, *marquer*, *masquer*, *menacer*, *mériter*, *mesurer*, *mettre* (zusätzlich mit einer Inhaltsübersicht am Anfang des Artikels), *modeler*, *modérer*, *mouiller*, *mouler*, *mourir*, *munir*, *mûrir*, *murmurer*, *mutiler*. Aber selbst bei relativ unbedeutenden Verben mit entsprechend kurzen Artikeln wird der Fettdruck zur Unterscheidung der einzelnen Konstruktionen verwendet. Als Beispiele für die innere Strukturierung der Artikel mögen die Verben *magnifier* und *martyriser* dienen, wobei die zitierten Konstruktionen jeweils fett gedruckt sind: *magnifier* verbe trans. A. - Vieilli, littér. 'célébrer (quelqu'un, quelque chose) comme grand; (l')exalter par des louanges exaltantes' 1. *magnifier qqn.*, - *magnifier qqn de qqc.*, - En partic. (le compl. d'obj. dir. désigne Dieu), - Emploi pronom. réfl., 2. *magnifier qqc.*, - *magnifier qqc. comme* (+ subst.); B. - P. ext. 'rendre (quelqu'un, quelque chose) plus beau, plus fort, plus grand, plus important, dans un état meilleur, l'emportant sur le précédent' 1. *magnifier qqn.*, - Emploi pronom. réfl., 2. *magnifier qqc.*, - Emploi pronom. réfl. à sens passif. - *martyriser* verbe trans. A. - Hist du christ. *qqn martyrise qqn.* (...) 'faire souffrir le martyr'; B. - P. ext. 1. *qqn martyrise* (une pers., un animal) 'faire subir de mauvais traitements, torturer et (ou) faire mourir', P. hyperb. *qqn. martyrise qqn à + inf.*, Emploi pronom. réfl. 2. *qqn martyrise qqc.* (rare) a) 'maltraiter un objet pour essayer d'en faire quelque chose, d'en tirer quelque chose', b) 'abîmer, faire subir du dommage', 3. *qqc. martyrise qqn.* 'faire souffrir', 4. *qqc. martyrise qqc.* 'faire du tort, des ravages'; C. - P. anal. (en parlant d'une souffrance morale, affective) 1. *qqn. martyrise qqn.* 'faire souffrir moralement, affectivement', - Emploi pronom. 'se faire souffrir', P. hyperb. 'se donner un mal fou', - P. hyperb. *qqn martyrise qqn de qqc.* 'l'entourer, le poursuivre de', 2. *qqc. martyrise qqn.* 'tourmenter', - Au passif *qqn est martyrisé de, par qqc.* 'être tourmenté de, par quelque chose'. Jede einzelne Konstruktion wird zudem mit Beispielen belegt, von denen die meisten literarischen Texten entstammen.

Die Ausführlichkeit, mit der der synchrone Wortgebrauch in allen Einzelheiten beschrieben wird, macht den *TLF* zu einem umfassenden sprachlichen Nachschlagewerk, zu einer Sprachzyklopädie des modernen Französischen. Der Charakter des *TLF* als Sprachzyklopädie wird noch verstärkt durch eine Anzahl zusätzlicher Informationen, die über den Rahmen einer bloßen, wenn auch erschöpfenden Beschreibung des modernen Sprachgebrauchs hinausgehen. Die ergänzenden Angaben, die sich vorrangig an Spezialisten wenden, verleihen dem *TLF* zugleich den Charakter eines wissenschaftlichen Forschungsinstruments. Die fraglichen Rubriken - Prononciation et orthographe, Etymologie et histoire, Fréquence absolue/relative littéraire, Bibliographie - enthalten wertvolle Materialien für die Untersuchung von besonderen Aspekten des französischen Wortschatzes, worauf schon in den früheren Besprechungen des *TLF* hingewiesen wurde. Hier soll noch einmal auf die Angaben in der Rubrik Etymol. et Hist. eingegangen werden. Im ersten Teil dieser Rubrik, der die synchrone Wortanalyse im Hauptteil des Artikels um eine diachrone Dimension ergänzt, werden bekanntlich die wichtigsten Etappen der Wortgeschichte bzw. der Bedeutungsentwicklung unter Angabe der jeweiligen Erstbelege skizziert.

Gerade die letzteren sind von nichtzuunterschätzender Bedeutung, da sie die neuesten Ergebnisse der französischen Wortforschung berücksichtigen. So werden hier häufig die entsprechenden Angaben der etymologischen Wörterbücher (Bloch/Wartburg = *BW*, Dauzat/Dubois/Mitterrand = *DDM*), aber auch des *FEW* korrigiert oder zumindest präzisiert. Dies läßt sich mit zahlreichen Beispielen belegen, von denen hier nur einige wenige zitiert werden sollen; während *BW*, *DDM* und *FEW* 6, 1, 23a für *madeleine* «petit gâteau ...» als Erstbeleg Besch 1845 angeben, liefert der *TLF* zusätzliche Materialien zur Bezeichnungsgeschichte (*gâteaux à la Madeleine* 1769, *des Magdeleines* 1807); *magasinage* in der Bedeutung 'durée du séjour d'une marchandise dans un magasin' *FEW* 19, 114b: Besch 1845, *TLF*: 1800 (Boiste); *maigrichon* *FEW* 6, 1, 6b, *BW*: 1874, *DDM*: 1875, *TLF*: 1846; *maigriot* *FEW* 6, 1, 6b, *DDM*: 1876, *TLF*: 1828/9; *maquignon* 'marchand de chevaux peu scrupuleux et truqueur' *FEW* 16, 504a, *DDM*: Est 1538, *TLF*: 1508; *margarine* in der Bedeutung 'beurre artificiel' *FEW* 6, 1, 327a: 1876, *TLF*: 1869; *marie-couche-toi-là* *FEW* 6, 1, 339a: Delv 1867, *TLF*: av. 1757 (Vadé).

Andererseits werden Erstbelege durch die genauen Angaben zu Text, Ausgabe und Stelle, wie sie ihnen im *TLF* beigegeben werden, in vielen Fällen überhaupt erst identifizierbar. Ein besonders aufschlußreicher Fall ist in dieser Hinsicht *magasinier* 'employé chargé de garder et de distribuer les marchandises entreposées dans un magasin'; im *DDM* wird es mit «fin XVII^e s.», im *BW* mit 1692 datiert jeweils ohne weitere Quellenangabe; im *FEW* 19, 114b heißt es «1692, BlochW», was auch nicht viel weiterhilft. Erst durch den *TLF* erfährt man, welcher Text (mit Ausgabe und genauer Stellenangabe) sich hinter der nackten Jahreszahl 1692 verbirgt. Generell gilt, daß die Angaben zu den Erstbelegen im *TLF* unmittelbaren Zugang zur Quelle gewähren, was ein unbestreitbarer Vorteil ist gegenüber den anderen Werken. Im *BW* und *DDM* begnügt man sich mit der Angabe des Jahrhunderts bzw. eines Jahres, dem man bestenfalls den Namen des Autors hinzufügt. Und selbst die präziseren Angaben des *FEW* führen meistens nicht direkt zur Quelle, wobei hinzu kommt, daß die Benutzung dieses Werkes eine gewisse Vertrautheit mit einem ganzen System von Sigeln und Abkürzungen voraussetzt.

Der *TLF* präzisiert aber nicht nur oft genug die Angaben der anderen Wörterbücher zu den Erstbelegen, er liefert gelegentlich auch erweiterte bzw. differenziertere Daten zur Bedeutungsentwicklung. So wird etwa *maquis* im *FEW* 6, 1, 17a nur mit der Bedeutung 'fourré de broussailles (en Corse)' (seit 1775) verzeichnet, während der *TLF* auch die daraus entwickelte Bedeutung 'lieu boisé, montagneux, retiré, où se regroupaient les résistants pendant la Deuxième Guerre mondiale' (seit 1944) sowie *maquisard* erwähnt. Bei *margoulin* verzeichnet das *FEW* 4, 314b nur die am frühesten belegte Bedeutung «petit marchand forain» (1840), während der *TLF* auch die späteren Bedeutungsspezialisierungen «commerçant peu scrupuleux en affaires» (1859), «homme peu scrupuleux dans l'exercice de sa profession, mauvais ouvrier» (1870) und «spéculateur sans envergure» (1933) erwähnt. Es zeigt sich also, daß der *TLF* selbst dem Sprachhistoriker interessante Angaben liefern kann.

In vielen anderen Fällen stimmen natürlich die Bedeutungsangaben und die Erstbelege im *TLF* und *FEW* überein (cf. *marionnette* *FEW* 6, 1, 336s.), auch wenn die genaueren Angaben zu Text, Ausgabe und Stelle im *TLF* ein Heranziehen anderer Werke nicht mehr erforderlich machen, so etwa *marionnette* 'petite figure d'homme ... qu'on fait mouvoir par des fils ...' *FEW*: 1556, Gay, *TLF*: 1556, Cardanus, *Subtiles invent.* I, 18 p. 352 ds Gay, pl. 'endroit où l'on fait jouer les marionnettes' *FEW*: 1584, Bouchet, *TLF*: 1584, G. Bouchet, *Séries XVIII*, éd. C. E. Roybet, t. 3 p. 177, sg. 'personne sans caractère, qu'on manœuvre à sa guise' *FEW*: 1738, Voltaire, *TLF*: 1738, Voltaire, *Lettre à Frédéric*, ..., 23 janv. ds *Œuvres complètes*, éd. L. Moland, t. 34 p. 397. Die weitgehende Übereinstimmung von *TLF* und *FEW* in den Datierungen bei *marionnette* und anderen Wörtern läßt es als sicher

erscheinen, daß der *TLF* das *FEW* ausgewertet hat, was im übrigen absolut normal ist. Offensichtlich hat man aber darauf verzichtet, das *FEW* zu zitieren, wenn man den Beleg in der Primär- oder Sekundärquelle kontrollieren und so durch genauere Angaben zu seiner Herkunft ergänzen konnte. Dieses Verfahren, von dem nirgendwo die Rede ist, wird vielleicht doch nicht ganz dem gerecht, was der *TLF* und im allgemeinen die französische Sprachgeschichte dem *FEW* verdankt. Auch wenn es sicher übertrieben gewesen wäre, nach jedem Beleg, zu dem der Hinweis aus dem *FEW* stammt, dieses Werk zu erwähnen, so hätte man doch das *FEW* als Quelle in der Rubrik Bbg. nennen können. Da die Angaben dieser Rubrik primär für Spezialisten bestimmt sind, die ein wissenschaftliches Interesse an den Problemen der französischen Wortgeschichte haben, wäre die systematische Erwähnung des einschlägigen *FEW*-Artikels an dieser Stelle auch noch aus anderen Gründen ein willkommener Hinweis für diesen Personenkreis.

Wie schon bei früherer Gelegenheit bemerkt wurde, verzeichnet der *TLF* auch sogenannte Regionalismen, also régional gebundenes Wortgut. Auch in Band XI finden sich ca. 70 Wörter dieser Art; hinzu kommen noch die semantischen Regionalismen. Es verdient ausdrückliche Erwähnung, daß die sprachlichen Fakten, die sich hinter der Bezeichnung «région.» im *TLF* verbergen, von recht unterschiedlicher Art sind. Einmal handelt es sich um lexikalische Elemente, die im regionalen Sprachgebrauch des Französischen auch heute noch lebendig sind, so etwa in der welschen Schweiz *mayen* 'pâturage ... d'altitude moyenne ...', *mazot* 'petit mas ...', *menée* 'amas de neige amoncelé par le vent', *miser* 'vendre, acheter qqc. aux enchères', in Belgien *mallette* 'cartable d'écolier', *maquée* 'caillebotte', *margaille* 'dispute', *se méconduire* 'avoir une mauvaise conduite', *méconduite*, *minque* 'halle où l'on vend le poisson à la criée', *mofler* 'recaler, coller à un examen', in Kanada *maganer* 'maltraiter, malmener', *magasiner* 'aller faire des achats dans les magasins', *magasinage*, *marinades* 'conserves végétales au vinaigre', *maskinongé* 'gros brochet', *mémérer* 'bavarder', *mémérage*, *merisier* 'bouleau à écorce foncée', *minoucher* 'flatter; caresser', *mouuer* 'remuer, bouger'. Innerhalb Frankreichs gilt dies für die Bezeichnungen regionaler Spezialitäten (*meurette* Ouest/Bourg. 'sauce au vin rouge ...', *millas* Sud-Ouest 'bouillie de farine de millet ou de maïs', *mouclade* Ouest 'plat de moules à la crème'). Andererseits werden im *TLF* als «région.» auch solche Termini geführt, die regionale Naturgegebenheiten bezeichnen und heute nur noch dem Landmann bekannt sind oder in der Fachliteratur gebraucht werden (*molard* Sud-Est 'butte, tertre', *molière* au nord de la Loire 'carrière de pierres à meule; terre grasse et marécageuse', *montagnette* Alpes 'alpage de basse altitude', *nant* Est/Sud-Est 'cours d'eau, ruisseau, torrent', *narse* Auvergne 'marécage, fondrière'). Recht zahlreich sind in Band XI schließlich die Regionalismen, die im Grunde Dialektalismen sind. Ihr Vorkommen in schriftsprachlichen literarischen Texten und damit auch im *TLF* verdanken sie dem Bestreben der Autoren, mit diesen ursprünglichen Dialektwörtern ein gewisses Lokalkolorit zu erzeugen. Da sie zudem meistens in älteren Texten (19. Jh.) vorkommen, kann man davon ausgehen, daß sie heute selbst in ihrer Ursprungsregion weitgehend ungebrauchlich und zum Teil sogar unbekannt sind. Zu dieser Kategorie von Regionalismen, die französisierte Dialektalismen sind, gehören etwa *mâquer* Norm. 'manger', *marcaire* s.m. Vosges 'fromager', *marre* Centre 'houe de vigneron', *méger* Dauph./Prov. 'fermier ...', *menette* Centre/Saint. 'femme pieuse', *métivier* Ouest 'moissonneur', *méture* Ouest/Sud-Ouest 'mélange de froment et de seigle ...', *miloché* Centre 'petite meule de foin', *mogette* Ouest 'haricot', *musser* Centre/Ouest 'cacher, dissimuler', *nacotte* Bourg. 'dent'. Bei vielen dieser vom *TLF* verzeichneten Regionalismen wird schon der betreffende *FEW*-Artikel in der Rubrik Etymol. et Hist. erwähnt. Dieser Hinweis sollte systematisch erfolgen, da er dem dialektologisch interessierten Französisisten gestatten würde, die schriftsprachlichen Belege ohne Verzug in Beziehung zu setzen mit den ihnen zugrundeliegenden dialektalen Materialien.

Um nicht den Kontakt zur lexikalischen Entwicklung der Gegenwartssprache zu verlieren, berücksichtigt der *TLF* seit dem Band VIII (1980) auch Neologismen, die erst nach dem ursprünglich angenommenen terminus ad quem (1960) aufgetreten sind und bereits einen gewissen Verbreitungsgrad erreicht haben. Auch in Band XI lassen sich wieder eine Anzahl von Neuwörtern feststellen, in denen sich die gesellschaftliche und technische Entwicklung der letzten 25 Jahre widerspiegelt: *loubard* (s. *loulou*), *macho*, *magouille*, *manif* (s. *manifestation*²), *marjo* (s. *marginal*), *marginaliser*, *marina*, *massifier*, *mass-media*, *média*, *médicaliser* (s. *médical*), *mémoriser*, *mémorisation* (t. d'informat.), *mensualiser*, *merchandising*, *microfiche*, *mini* adj./s., *miniaturiser*, *missile*, *module* B., *mondialisme*, *mondovision*, *monitorat* (s. *moniteur*), *monitoring*, *morphe*, *moyen-courrier*, *multiracial*, *multirisques*, *écomusée* (s. *musée*) etc., Hinzu kommen natürlich unzählige neue Verwendungen bereits vorhandener lexikalischer Einheiten, über die im Rahmen einer Besprechung nicht im einzelnen berichtet werden kann.

Im folgenden sollen sich einige Bemerkungen anschließen, die sich bei der Durchsicht des Bandes XI ergeben haben. Zunächst soll noch einmal darauf hingewiesen werden, daß der *TLF* bei den meisten homonymen Wörtern nach wie vor nur kumulative Frequenzangaben macht, wodurch diese an Wert verlieren. So wird etwa für folgende Homonyme nur eine einzige Angabe zu ihrer Häufigkeit im Korpus des *TLF* (jeweils beim letzten Wort) gemacht: *manche*¹ s.m., *manche*² s.f., *manche*³ s.f., (< it. *mancia*); *marine*¹ s.f., *marine*² s.m. 'soldat d'élite ...', *marine*³ s.f. région. 'petit port, station balnéaire, ...'; *marque*¹ s.f., *marque*² s.f. vx 'droit de représailles', *marque*³ s.f. arg./vx 'femme'; *mater*¹ t. d'échecs, *mater*² 'rendre mat un métal ...', *mater*³ arg. 'regarder attentivement ou épier'; *mode*¹ s.f., *mode*² s.m.; *môle*¹ s.m., *môle*² s.f. 'tumeur ...', *môle*³ s.f. 'poisson téléostéen'; *moral*¹ adj., *moral*² s.m.; *morgue*¹ s.f. 'contenance hautaine', *morgue*² s.f. 'salle ...'; *moule*¹ s.m., *moule*² s.f.; *mousse*¹ s.f. 'plante ...', *mousse*² s.f. 'amas de bulles', *mousse*³ s.m. 'jeune garçon ...'; *moyen*¹ adj., *moyen*² s.m.; *mule*¹ s.f. 'animal ...', *mule*² s.f. 'chaussure d'intérieur'. Während in einzelnen Fällen wie etwa bei *marine*, *marque* auf der Hand liegt, auf welchen Terminus sich letztlich die Frequenzangabe bezieht, so verlieren die entsprechenden Zahlen bei *mode*, *moral*, *moule*, *mousse*, *moyen* usw. jede Aussagekraft, da man annehmen darf, daß in diesen Fällen die Homonyme mit etwa gleicher Häufigkeit im Korpus des *TLF* vertreten sind. – Für den Benutzer des *TLF* ist nicht immer zu erkennen, nach welchen Kriterien bei bestimmten Artikeln der Groß- oder Kleinsatz verwendet wird. So wird für *mudejar*, *maoïsme*, *-iste*, *marxisme*, *marxisme-léninisme*, *marxiste* der Großdruck gebraucht, für *mozarabe*, *marxiste-léniniste*, *léninisme*, *-iste* (t. X) dagegen der Kleindruck. Die Häufigkeit des Vorkommens im Korpus des *TLF* scheint dabei nicht immer eine ausschlaggebende Rolle zu spielen. In der Tat erscheint der Artikel *mutuellement* (fréq. abs. littér.: 602) im Kleinsatz, *mystérieusement* (fréq. abs. littér.: 419) dagegen im Großsatz. – Vereinzelt enthält der *TLF* auch Artikel zu Wörtern, die nicht in ein Sprachwörterbuch gehören, und mag es noch so umfangreich sein, sondern vielmehr in ein enzyklopädisches Sachwörterbuch. Dazu gehören etwa *lotta* s.f. 'hist. milit., volontaire féminine rattachée à l'armée finlandaise' und *mamaliga* s.f. 'en Roumanie, bouillie, galette à base de farine de maïs'. – Gelegentlich ist von den Redaktoren der Rubrik Etymol. et Hist. beim Zitieren des *FEW* vol. 6 nicht berücksichtigt worden, daß dieser Band aus drei Teilen besteht, von denen jeder eine separate Paginierung aufweist. Dies ist der Fall s. *madeleine*², *manche*¹, *manchot*, *mancienne*, *manette*, *manoque*, *margouillat*, *marin*², *marital*, *martellerie*, *martinet*¹⁺², *mâtiné*, *matricule*, *matrimonial*, *mélancolie*, *mêlée*, *mincer*.

Es folgen noch einige Anmerkungen zu einzelnen Wörtern. Im Zusammenhang mit *maf(f)ioso* (s. *maf(f)ia*) ist zu bemerken, daß seit geraumer Zeit auch die französierte Form *mafieux* von der Presse verwendet wird. – Auch wenn der *TLF* *mairesse* (s. *maire*) als «rare»

bezeichnet und in der Anrede das offizielle «Madame le maire» verwendet wird, findet man in der Tagespresse immer wieder Belege für *mairesse* zur Bezeichnung einer Bürgermeisterin. – Sub *média* wird nur *médiatique* s.f. erwähnt, aber noch nicht das Adjektiv, obwohl *mass-médiatique* (s. *mass-media*) registriert wird und *médiatique* adj. sicher vor 1985 belegt ist. Auch (*société, univers*) *médiatisé* und *médiatisation* fehlen, während *mass-médiatisé* belegt wird. – Auch wenn das von Proust verwendete *mélancolieusement* dasselbe bedeutet wie *mélancoliquement*, unter dem es aufgeführt ist, hätte es doch auf Grund der Prinzipien, die der *TLF* in der Regel in solchen Fällen anwendet, s. *mélancolieux* erwähnt werden müssen. – Sub *méphistophélès* hätten zumindest auch die Belege in Stendhals *Le Rouge et le Noir* (1830) erwähnt werden können (*rire comme Méphistophélès* chap. 74 und in adj. Funktion *le parti méphistophélès* chap. 72), um so mehr als im *TLF* hinsichtlich der Verwendung des Erstbelegs in Stendhals *Correspondance* (1827) nichts gesagt wird. – Zu *meringue* ist zu bemerken, daß wir für dieses Wort nicht ernsthaft eine germanische Herkunft angenommen haben, wie man es auf Grund der Zusammenfassung der etymologischen Diskussion in der Rubrik Etymol. et Hist. vermuten könnte. Sie ist nur als Möglichkeit erwogen worden, die dann jedoch verworfen wurde («Das völlige Fehlen volkssprachlicher Belege für ein mfr. *meringue* 'Vesperbrot' aus Nordostfrankreich läßt aber die effektive Existenz des Wortes im Altpikardischen und damit letztlich die Rückführung von nfr. *meringue* auf mndl. *meringe* 'Vesperbrot' fragwürdig erscheinen» *ZRPh.* 84, 567). Zudem muß es im *TLF* in diesem Zusammenhang «en a. pic. ou dans les parlers du Nord-Est» heißen (und nicht «Nord-Ouest»). – Sub *meurt-de-faim* wird auch die Variante *meurt-la-faim* erwähnt. Auch wenn nichts zu ihrer Erklärung gesagt wird, so dürfte sicher sein, daß sie unter dem Einfluß von gleichbedeutendem *crève-la-faim* steht. Im übrigen liegt hier eine gegenseitige Beeinflussung vor, da neben üblichem *crève-la-faim* auch vereinzelt *crève-de-faim* vorkommt (cf. *GLLF*). – *Molière* «carrière de pierres à meule» und *molière* «terre grasse et marécageuse», die nach Bedeutung und Herkunft nichts miteinander zu tun haben, werden in einem Artikel behandelt, was recht pragmatisch ist, sich aber unter dem Gesichtspunkt der Platzeinsparung rechtfertigen läßt. Verwechselt wurden jedoch die Erklärungen in Etymol. et Hist., wo es heißen muß: «1 var. de *meulière* (...), 2 dér. de *mol*, forme anc. de l'adj. *mou*» und nicht umgekehrt. – Fr. *monokini* soll nach den Angaben in Etymol. et Hist. seit 1946 existieren, was ein Versehen sein muß. Da der Bikini, den der Monokini voraussetzt, seinerseits erst 1946 aufgekommen ist und sich nur gegen starken Widerstand allmählich durchsetzen konnte, darf davon ausgegangen werden, daß 1946 für *monokini* ein Druckfehler ist, wahrscheinlich für 1964. – Sub *mordache* heißt es mehrfach *FEW* loc. cit., die genaue Stellangabe fehlt jedoch (*FEW* 6, 3, 125 s. MORDAX). – Zu *moscoutaire* «qui reçoit ses directives de Mouscou» vermißt man einen Hinweis hinsichtlich seiner gegenwärtigen Verwendung, da es kaum noch gebräuchlich sein dürfte. Was seine Wortbildung angeht, so reicht die Angabe nicht aus, es handle sich um eine Ableitung auf *-(t)aire*, da *moscoutaire* seinen Ursprung sicher einem Wortspiel mit *mousquetaire* verdankt.

Schließlich soll auch noch auf ein paar Druckfehler hingewiesen werden, die uns bei der Durchsicht des Bandes XI aufgefallen sind. Zu korrigieren ist etwa s. *magazine* (Etymol. et Hist.) «Empr. à l'angl. *magazine*, ..., qui avait pris au XII^e s., à partir du sens de «depôt de marchandises» celui de «depôt, recueil d'information» ...» in «... au XVII^e s. ...»; s. *mantelet* (*ibid.*) «cf. au sens 2b l'a. languedoc. *mantelet* att. dès le XIV^e s. (*FEW* 6, 2, 275a)» in «... 2a ... (*FEW* 6, 1, 275a)»; s. *marée* (*ibid.*) «4b serait un alque de l'angl. *black tide*» in «... calque ...»; s. *marxiste* (*ibid.*) «L'Indrod. du marxisme en France» in «L'Intro. ...»; s. *masure* (*ibid.*) *mānère* in *mānere*; s. *mèche*¹ (*ibid.*) «le mot est issu du croisement de avec un dér. de *mixtia* «mêlée» in «... croisement de *myxa* avec ...»; s. *mèche*² (*ibid.*) «Il est difficile de dire s'il a eu infl. de 1 sur 2 ou non» in «... s'il y a eu infl. ...»; s. *métapsycho-*

logique (ibid.) metapsychologique in metapsychologisch; s. médis (ibid.) «La forme me(s)tif, me(s)tive, en usage du XVI^e s. au XVIII^e s. (...) est issue de mestif, par substitution de suff.» in «... est issue de mestis, ...»; s. minorité (Prononc. et Orth.) «Atp. ds Ac. dep. 1694» in «Att. ds ...»; s. morceau I. C. in fine cuirase in cuirasse; s. morphe «le concept d'allormorphe ...» in «... allormorphe ...»; s. mouton (Etymol. et Hist.) «... , mais qui en vint à désigner d'une part (...) le «bélier» (...) et d'autre part par le «mouton (terme générique)», ...» in «... d'autre part le «mouton» (...); s. muraille (ibid.) FEW 13, 3, 245b in FEW 6, 3, 245b.

Der vorliegende Band XI stellt im ganzen eine überzeugende Leistung lexikographischer Gemeinschaftsarbeit dar, die den *TLF* ein weiteres Stück seiner Vollendung näher bringt.

Otto Jänicke



Trésor de la langue française. Dictionnaire de la langue du XIX^e et du XX^e siècle (1789-1960), publié sous la direction de BERNARD QUEMADA, t. XII Natation - Pénétrer, Paris (Gallimard) 1986.

Bereits ein Jahr nach Erscheinen des Bandes XI liegt ein weiterer Band des *TLF* vor. Damit wird deutlich, daß die Veröffentlichung des *TLF* nicht nur zügig vorangeht, sondern auch daß die Abstände zwischen dem Erscheinen der einzelnen Bände kürzer werden. Zum Band XII selbst ist zunächst zu sagen, daß er in seinem Umfang (1338 p.) fast genau den unmittelbar vorangehenden Bänden entspricht. Während die einzelnen Bände des *TLF* zunächst von recht unterschiedlichem Umfang waren (t. I CXXXI + 878 p. *a - affiner*; t. 2 988 p. *affinerie - anfractuosité*; t. 3 1208 p. *ange - badin*; t. 4 1166 p. *badinage - cage*; t. 5 1425 p. *ageot - constat*), umfassen sie von Band VI an zwischen 1300 und 1400 Seiten, wobei ca. 1340 zu einer Art Richtzahl geworden ist. Dies bedeutet andererseits, daß der *TLF* in der Regel nicht versucht, einzelne Buchstaben oder Buchstabengruppen in abgeschlossenen Bänden zu behandeln bzw. - wenn immer möglich - Buchstaben- und Bandgrenzen in Einklang zu bringen, wie es etwa im *Grand Dictionnaire universel* von Pierre Larousse (1866/76) weitgehend geschieht. So umfaßt der Band XII des *TLF* auch wieder die Artikel zu verschiedenen Buchstaben; im einzelnen sind dies der größte Teil des *N* (*natation - nystagmus* (p. 1-322), das *O* (p. 323-763) sowie im zweiten Teil des Bandes der Anfang des umfangreichen Buchstabens *P* (- *pénétrer* p. 764-1327). Grundsätzliche Fragen der Konzeption und Anlage des *TLF* brauchen hier nicht mehr erörtert zu werden, nachdem in den vorangegangenen Besprechungen (seit *VRom.* 39 [1980]) auf diese Aspekte ausführlich eingegangen worden ist. Die Beschäftigung mit Fragen allgemeiner Art erübrigt sich um so mehr, als der *TLF* spätestens mit dem Band VIII seine endgültige Form gefunden hat. So überrascht auch nicht weiter, daß der Band XII (wie schon die Bände IX-XI) kein spezielles Vorwort enthält. Dafür soll im folgenden auf einige Artikel und ihre Besonderheiten hingewiesen werden, die uns bei der Durchsicht des hier zu besprechenden Bandes aufgefallen sind und aus unserer Sicht Beachtung verdienen.

Es wurde schon mehrfach darauf hingewiesen, daß im *TLF* entsprechend seiner Konzeption als umfassendes Sprachwörterbuch des Französischen seit der Revolution von 1789 die eingehende Beschreibung des neueren und neuesten Sprachgebrauchs eindeutig im Vordergrund steht. Es versteht sich daher von selbst, daß die semantisch-distributionelle Analyse der Wörter das Kernstück der Artikel ist. Wenn in diesem Zusammenhang von dem eigentlichen Charakteristikum des *TLF* gesprochen werden kann, so deshalb, weil bisher in keinem anderen französischen Sprachwörterbuch die deskriptive Analyse des

gegenwärtigen Sprachgebrauchs so detailliert ausgefallen ist. Für diese semantisch-distributionelle Beschreibung des Wortgebrauchs im *TLF* lassen sich auch in Band XII zahlreiche Musterfälle finden; verwiesen sei etwa auf die Artikel *négligence, négligent, négliger, nuance, nuancer, obéir, obéissance, obéissant, offrir, orienter, ouvrir, paraître, pardonner, payer, pénétrer*. Ansonsten enthält der Band XII eine ganze Reihe von wichtigen Artikeln wie etwa *nation* und *nature* mit ihren jeweiligen Ableitungen, in denen ihre zahlreichen Bedeutungsnuancen ausführlich beschrieben werden. Breiten Raum nimmt die Behandlung der Negationsmorpheme ein; *ne/n'* (5 p., mit ausführlicher Bibliographie), *ni* (4 p.), *non* adv. (5 p.), *non(-)* élém. de compos. (3 p. sowie viele separat behandelte Lemmata mit *non(-)*). Umfangreiche Artikel werden in Band XII auch den folgenden Wörtern gewidmet: *ou* conj. (2,5 p.), *où* pron. ou adv. rel., adv. interr. (2,5 p.), der Präposition *par* (4 p.) jeweils mit zahlreichen bibliographischen Angaben, *ouvrir* (7 p.), *parler* (8 p.), *passage*¹ (5,5 p.), *passer*¹ (18 p. mit einleitender Übersicht über die Struktur des Artikels), *peine* (4,5 p.) und dazu *peine* (à) loc. adv. (2. p.), um nur einige Beispiele zu nennen. Bereits in den Bereich interessanter Einzelheiten gehört der Umstand, daß neben der Bejahungspartikel *oui* auch der umgangssprachlichen Variante *ouais* ein besonderer Artikel gewidmet worden ist und daß auch der okzitanischen Entsprechung *oc* sowie dem davon abgeleiteten *occitan* spezielle Artikel in Band XII vorbehalten sind.

Zu den eher verborgenen Vorteilen des *TLF*, die von dem am bloßen Sprachgebrauch interessierten Benutzer kaum beachtet werden, gehört die bibliographische Rubrik am Ende der Artikel. Weiter oben im Zusammenhang mit einigen grammatischen Monemen wurde bereits auf die Vermittlung reichhaltiger bibliographischer Angaben unter den betreffenden Lemmata hingewiesen. Diese Informationen finden sich auch in solchen Artikeln, die sprachliche Phänomene bzw. sprachwissenschaftliche Begriffe zum Gegenstand haben, und zwar im einzelnen unter *néologie, onomasiologie, onomastique, palatalisation, parataxe, parole, patois*. Der Wert dieser ausgewählten bibliographischen Daten, die vor allem neuere Arbeiten berücksichtigen, ist nicht zu unterschätzen, da sie einem weiteren Interessentenkreis, der in der Regel keinen Zugang zu Fachbibliographien hat, die Möglichkeit zu einer eingehenderen Information gibt; und selbst für Fachkreise dürften diese Angaben eine willkommene Hilfe sein, da sie eine rasche Orientierung über die wichtigste neuere Literatur zum jeweiligen Problem zuläßt. In dieser Hinsicht kann der *TLF* übrigens auch die sprachzyklopädischen Artikel des *Grand Larousse de la langue française* (1971/78) sinnvoll ergänzen, die keine systematischen Literaturangaben enthalten.

Bekanntlich nimmt das Englische unter den Sprachen, denen das Französische sein Lehnwort verdankt, eine besondere Stellung ein. In der Tat leistet das Englische bzw. das Anglo-Amerikanische seit dem 19. Jahrhundert einen beträchtlichen Beitrag zur Erweiterung des französischen Wortschatzes, der zudem ständig an Quantität und Bedeutung zunimmt. Zahlreich sind auch die in Band XII vorkommenden Anglizismen (mindestens 50 Lemmata), die von *new-look* über *occurrence* (t. de ling.), *pacemaker* bis *pénalty* reichen. Diese sollen uns Gelegenheit zu einigen Bemerkungen allgemeiner Art geben. Bei der Behandlung der Anglizismen kann der *TLF* unter anderm auf zwei Spezialwörterbücher zurückgreifen, die erst vor geraumer Zeit der zusammenfassenden Darstellung des englischen Beitrages zum französischen Wortschatzes gewidmet worden sind (Rey-Debove/Gagnon, Höfler). Es läßt sich aus den einzelnen Artikeln sehr gut ersehen, daß diese Quellenwerke erheblich dazu beigetragen haben, die Angaben zur Integrationsphase der verschiedenen Entlehnungen zu präzisieren. Mehr als ein Erstbeleg, der vom *TLF* zitiert wird, geht auf die beiden erwähnten Anglizismen-Wörterbücher zurück. Im übrigen gehören viele der in Band XII aufgeführten Anglizismen seit langem zum festen Bestand der Standardsprache (*paquebot, parking, partenaire*) oder von Fachterminologien (*outsider,*

pack, paddock, passing-shot, pedigree, pénalty). Andere sind erst in jüngerer und jüngster Zeit vom Französischen entlehnt worden: *new-look, open, output, overdose, overdrive, panty, parka*. Seit geraumer Zeit wird bewußt versucht, gerade die in gewissen Fachterminologien überhandnehmenden Anglizismen durch französisches Wortgut zu ersetzen. Die von offizieller Seite vorgeschlagenen Ersatzwörter, deren Gebrauch man durch die Publikation im *Journal officiel* sanktionieren will, werden denn auch im *TLF* unter den entsprechenden Anglizismen genannt: *off (hors champ), off-shore (marin/en mer), pacemaker (stimulateur cardiaque), peeling (exfoliation)*. In diesem Zusammenhang kann auch *oléoduc* erwähnt werden, das von den sprachüberwachenden Instanzen als Ersatzwort für den Anglizismus *pipe-line* empfohlen wird. In anderen Fällen (*night-club, open, pattern*) wird auf Synonyme hingewiesen. Im ganzen hat man aber nicht den Eindruck, daß der *TLF* die von offizieller Seite empfohlenen Ersatzwörter besonders propagiert; man befleißigt sich vielmehr einer gewissen Zurückhaltung, indem kommentarlos registriert wird, was an Vorschlägen zur Substitution bestimmter Anglizismen gemacht worden ist (cf. auch *passing-shot rem.*).

Da gerade die Rede ist vom Beitrag, den andere Sprachen zur Ergänzung des französischen Wortschatzes leisten, kann es auch von Interesse sein, einen Blick auf die deutschen Wörter zu werfen, soweit sie in Band XII des *TLF* erscheinen. Dabei versteht es sich von selbst, daß dieser Beitrag zahlenmäßig sehr viel geringer ausfällt als der des Englischen. Interessant ist aber doch festzustellen, daß die in diesem Band erwähnten Wörter deutscher Herkunft vor allem aus verschiedenen Wissenschaftsbereichen stammen: *nickel, pechblende; noème, noèse; ohm; palataliser, -isation*. Neben den Termini aus der Wissenschaftssprache fehlt es auch nicht an Reminiszenzen an ein eher dunkles Kapitel der neueren deutschen Geschichte: *national-socialisme, national-socialiste, nazi, nazisme, oflag, panzer*. Was *nazi* angeht, so ist seine auch schon im *Grand Larousse de la langue française* gegebene Erklärung als Zusammensetzung aus den Silben *Na + zi* in *Nationalso-zi-alist* sicher nicht zutreffend. *Nazi* [natsi] ist vielmehr eine Analogiebildung, die in den zwanziger Jahren in der deutschen Umgangssprache in Anlehnung an *Sozi* [sotsi], der damals schon geläufigen Abkürzung für *Sozialdemokrat*, entstanden ist, wobei diese Analogiebildung durch die Aussprache von *Nationalsozialist* [natsjonal-] selbst erleichtert worden ist. Fr. *nouille*, das im 18. Jahrhundert zunächst in einer an das süddeutsche *nudle* gemahnenden Form *nouldle* belegt ist, wenig später aber schon in der heutigen Gestalt, verdankt seine perfekt französische Form wahrscheinlich ostfranzösischen Mundarten, wo [nudlə] an der dort üblichen Entwicklung von [gl] > [ʎ] teilgenommen hat.

Im Band XII des *TLF* sind auch verschiedenen Abkürzungssigeln spezielle Artikel gewidmet worden: *P.C.*¹ (*poste de commandement*), *P.C.*² (*Parti Communiste*), *P.C.C.* (*pour copie conforme*), *P.C.E.M.* (*premier cycle d'études médicales*), *P.C.V.* (*paiement contre vérification*), *P.D.G.* (*président directeur général*). In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach der Notwendigkeit bzw. Berechtigung solcher Artikel. Sicher läßt sich in Fällen wie *P.C.*¹, *P.C.V.*, *P.D.G.* die Aufnahme separater Artikel in die Nomenklatur rechtfertigen, da diese Sigel im Grunde gebräuchlicher sind als die entsprechenden unverkürzten Ausdrücke. Bei *P.C.C.* hätte aber ein einfacher Verweis auf *conforme* genügt. Bei *P.C.*² und *P.C.E.M.* ist dagegen die prinzipielle Frage zu stellen, ob ein Sprachwörterbuch – und mag es noch so umfangreich sein – Sigel für Organisationen, Institutionen und Studieneinheiten berücksichtigen muß. Bisher hat der *TLF* jedenfalls davon abgesehen, solche Sigel in seine Nomenklatur aufzunehmen, weil diese den Charakter von Eigennamen haben. So sucht man im *TLF* auch vergeblich *B.N.*, *C.G.T.*, *D.E.U.G.*, *E.N.A.*, *J.O.C.*, um nur ein paar Beispiele zu nennen, während *cégétiste, énarque, jociste* als geläufige Ableitungen von Sigeln in appellativer Funktion aufgenommen wurden.

Im Rahmen dieser Besprechung des *TLF* wurde bereits früher darauf hingewiesen, daß

sich hinter der Bezeichnung «régionalisme» Wortgut unterschiedlicher Art verbirgt. Einmal handelt es sich um literatursprachliche Einzelbelege von regionalen bzw. dialektalen Termini, die von französischen Schriftstellern aus der Sprechweise ihrer engeren Heimat übernommen worden sind. Diese Art von Regionalismen oder Dialektalismen, die heute oft genug selbst in ihrer Ursprungsregion unbekannt oder aber zumindest ungebräuchlich sind, findet sich auch in Band XII: *néreux* (Champagne, Lorraine, Thiérache) «difficile en matière de nourriture; par ext., difficile, délicat, exigeant» (Barrès), *nouïs* (Charente-Maritime) 'éttoffe grossière ...' (Loti), *oribus* (Ouest de la France, pays de la Loire) 'chandelle de résine ...' (Genevoix), *pelauder* (Nord-Ouest) 'éplucher' (Martin du Gard). Auf der anderen Seite haben wir es mit regionalen Termini zu tun, die auch heute noch in den betreffenden Gegenden bekannt und gebräuchlich sind. In diesem Zusammenhang ist in erster Linie das spezifische Wortgut zu nennen, das dem Französischen in Belgien, Kanada und der Schweiz eigen ist. Aber auch innerhalb Frankreichs finden sich lexikalische Elemente, deren Gebrauch an ganz bestimmte, mehr oder weniger große Regionen gebunden ist; besonders zu erwähnen ist hier das Regionalfranzösische Südfrankreichs, das zahlreiche Wörter aus dem Okzitanischen übernommen hat, wie sich auch an Hand des Bandes XII feststellen läßt: *palombe* 'pigeon-ramier', *palombière* 'poste d'affût ...', *palud* (*palus*) 'marais; terre d'alluvions ...', *panouille*¹ 'épi de maïs ...', *pastenade* 'panais', *pastenague* 'poisson du genre raie ...', *pecque* 'jeune fille ou femme sottte ou prétentieuse'. Wenn wir noch einmal auf die außerhalb Frankreichs gebrauchten Regionalismen zurückkommen, so läßt sich zunächst feststellen, daß das spezifische franko-kanadische Wortgut recht gut vertreten ist in Band XII des TLF: *original* 'élan du Canada', *ouananiche* 'saumon d'eau douce ...', *ouaouaron* 'grenouille géante ...', *outarde* 'bernache; oie du Canada', *pantoute* 'pas du tout, absolument pas', *pardessus* 'chaussure chaude ... qui se porte par-dessus les autres chaussures', *parlure* 'manière de parler, langage', *patate* 'pomme de terre', *peanut* (*pinotte*) 'arachide, cacahuète', *peinturer* 'peindre', *pékan* 'martre du Canada'. Einige typische Elemente des belgischen Französischen werden ebenfalls erwähnt: *navetteur* 'personne qui fait la navette', *faire de son nez* 'afficher des manières prétentieuses', *nonante* (-aine, -ième), *occultation* 'camouflage des lumières (1940/45)', *pain français* 'baguette, flûte', *pape* 'bouillie pour enfants', *passet* 'petit banc pour poser les pieds', *pâté* 'petit gâteau, petite pâtisserie'. Die Regionalismen der französischen Schweiz sind dagegen nicht sehr zahlreich in Band XII; neben *nonante* finden sich nur noch *panosse* 'serpillière', *parchet* 'parcelle de vigne d'une certaine étendue', *pécloter* 'fonctionner mal, irrégulièrement'. Wenn man zum Vergleich die einschlägigen Wortlisten der ausserhalb Frankreichs gebräuchlichen Regionalismen heranzieht, gewinnt man den Eindruck, daß zumindest in Band XII der spezifische Wortschatz der einzelnen Regionen in recht unterschiedlichem Maße Berücksichtigung gefunden hat. Orientiert man sich für das Französische Kanadas an R. Dubuc/J.C. Boulanger, *Régionalismes québécois usuels* (1983), so läßt sich feststellen, daß die wichtigsten Kanadianismen im großen und ganzen vom TLF erfaßt worden sind. Nicht berücksichtigt wurden in Band XII *niaisage* 'niaiserie; lambinage, perte de temps', *niaisier* v. tr. 'ridiculiser', *obstination* 'dispute', *panier percé* 'personne qui ne peut garder un secret', *patarafe* 'affront, injure', *patronage* 'népotisme', *pavage* 'chaussée asphaltée', *paver* 'asphalter'; ferner hat der TLF die idiomatischen Redewendungen, die Dubuc/Boulanger verzeichnen, in der Regel nicht übernommen. Dagegen sind die franco-belgischen Regionalismen, die M. Piron in seinem «Essai d'un inventaire lexical des belgicisms» (in: id., *Aspects et profil de la culture romane en Belgique*, 1979) aufführt, ausnahmslos aufgenommen worden. Im Gegensatz zu den Kanadianismen und Belgicisms scheinen die Helvetismen nur ausnahmsweise in Band XII berücksichtigt worden zu sein. Zu diesem Ergebnis kommt man, wenn man C. Hadacek, *Le suisse romand tel qu'on le parle. Lexique romand-français* (1983) zum Ver-

gleich heranzieht. Die meisten der hier zwischen *natation* und *pénétrer* genannten Regionalismen der französischen Schweiz fehlen im *TLF*. Auch wenn wir darauf verzichten wollen, die Wörter im einzelnen zu nennen, die es verdient hätten, in den *TLF* aufgenommen zu werden, so soll doch erwähnt werden, daß im Gegensatz zu den bereits zitierten belg. *pain français* und *pape* die in der Westschweiz üblichen *pain parisien*, *papet* 'soupe très épaisse', *papette* 'nourriture épaisse et collante, difficile à avaler; boue' keine Berücksichtigung gefunden haben.

Was die Angaben zur Etymologie angeht, so ist zu beobachten, daß in diesem Bereich der *TLF* im Laufe der Zeit zu mehr Eigenständigkeit gelangt ist. In dieser Rubrik werden nicht mehr nur die herkömmlichen Lehrmeinungen aus Handbüchern und Standardwerken zitiert, sondern es wird auch die etymologische Einzelforschung berücksichtigt bzw. gegebenenfalls eine eigene Position bezogen. Im folgenden soll nur auf einige etymologisch besonders interessante Fälle aus Band XII hingewiesen werden. Bei *navrer* wird neben der altnordischen Etymologie auch die Erklärung aus dem Lateinischen (*naufragare*) berücksichtigt; s. *noise* wird ein neuer Erklärungsvorschlag (lat. *noxia* 'Schuld, Vergehen') erwähnt; s. *orin* wird auf die Fragwürdigkeit der ursprünglich vorgeschlagenen niederländischen Etymologie hingewiesen unter Verwendung der neueren Einzelforschung zu diesem Wort; s. *ouate* und *pantoufle* wird die Geschichte der Etymologie ausführlich referiert; s. *pedzouille* wird deutlich gemacht, daß die bisherigen Vorschläge für eine befriedigende Erklärung der Herkunft des Wortes nicht ausreichen.

Zahlreich sind auch in Band XII wieder die Artikel zu griechischen und lateinischen Sprachelementen (*éléments formants*), die als Konstituenten in die Bildung technischer und wissenschaftlicher Komposita eingegangen sind. Nicht weniger als hundert solcher Elemente finden sich allein in diesem Band, weshalb sich ihre Aufzählung von selbst verbietet. Neben den *éléments formants* sind auch einige *éléments de composition* mit separaten Artikeln in Band XII vertreten, so etwa *non(-)*, *nord-*, *ouvre-*, *pare-*, *passe-*. Schließlich enthält dieser Band auch eine ganze Reihe von Artikeln zu den Suffixen, die mit *o* anlauten: *-ochel/-ocher*, *-oir/-oire*, (*-oison*), *-ol*, *-olel/-olle*, *-ome²*, *-on¹/-onne*, *-on²*, *-one*, *-onner*, *-on(s)*, *-ose²*, *-ot*, *-oter/-otter*, *-ouiller*, *-ousel/-ousel/-ouzer*, *-oyer*; spezielle Artikel sind auch den in der Umgangssprache bzw. im Argot vorkommenden Wortausgängen *-o* (*apéro*, *pédalo*, *socialo*) und *-os* (*chicos*, *chouettos*, *débilos*) vorbehalten.

Bei der flüchtigen Durchsicht des Bandes XII sind uns ein paar wenige Druckfehler aufgefallen, die hier der Vollständigkeit halber erwähnt werden sollen; so muß es s. *neuf²* p. 107a *l'une des plus délicieuses villes neuves du monde* (nicht *délicieuse ville neuve*) heißen, s. *noise* Etymol. et Hist. *o se fermant sous l'infl. du yod suivant* (nicht *g*), s. *norris* p. 241a Synon. *norrain* (nicht *lorrain*), s. *orin* Etymol. et Hist. *longtemps* mit *g*, s. *parka* Rem. *les trois policiers n'ont aucun doute* (nicht *n'on*).

Mit dem Band XII, der wieder eine überzeugende Leistung lexikographischer Gemeinschaftsarbeit darstellt, rückt der Abschluß der Arbeiten am *TLF* in greifbare Nähe. In der Tat kann man jetzt davon ausgehen, daß Anfang der neunziger Jahre alle Bände dieses Sprachschatzes des Modernfranzösischen vorliegen.

Otto Jänicke



FRANÇOISE VIELLIARD, JACQUES MONFRIN, *Manuel bibliographique de la littérature française du moyen âge de Robert Bossuat. Troisième supplément (1960-1980)* établi avec le concours de la section romane de l'Institut de Recherche et d'Histoire des Textes. I Les origines. Les légendes épiques. Le roman courtois, Paris (Centre National de la Recherche Scientifique) 1986, IX + 392 p.

Ce troisième *Supplément* du Bossuat est à tous points de vue le bienvenu, car Françoise Vielliard et Jacques Monfrin offrent non seulement un supplément bibliographique pour les années 1960 à 1980, mais présentent aussi sous le titre *Généralités*, une refonte complète de l'*Introduction*. Le présent volume, qui maintient le cadre méthodique du Bossuat, recouvre les trois sections mentionnées dans le titre. Il sera suivi d'un deuxième volume, dans lequel les *Tables*, qui «seront cumulatives et renverront à la fois au *Manuel* et à ses trois *Suppléments*» (p. IX), feront de l'ensemble un excellent instrument de travail, tant pour la recherche que pour l'enseignement.

Si les introductions du *Manuel* et des deux premiers *Suppléments* totalisaient 38 pages, le chapitre *Généralités* du troisième *Supplément* compte 55 pages avec près de 600 entrées. Très heureusement, les auteurs ont pris le parti de dépasser la date de 1980 pour les ouvrages de référence et de ne l'arrêter qu'en 1984. Ce principe a été maintenu à l'intérieur du supplément bibliographique proprement dit, car pour les *Sept Sages*, par exemple, on trouve aussi la bibliographie de Hans R. Runte et alii, parue en 1984. La date de 1980 a aussi été dépassée pour les comptes rendus, les thèses et les éditions, si celles-ci avaient été annoncées avant 1980. On n'a qu'à se féliciter de cette flexibilité. Comme dans les volumes précédents, un grand nombre d'entrées est suivi de notes, parfois explicatives, parfois critiques. Le souci des auteurs a été d'être utiles. Ils ont pleinement atteint leur but.

Voici quelques remarques, qui, vu l'absence d'index, ne peuvent être que ponctuelles. Parmi les ouvrages consacrés à l'ensemble des littératures européennes (p. 4-5), on aurait pu signaler les t. 7 (1981) et 8 (1978) du *Neues Handbuch der Literaturwissenschaft*, ainsi que le t. 1 de Karl Bertau, *Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter*, München, 1982, qui fait une large place aux littératures d'oc et d'oïl. Dans la section *Bibliographies* (p. 11) on trouve le renvoi attendu à la troisième édition du *Manuel de Bibliographie* de M.-L. Malclès; j'aurais aussi mentionné Totok/Weitzel, *Handbuch der Bibliographischen Nachschlagewerke*, 6^e éd., par Hans-Jürgen et Dagmar Kernchen, Frankfurt a./M., 1984, 2 vol. Dans la liste complète de la *Romanische Bibliographie* (p. 13, n^o 96), les années 1975-1976 et 1977-1978 ne font qu'une seule entrée 1975-1978, sans doute par inadvertance; on aurait dû signaler qu'à partir de 1971-1972, la *Romanische Bibliographie*, pour des raisons financières, ne recense plus la littérature française, pour laquelle il faut consulter la bibliographie de Klapp (n^o 97). C'est encore Klapp, semble-t-il, qui est la cause de la disparition de Rancoeur. La note à Rancoeur (n^o 101) signale qu'à partir de 1982, la bibliographie de René Rancoeur est incluse «en partie» dans la *Revue d'Histoire littéraire de la France*, mais en fait, cette bibliographie ne concerne plus le moyen âge. Aujourd'hui donc, Bossuat et ses *Suppléments*, complétés par Klapp, sont seuls à fournir une information bibliographique rapide et générale dans le domaine de la littérature française médiévale.

Parmi les encyclopédies (p. 18-19) sont mentionnés le *Lexikon des Mittelalters*, la *Typologie des sources du moyen âge occidental*, le *Verfasserlexikon*, l'*Enciclopedia Dantesca*, le *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, l'*Enzyklopädie des Märchens*, etc. On aurait aussi pu mentionner le *Dictionary of the Middle Ages*, p.p. Joseph R. Strayer, New York, vol. 1, 1982 - vol. 9, 1987 (jusqu'à Poland). Le présent *Supplément* ne peut évidemment pas renvoyer, dans la partie consacrée aux auteurs et aux œuvres, aux différentes entrées de ces encyclopédies, mais il n'est pas superflu de rappeler qu'on a très souvent intérêt à les

consulter (exemples: Amicus und Amelius; Aucassin et Nicolette ou Chantefable; Beuve de Hanstone; Floire et Blancheflor).

On saluera avec satisfaction la refonte totale du chapitre consacré aux *Thèses* (p. 25-27) et aux *Mélanges* (p. 28-34), ainsi que la liste des ouvrages qui réunissent les «kleinere Schriften» d'un auteur (p. 34-35) et la liste des périodiques (p. 36-41). Le chapitre *Généralités* forme ainsi une excellente introduction bibliographique, très heureusement commentée, à notre discipline. Le présent *Supplément* aura donc sa place dans toutes les bibliothèques des instituts, séminaires ou «unités de recherche et d'enseignement», si possible en plusieurs exemplaires, car il fera l'économie, dans l'enseignement, de bien des xérocopies.

Seuls sont énumérés dans la liste des *Mélanges*, les volumes qui contiennent plus d'un seul article relatif à la littérature française médiévale. Or un contrôle, même rapide, montre que d'après ce critère, d'autres *Mélanges* auraient mérité d'être cités, par exemple: R. Aramon i Serra (1979), Gianfranco Folena (1980; ces *Mélanges* manquent, semble-t-il, parce qu'ils se trouvent aussi dans *CN* 40-41, 1980-1981), Lein Geschiere (1985), Hans-Wilhelm Klein (1976), Rupprecht Rohr (1979). Dans ce dernier volume on trouve par exemple un article de Klaus-Henning Schroeder, *Literatur des Übergangs: 'Aucassin et Nicolette'*, qu'on ajoutera à la page 226 du *Supplément*.

Les thèses dactylographiées n'ont pas été retenues. Il est vrai que le service interurbain pour ces thèses n'est assuré qu'en partie, et dépend des règlements des différentes bibliothèques universitaires. Une recherche dont les résultats ne sont pas accessibles, n'existe pas, sur le plan international, c'est entendu. Seules semblent être recensées, d'après l'introduction, p.VIII, les thèses dactylographiées qui ont fait «l'objet d'une publication, si réduite qu'elle soit.» On trouve ainsi, avec renvoi aux *Dissertation Abstracts*, des thèses américaines sous le n° 2159, 2234, 2489, etc. Il manque en revanche la thèse de John William Cross, *Le Roman de Landomata*, Univ. of Connecticut, 1974 (à ajouter à la page 210). Quant à la *Vie de saint Alexis* (p. 66), il faut ajouter la thèse, publiée en 1972 sous le titre *Eremitica*, de Louise Gnädinger.

Très utile, en tête de la section *Les légendes épiques*, la liste de tous les actes des réunions de la Société Rencesvals, du colloque de Pampelune de 1955 au congrès de Padoue, en 1982. Au début de la section *Romans bretons*, on trouve la bibliographie essentielle concernant les textes latins (p. 241-242), tandis que dans la section *Romans d'Alexandre* (p. 200 et suiv.) les récentes éditions des différentes recensions de l'*Historia de preliis* par Hermann-Josef Bergmeister, Meisenheim am Glan, 1975 et suiv., ne sont pas mentionnées.

L'index du t. 2 du troisième *Supplément* permettra sans doute de déceler d'autres lacunes. Mais d'ores et déjà on peut affirmer que le *Supplément* est très complet. Les éventuels ajouts ne seront que vétilles en comparaison de ce qui est offert. Signalons encore que les auteurs ont eu l'heureuse idée, dans le cas où il existe une bibliographie spécialisée, de donner chaque fois aussi le numéro de cette bibliographie (Roland, p. 141; Aucassin et Nicolette, p. 222; Marie de France, p. 252; Tristan, p. 269; Chrétien de Troyes, p. 297). Il ne nous reste qu'à remercier Françoise Viellard et Jacques Monfrin d'avoir mis leur compétence, et leur temps, au service de notre discipline.

Marc-René Jung



Legenda Aurea: sept siècles de diffusion. Actes du Colloque international sur la *Legenda aurea*: texte latin et branches vernaculaires. Ouvrage publié sous la direction de BRENDA DUNN-LARDEAU, Montréal (Bellarmine)/Paris (Vrin) 1986, 354 p. (*Cahiers d'études médiévales*, cahier spécial 2).

Les vingt-trois communications que réunissent ces Actes manifestent non seulement une grande diversité de méthodes et de points de vue, mais désignent, par la variété même des enquêtes singulières, l'immense champ d'investigation suscité par la *Légende dorée*. On distinguera en gros deux plans de la recherche: d'une part les études vouées au recueil de Jacques de Voragine, envisagé tant sous l'angle littéraire que sous celui de l'histoire des mentalités; l'immense diffusion de cet ouvrage invite d'autre part à porter le regard sur les multiples modalités de son influence: adaptations diverses, traductions en langues vernaculaires et, au-delà du XVI^e siècle, transpositions de la matière hagiographique dans des genres distincts, jusqu'aux créations littéraires des XIX^e et XX^e siècles. Vaste problématique dont, à défaut de réaliser la synthèse, le présent volume illustre bien les articulations majeures.

On relèvera au premier chef une série de contributions relatives à la tradition textuelle de la *Legenda*. En dépit de la modestie de sa formulation, la plus remarquable est sans doute celle de B. Fleith qui donne en quelques pages l'état présent de la patiente entreprise visant à décrire et à classer les mille manuscrits sur lesquels s'appuie la tradition du texte latin, de son origine au XV^e siècle. La rigueur de cette brève présentation annonce d'emblée la qualité du répertoire à venir, base indispensable à l'édition critique qui complètera les lacunes de celle de Graesse. Dans une perspective analogue, mais plus restreinte, V. Russell met en évidence, à partir de quatre *vitae*, les complexités de la tradition manuscrite de Jean de Vignay, dont la version française de la *Légende dorée* fut commencée en 1333 à la requête de Jeanne de Bourgogne. Ces mêmes manuscrits, H. Maddocks les examine à travers leur illustration. La question est de savoir dans quelle mesure les analyses textuelles et iconographiques de l'un et l'autre chercheur réussiront à déterminer un stemma cohérent pour l'ensemble de la tradition codicologique. A ce type d'enquêtes fondées sur l'examen des sources matérielles, l'on pourrait enfin rattacher l'article de D. Coq, encore que son optique soit un peu différente: la *Légende dorée* vaut pour lui comme un point de repère privilégié, en raison de sa propagation, pour définir les traits caractéristiques de l'édition parisienne et lyonnaise à la fin du XV^e siècle.

Les quelques analyses consacrées par priorité au texte de Jacques de Voragine visent toutes à considérer la célèbre compilation comme le reflet d'une psychologie religieuse en pleine évolution. Un tel choix n'équivaut nullement, toutefois, à minimiser l'empreinte originale de l'auteur. A. Vauchez s'ingénie au contraire à en souligner le génie propre, qui le montre soucieux, dans la biographie des saints modernes (François d'Assise, Elisabeth de Hongrie, Dominique, Pierre Martyr), d'intégrer aux canons du récit hagiographique la célébration de charismes nouveaux. La multiplication des schémas récurrents et des matériaux narratifs conventionnels invite A. Boureau à définir la *Legenda* comme une «anthropologie de la sainteté» articulée en trois ordres, les «témoins», les «défenseurs» et les «prêcheurs», dont la dynamique esquisse les voies essentielles du salut. L. Guilbert enfin entrevoit à travers la symbolique animale sur laquelle se fonde une grande partie des *vitae* la manifestation, si ce n'est la source, d'un renouvellement de la sensibilité à l'endroit des animaux.

Mais c'est autour des problèmes relatifs à la diffusion de la *Légende dorée* que se regroupent la majorité des communications. En effet, le vaste réseau des adaptations engendrées par l'œuvre de Jacques de Voragine suscite une collaboration interdisciplinaire qui, comme le note B. Dunn-Lardeau, n'en est encore qu'à ses débuts. Débuts prometteurs, si l'on en juge d'après l'échantillonnage fourni des recherches présentées dans cette section de l'ouvrage. Consacrées aux diverses branches de la tradition vernaculaire (catalane, occitane, française, germanique et tchèque), ces études débouchent toutes plus ou moins explicitement sur le fameux concept d'acculturation pour expliquer et justifier les altérations de la version originale. G. Brunel montre l'importance qu'acquiert, dans la tradition catalane prolongée

par un ms. occitan, la vie de saint Antoine de Padoue dont le rayonnement fut particulièrement sensible dans les provinces du Midi. A partir d'un autre exemple singulier, les «sept Dormants d'Ephèse», B. Merriles souligne la qualité littéraire des abrégés français. En quelques pages solidement documentées, B. Dunn-Lardeau met en lumière l'apport du dominicain Jean Batailler (1476) à la version de J. de Vignay.

Les survivances de la *Légende dorée* dans la tradition française ultérieure mériteraient probablement à elles seules tout un ouvrage, tant les illustrations en sont variées. Au nombre des témoignages les plus significatifs, C. Velay-Vallantin retient l'inspiration des cantiques, que favorisera la Réforme tridentine, et dont la vogue se poursuivra jusqu'au XVIII^e siècle. Or ces cantiques sont récupérés par les éditeurs de la «Bibliothèque bleue», qui reprennent par ailleurs toute une série de motifs narratifs à la *Légende* de Jacques de Voragine. C'est de même à travers la «Bibliothèque bleue», dont les sources immédiates sont plutôt à chercher du côté de Rivadaneira et Giry, que la *Légende dorée* pénétrera en Nouvelle France, ainsi que l'explique C.-M. Gagnon.

La tradition germanique n'est pas moins féconde en rebondissements. W. Williams-Krapp fournit un panorama concis des légendiers médiévaux, tout en insistant sur les liens qu'ils entretiennent avec la réforme des ordres monastiques. Dans le sillage de ses travaux antérieurs sur la *Légende dorée alsacienne*, K. Kunze envisage cette compilation à la fois dans ses métamorphoses successives et dans les influences qui en découlent. A la faveur d'un raccourci percutant, il réussit à superposer, à propos de cette version, les concepts de *Überlieferungsgeschichte* et *Wirkungsgeschichte*.

L'ascendant qu'exerce la *Légende dorée* sur des témoignages plus tardifs de la culture germanique peut prendre des formes inattendues, voire paradoxales. Ainsi, non seulement la matière hagiographique résiste allégrement à la critique luthérienne, mais elle en arrive bientôt, comme le révèle J. Schmidt, à servir de cadre formel aux premières biographies de Luther. R. G. Sullivan établit pour sa part la filiation du *Cenodoxus* de Bidermann (1602) à l'endroit de la légende de Théophile, dont est gauchie l'inspiration primitive. Autre trahison féconde, celle de G. Keller dont les *Sieben Legenden* préservent néanmoins à leur manière, remarque A. Banasik, le climat merveilleux qui auréole l'œuvre de J. de Voragine.

Cette section centrale se termine par une incursion rapide dans l'aire culturelle tchèque, grâce à l'exposé d'A. Vidmanova qui décrit dans ses grandes lignes la tradition manuscrite des légendiers, tradition dont les particularités témoignent parfois de la collusion du texte et de circonstances particulières. La rencontre des Hussites et de J. de Voragine n'est pas le chapitre le moins curieux de cette histoire.

Il restait à examiner, dans le prolongement de la *Legenda Aurea*, la série des légendiers annexes, ou partiellement autonomes. C'est notamment le cas du *South English Legendary*, que M. Görlach étudie dans son rapport avec la compilation de J. de Voragine pour conclure à une influence limitée et tardive. K. P. Jankovsky accrédite une telle opinion par son analyse pertinente des qualités propres du *SEL*, dont la saveur concrète suggère une destination exclusivement populaire. Enfin, G. Whatley valorise, à travers l'exemple de la vie de saint Erkenwald, les qualités de l'auteur de la *Gilte Legende*, qui lui paraît bien plus qu'un simple traducteur.

Ainsi que le relève le P. de Gaiffier dans sa préface, ce Colloque de Montréal témoigne abondamment de la vitalité des études relatives à l'hagiographie médiévale. Si les Actes qui en procèdent sont, pour les spécialistes de cette matière, l'occasion de nombreuses mises au point, d'informations nouvelles et de projets stimulants, la richesse et la qualité des contributions réunies destine cette publication à une gamme de chercheurs plus étendue. Quels que soient leur objet et leur méthode, les historiens de la littérature ne seront notamment pas les derniers à en bénéficier.

Simone de Reyff

Incidences, Nouvelle série, vol. V, no. 1, janv.-avril 1981, «Médiévalités», Editions de l'Université d'Ottawa, 77 p.

Erfreulicherweise widmet auch die kanadische Zeitschrift *Incidences* unter dem Stichwort «Médiévalités» dem Mittelalter ein ganzes Heft. So verschieden wie die methodischen Ansätze sind, derer dich die sieben Beiträger bedienen, von so unterschiedlichem Interesse fallen auch die vorgelegten Aufsätze aus, die – der Herausgeber Yvan G. Lepage betont es in seinem «Avant-Propos» – *grosso modo* Aspekte der «littérature gallo-romane du siècle courtois (1150–1250)» (p. 5) betreffen.

Eine einleitende Studie beschäftigt sich mit der literarischen Verwendung von Sprichwörtern. Elisabeth Schulze-Busacker untersucht die Art und Weise, wie Chrétien de Troyes, Gautier d'Arras und Hue de Rotelande Sprichwort und Erzählung verbinden. Dabei zeigt sich, daß «Chrétien tend et réussit à faire disparaître le côté moralisant du proverbe derrière la parfaite intégration de l'élément proverbial dans le contexte romanesque» (p. 16), während Hue de Rotelande das Sprichwort ironisch als Zitat einsetzt; Gautiers d'Arras Originalität besteht hingegen darin, daß es ihm als Moralisten sogar gelingt, «à intégrer des séries de proverbes sans enlever la spontanéité du discours» (p. 16). Chrétien de Troyes wendet sich auch Hans R. Runte zu, um auf Grund dessen, was er im *Yvain* «fragmentation de la présence du héros» (p. 22) nennt, diesen Roman geradezu als Ergebnis einer «Ästhetik der Lücke» zu verstehen, indem möglicherweise *Yvains* «absences narratives» seine «absence morale» widerspiegeln (p. 22–24). – Zwei Arbeiten haben okzitanische Lyrik zum Gegenstand. Wendy Pfeffers recht knappe Untersuchung der Schlüsselwörter in Raimon de Miravals *Be m'agrada* mündet in die Feststellung, der Dichter verwende hier «les structures formelles de la poésie troubadouresque pour que cette structure devienne le message de l'œuvre» (p. 27), während sich aus Yvan G. Lepages Strukturanalyse von *A l'entrada del tens clar* ergibt, daß diese anonyme *balada* stets ein «Hymne au printemps et à l'amour» (p. 43) bleibt. – Psychoanalytisch inspirierte Mediävistik treiben Pierre Kunstmann und Herman Braet. Der erste deutet aus Freudscher Perspektive Thomas' Darstellung von Tristans Tod als «le résultat d'un 'lent suicide' ou d'une 'auto-destruction chronique'» (p. 51), der zweite faßt Tyolets zwiefaches Abenteuer mit dem weißen Hirsch im gleichnamigen Lai, der ja Percevals Aufbruch in Chrétiens *Conte del Graal* abwandelt, förmlich als «invention du père» (p. 71) auf. – Sehr aufschlußreich fällt David F. Hults Rezeptionsästhetische Studie aus. Von Marc-René Jungs Beitrag zu Gui de Mori und Guillaume de Lorris angeregt¹, unternimmt es Hult jetzt, «de discuter non seulement la méthode suivie par Gui de Mori [in seiner *Roman de la Rose*-Ergänzung], mais aussi ce que sa version est susceptible de nous apprendre sur le travail respectif de l'auteur et du scribe au Moyen Age» (p. 56). Ohne in Roger Dragonettis mitunter gewiß extreme und bei Lichte besehen wohl auch unhaltbare Positionen zu geraten, vermag Hult überzeugend darzustellen, wie neben der Subjektivität der *voix 'autorale'* in der handschriftlichen Überlieferung eine «seconde subjectivité» zu berücksichtigen ist, «celle du scribe/remanieur, qui fait concurrence au premier» (p. 70).

Wird man auch nicht sämtlichen Autoren in allem folgen, was sie vorzutragen haben, so stellt doch auch diese Mittelalter-Sondernummer eine anregende Sammlung mediävistischer Studien dar.

Kurt Ringger †



¹ Cf. *VRom.* 27 (1968), 106–137.

JEAN-CHARLES HUCHET, *Le roman médiéval*, Paris (Presses Universitaires de France) 1984, 256 p. (*Littératures modernes* 36)

Wenngleich der Titel eine Darstellung des mittelalterlichen Romans in Aussicht stellt, wird dieses Versprechen nicht gehalten. Vielmehr ist es der vorliegenden Untersuchung um dessen Anfänge zu tun. Die Konkretisierung an einem der frühesten Beispiele, dem vor 1160 entstandenen *Roman d'Énéas*, läßt insofern wertvolle Rückschlüsse erwarten, als die Erzählung der Gruppe der *romans antiques* angehört, die sich mehr oder minder auf der Suche nach der eigenen Identität befinden, zumal sie noch nicht so recht zwischen Historie und Fiktion zu unterscheiden vermögen¹. Mit einer Rückbesinnung auf den Anbeginn des altfranzösischen Romans, der vor einer durch Materialreichtum und Ausführungsbrillanz erdrückenden *matière de Bretagne* völlig verblasen muß (p. 9), wird dankenswerterweise an eine allzu leicht vergessene Epoche erinnert, die sich um die Vermittlung vorchristlicher Kultur bemüht. Schreiben bedeutet für sie, nicht nur das Fremde zu «glossieren», sondern bei der Umsetzung in das Eigene auch ein «Mehr an Sinn» zu schaffen, wie dies Marie de France noch im berühmten Prolog zu ihren *Lais* poetologisch festlegen wird (p. 11). Damit stellt sich der *Énéas* bewußt gegen sein Modell, die *Aeneis* des Vergil, womit er allerdings zwischen die Fronten gerät; denn einerseits hat er sich gegenüber der Bekanntheit eines antiken Epos zu bewähren, das als die Summe römischer Kultur gilt, andererseits wird ihm ein so hochtalentierter Bearbeiter wie Chrétien de Troyes zu schaffen machen, der ihn durch entsprechende Themenentnahme zum blossen Vorläufer abwertet. Von der Beobachtung ausgehend, daß die drei Frauengestalten Dido, Camille und Lavinia entscheidend das Geschehen um *Énéas* prägen, geht der Autor der noch nicht konkret untermauerten Behauptung nach, der Roman gewähre der Frau Eintritt in die Literatur (p. 17). Daß die provenzalische Minnelyrik den *roman courtois* spürbar beeinflusst, bedarf nicht einmal mehr der Erwähnung². In welchem Ausmaß allerdings der antikisierende Roman des 12. Jahrhunderts der langsamen Anerkennung der Frau Vorschub leistet, muß mangels entsprechender Beweise vorläufig dahingestellt bleiben.

Konzeptgemäß wird zunächst die historische Situation der adeligen Frau umzirkelt. Dabei darf nicht übersehen werden, daß sie vornehmlich Mittel zum Zweck für einen durch seine Geburt von der Erbfolge ausgeschlossenen «jeune» ist, der kämpfend durch die Lande zieht, um schließlich durch eine Heirat mit ihr Anrechte auf Titel- und Landbesitz zu erwerben. Wenn es zu dieser Seßbarmachung der Zustimmung der höfischen Gesellschaft bedarf, folgt der *Énéas* in seiner Darstellung nur weithin geübter Praxis (p. 34). Aus der Tatsache, daß der anonyme Autor seiner Deutung der *Aeneis* das Urteil des Paris in programmatischer Absicht vorausschickt, leitet er eine «mise en abyme»³ des nachfolgenden Geschehens ein, bei der die drei dem Jüngling entgegentretenden Göttinnen unschwer den drei zentralen Frauengestalten des Romans zuordenbar werden (p. 49). Der zeitlose Mythos wird mithin verzeitigt und der Aussage des mittelalterlichen Romans dienstbar gemacht (p. 59). Wenn die allem vorgeschaltete *pomme de discorde* mit ihrer griechischen Inschrift über Wort- und Bildassoziationen hin interpretiert wird, schleicht sich nicht nur an dieser Stelle, sondern später auch ein Zufallsgebundenheit des Arguments ein,

¹ Zum Überblick über die spezielle Gattung: JEAN FRAPPIER / REINHOLD R. GRIMM (Hg.), *Le roman jusqu'à la fin du XIII^e siècle*, t. 1: *Partie historique*, Heidelberg (Carl Winter) 1978, p. 145-182. Der Band wurde vom Rez. in der *VRom.* 44 (1985), 336-339, besprochen.

² Cf. PAUL ZUMTHOR, *Essai de poétique médiévale*, Paris (Seuil) 1972, p. 206-208.

³ Nach LUCIEN DÄLLENBACH, *Le récit spéculaire*, Paris (Seuil) 1977, p. 59-148.

die es dem Leser erschwert, manchen der vorgestellten Ergebnisse bis in letzte Tiefe zu folgen.

Im Roman nimmt die Zeichnung der Camille sowie der Lavinia eine Sonderstellung ein: die erstere vereint *weibliche* Schönheit mit *männlicher* Kriegskunst (p. 65); da sie aber nicht ihrer geschlechtskonträren Attribute verlustig gehen will, verzichtet sie auf jegliche *sexualisation*, womit sie den Zank, der anlässlich Paris' Urteil unter den Frauen entstanden war, bewußt aussetzt (p. 80); Lavinia indes stellt den romanesken Teil des *Énéas* dar, zumal ihre Gestalt Anlaß für Erneuerung gegenüber dem Modell ist; Lavinia kommt damit das Kennzeichen des Unterschieds zwischen beiden *Aeneis*-Versionen zu. An ihr läßt sich letztendlich die in Fiktion umgesetzte theoretische Reflexion des anonymen Autors festmachen (p. 147-148). Überzeugend dargelegt wird in diesem Zusammenhang die Funktion der Väter, die von nun an die Ehe stiften und somit den für das 12. Jahrhundert charakteristischen Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat markieren (p. 102). Besonders Anchisés, der Vater des *Énéas*, fungiert als Mittler zwischen Lavinia und seinem Sohn, dem er von den elysischen Feldern aus berühmte Nachkommenschaft prophezeit (p. 108-110). Damit führt der *Énéas* als erster der antikisierenden Roman formvollendet eine Verschmelzung von Vergils *Aeneis* und Ovids *Ars amatoria* vor Augen. Neue Erkenntnisse zur Beschreibung der *énamoration* mit Hilfe von Krankheitssymptomen tun sich hier auf (p. 158).

Als poetologisch fruchtbar erweist sich der *Énéas* insofern, als er bewußt auf Prolog und Epilog verzichtet. Durch eben diese Abweichung vom literarischen Regelkanon aber hebt der anonyme Autor ineins mit seinen Abwandlungen bei der Figur der Lavinia die Trennung von Theorie und Fiktion auf, indem er die *dimension réflexive* zum festen Bestandteil der Erzählung macht (p. 180-187). So läßt sich am gewählten Beispiel nachvollziehen, daß erst der Diskurs über die Frau den Roman in die Lage versetzt, über eigene literarische Belange zu reflektieren. Nicht mehr nachvollziehen läßt sich allerdings der Allgemeingültigkeitsanspruch eines Arguments, demzufolge der Roman seine Theorie einzig und allein dank der Frau entdeckt habe und vermittels eben dieser Frau seine Poetik auszusprechen vermöge (p. 222)⁴. Die ursprüngliche Behauptung, der antikisierende Roman des 12. Jahrhunderts leiste der Anerkennung des weiblichen Geschlechts literarisch Vorschub, erweist sich als zu weit gefaßt, wenn man bedenkt, daß ein *einziges* Textbeispiel hier Beleg gewähren soll. Trotz gewisser Brüchigkeiten bei der Untermauerung von Thesen, bei über Wort- und Bildassoziationen ablaufenden Analysen vermag der Autor doch wertvolle Anregungen zu liefern. So steht zu hoffen, daß sich diese oder jene Detailbeobachtung gewinnbringend für das Korpus der gesamten altfranzösischen *romans antiques* nutzen läßt. Die hier genutzte Materialbasis erweist sich für solche Erkenntnisse vorläufig jedenfalls als viel zu eng gefaßt.

Heinz Klüppelholz



⁴ Den Schluß des vorgestellten Bandes bilden eine inhaltliche Zusammenfassung des *Énéas* (p. 226-238), bibliographische Hinweise (p. 239-245) sowie ein Namens- und Werkverzeichnis (p. 247-249).

G. ASHBY-BEACH, *The Song of Roland: A generative study of the formulaic language in the single combat*. Amsterdam (Rodopi) 1985, 190 p.

Écrit, si j'en juge à la bibliographie, vers 1980-81 (il tient compte de la polémique Duggan-Calin publiée dans *Olifant* 8 [1981]), ce petit livre se concentre, pour l'étude d'un phénomène très général, sur le seul *Roland*, dont il considère, il est vrai, toutes les versions jadis éditées par Mortier. Je ne cesse, pour ma part, de déplorer l'inertie, ou l'erreur persistante de perspective, qui pousse trop de chercheurs, spécialement américains, à privilégier, dans l'étude du fait épique médiéval français, cette œuvre de tant de manières exceptionnelle et, comme le notait Rychner il y a trente ans, a-typique.

C'est là un premier caractère qui distingue le livre d'A. de celui que publia en 1965 Renate Hitze (*Studien zur Sprache und Stil der Kampfschilderungen in den Chansons de geste*, Genève [Droz]): Hitze travaillait sur un corpus de huit chansons, dont cinq empruntées à l'ensemble étudié dix ans plus tôt par Rychner. De plus, Hitze suivait, pour l'essentiel, ce dernier, et se bornait à la description et au classement du matériel relevé. A., en revanche, qui profite de quinze années de recherches et de discussions souvent passionnées, se donne pour but de démonter une mécanique et de retrouver les règles d'un fonctionnement. On ne saurait qu'approuver cette ambition. Il me semble pourtant que l'appareil conceptuel et méthodologique utilisé à cette fin pêche gravement par sa lourdeur et son inutile complexité. Effet d'un certain manque d'expérience, uni à un vif intérêt pour le problème? Je le présume. La réduction en équations pseudo-mathématiques ou pseudo-logiques «formalisantes», hérissées de lettres, chiffres et sigles, tient de cette pseudo-scientificité (compensant un désarroi épistémologique) qui s'afficha ostentatoirement dans nos études durant les années 70, mais qui a fait aujourd'hui long feu. A., il est vrai, se montre en cela prudente; mais son lecteur se demande si elle est dupe.

Sous l'influence (probable) de Nagler et de Heinimann, A. propose une théorie générative du langage formulaire, non sans préciser qu'elle ne se range pas parmi les chomskyens orthodoxes. A vrai dire, le terme *génératif*, l'expression de «modèle génératif», dans l'usage qu'elle en fait, me paraissent simplement métaphoriques; et l'intérêt (réel) du livre ne vient pas d'eux. La pensée de l'auteur, ramenée à l'idée qui y préside, est à peu près celle-ci: le langage formulaire médiéval, dans sa réalisation épique, ne peut être perçu et compris que globalement, et en tant qu'action verbale, non pas en perspective de description stylistique. Le problème étant, dès lors, de le saisir dans le dynamisme de cette action, on décompose celle-ci en trois «moments» (qu'on affuble des qualificatifs de *deep*, *shallow* et *surface!*). D'un moment au suivant s'opère une spécification progressive, en vertu des exigences rythmiques et contextuelles, «engendrant» peu à peu les formes syntaxiques ultimes. Tout cela rappelle vaguement la «sémantique structurale» des années 60, et certaine sémiotique subséquente. Néanmoins, sur un problème auquel, au cours des années, j'ai eu moi-même à réfléchir longuement, je pense qu'en dépit de ses maladresses et de quelques naïvetés le livre d'A. mérite d'être pris au sérieux et, pour l'essentiel, retenu.

Paul Zumthor



CLAUDE BURIDANT, *La traduction de l'Historia Orientalis de Jacques de Vitry*. Edition avec introduction, notes et glossaire, Paris (Klincksieck) 1986, 217 p. (*Bibliothèque romane et française* 19).

Résultat d'une série de travaux de séminaire opérés à l'université de Strasbourg sous la direction et la responsabilité de C. Buridant, ce petit volume fournit une édition commodé-

ment utilisable (malgré une typographie vraiment trop fine!) d'un texte important pour les historiens. On sait que le cardinal Jacques de Vitry rédigea vers 1220 une sorte de rapport historique et géographique sur les Etats latins de Palestine, rapport divisé en deux parties, respectivement intitulées *Historia Orientalis* et *Historia Occidentalis* (une troisième partie est d'attribution douteuse). La première, consacrée à la Première Croisade ainsi qu'à une description des terroirs, des populations et des croyances du Moyen Orient, fut traduit, encore au XIII^e s., de façon assez littérale, par un anonyme du Nord du domaine français. Le seul manuscrit qui nous en soit parvenu, BN fr. 17203, comporte, par suite de l'ablation de quelque vingt-cinq feuillets, des lacunes équivalant à une quinzaine de chapitres sur cent (cf. tableau p. 17-18). Une autre traduction, un peu plus récente et beaucoup plus libre, mais partielle, réduite à quatre chapitre (permettant de combler l'une des lacunes du premier manuscrit) subsiste dans un manuscrit de Troyes copié vers 1300.

Claude Buridant procure les deux textes. Il renvoie le second en appendice, l'excluant par là du profit des diverses annexes dont est muni le premier: glossaire d'environ six cents mots, et table des noms propres (de personnes, de peuples et de lieux) indispensable à un ouvrage de ce genre. Cette table est précédée d'une étude sur la transcription des noms orientaux, et accompagnée d'une carte situant les toponymes. Les notes (de bas de pages, et à la fin) servent surtout à comparer le texte français avec l'original. Etude de la «langue» du texte; en fait, conventionnellement, des traits phonétiques et morphologiques (p. 32-47). De brèves remarques syntaxiques et lexicales sont faites par rapport au latin (p. 25-31) à titre d'examen de l'art du traducteur. Le vocabulaire semble particulièrement digne d'intérêt.

Quant au contenu de l'*Historia Orientalis*, il a été au cours du temps l'objet de nombreuses critiques de la part d'historiens. Claude Buridant les recense brièvement (p. 11-13). Elles ne me paraissent pas diminuer l'intérêt de l'ouvrage, que le lecteur devra prendre pour ce qu'il est, le témoignage d'un homme du début du XIII^e s., ayant eu l'expérience de la vie au Moyen Orient, sur cette partie du monde telle qu'il le concevait, la vivait, et en conceptualisait les problèmes. A ce titre, précieux.

Paul Zumthor



Parise la Duchesse (Chanson de geste du XIII^e s.), édition et commentaires par MAY PLOUZEAU, I-II, Aix-en-Provence (Publication du CUERMA, Univ. de Provence), 1986 (= *Sene-fiance* 17-18), 647 p.

Après avoir été édité par de Martonne (Paris 1836) et par Guessard et Larchey (Paris 1860 [*Anc. poètes* 4]), le texte de *Parise la Duchesse* a fait l'objet de bon nombre d'études. Citons notamment E. B. Ham dans *Modern Lang. Notes* 59 (1944), p. 490-3; R. Hartman – D. L. Schrader dans *Manuscripta* 26 (1982), p. 177-85 (ces deux études d'ordre paléographique); D. Scheludko dans *NM* 28 (1927), p. 146-51; Ph. A. A. Becker dans *ZFSL* 64 (1942), p. 436-40 (ces deux études concernant les sources de *Parise*). Cependant c'est une ébauche d'édition laissée en chantier lors de sa mort par G. Andrieu qui forme la base essentielle du beau travail de May Plouzeau. Elle a hérité d'un texte édité de *Parise*, assorti de quelques notes discutant les passages difficiles et d'une varia lectio consignnant les leçons du ms. rejetées et les leçons erronées de l'éd. Guessard et Larchey; d'une traduction encore imparfaite; d'un résumé du récit; d'une liste des abréviations utilisées; de plusieurs tables plus ou moins complètes de différentes catégories de mots.

Ces matériaux ont sans doute facilité la tâche de M. P. qui, après les avoir organisés, mis à jour, développés, a pu se consacrer davantage à d'autres aspects de l'édition de ce texte dont

la valeur esthétique est assez maigre¹ mais qui porte témoignage d'une culture littéraire et matérielle fort intéressante.

Alors que *Parise* appartient essentiellement à la geste de Nanteuil, l'œuvre a subi l'influence de bon nombre d'autres récits: Bueve de Hantone (mais de quelle version?); Doon la Roche; Renaut de Montauban, etc. (cf. M. P. p. 129ss.). *Parise* est une chanson de geste destinée à être présentée par un jongleur (le verbe qui attire l'attention du public sur ce qui précède ou qui suit est *oïr* et non *lire*), et le texte suit la tradition technique du genre (M. P. p. 118: «Les laisses ont ... en général un début assez ferme, tandis que la clôture est lâche»); Néanmoins *Parise* donne l'impression d'être un montage («conjointure»). Il y a bon nombre de développements annoncés qui ne se produisent pas. La description de la réunion de Parise et de Raymond est interrompue par quelques vers annonçant la future sainteté d'un personnage secondaire. Certains détails, s'ils étaient présentés dans l'ordre conservé par l'unique ms. du texte, ont dû déconcerter le public médiéval: avant d'être conduite au bûcher la duchesse Parise apprend à son mari – qui ne le savait pas? – qu'elle était dans un état de grossesse bien avancé («plus de sept mois»); elle avait été accusée de mettre à mort son beau-frère pour hériter du duché après son mari: motif parfaitement impossible, car c'est l'enfant du duc, qui naîtra dans deux mois, qui en sera l'héritier légitime – le duc ignore-t-il cette règle élémentaire? – dont les droits ne peuvent être disputés ni par son oncle ni par sa mère. C'est seulement à l'âge de 15 ans que leur fils Huguet apprend *a letres tant qu'il en sot assez*, mais il excelle déjà dans les arts martiaux. Le sort de la seconde femme du duc reste énigmatique: vv. 2071ss. les bourgeois coupent les cheveux et la robe à cette fille de *Berangier, le cuvert desfaé* dont on n'apprend jamais le nom, et la livrent à .iiii. *pautonniers* qui, un peu après, la rejettent de la ville, développement récapitulé v. 2090. On la retrouve cependant calmement assise à côté du duc, v. 2514, et v. 2620, qui, v. 2524, la présente comme son épouse légitime, pour l'oublier aussitôt quand il retrouve Parise.

Le ms. qui est le seul à conserver *Parise* (B. N. fr. 1374) contient six autres textes afr., entre autres un texte de Cligès. Il a notamment servi de ms. – base pour les éditions de la *Vie de saint Eustache* (A. C. Ott, *Rom. Forsch.* 32 [1912]) et de la *Prise de Jérusalem* (L.A.T. Gryting, *Univ. of Michigan Contributions in Mod. Philology*, 19 [1952]). Plusieurs scribes ont travaillé au ms.; le copiste de *Parise* est responsable presque entièrement de la *Prise de Jérusalem* et il a transmis presque la moitié de *Saint Eustache*. Les œuvres contenues dans le ms. provien-

¹ M. P., p. 160: «Il faut souligner que la partie la mieux venue du poème est, du moins à notre sens, celle qui s'étend de la naissance de Huguet jusqu'au moment où il retrouve sa mère à Cologne: suite d'aventures purement romanesques, sans rien d'épique, et où le narrateur semble avoir trouvé sa véritable veine.» Le créateur a réussi plusieurs tableaux sentimentaux qui ne sont pas tous sans modèle, mais qui néanmoins ne manquent pas de fraîcheur: Parise, exilée par son mari, ne peut pas le laisser sans l'embrasser et sans le bénir (vv. 766ss.); la douleur de Huguet qui ne connaît pas ses parents (vv. 1168 sqq.); l'amour spontané, enfantin et absolu qui réunit Huguet et Antoine (vv. 1544ss.); l'admiration éprouvée par le duc Raymond pour le jeune Huguet, l'ennemi inconnu qui en réalité est son fils (vv. 2160ss., cf. comm. ad 2163); ceux-ci et la constatation de Parise, après son accouchement, qui lui *duellent... li costé* (v. 916; ce passage peut être comparé à Aiol 3930 ... *li deulent li os por le dur lit*, cité ad I. par M. P., mais l'expression de Parise correspond mieux aux douleurs post partum d'une femme qui n'allait pas encore), ainsi que le détail peu solennel du baptême *Quant li prestres te mist la creme sor le nez* dans la tirade de Parise (vv. 1447 sqq.) me suggèrent que *Parise* a passé par les mains d'une femme écrivain (qui a eu des enfants, qui a admiré les nez sans forme de ses nouveaux-nés), ce qui expliquerait aussi la cruauté sommaire, le développement mécanique des scènes de bataille.

ment de la Picardie méridionale, de la Champagne septentrionale ou centrale, de l'est et du Lyonnais: aucun auteur de l'ouest n'est représenté.

Une étude détaillée et soignée de la langue de la copie permet à M. P. de démontrer que le ms. a été copié selon toute vraisemblance dans un domaine d'expression francoprovençale, par un scribe originaire du midi qui copiait, au moins pour *Parise*, un scribe antérieur aux habitudes d'écrire propres au nord-est. Parmi les détails non-français (occitans ou francoprovençaux) mentionnons le mot *ont*, *hon* (< *unde*) 'où' et la disparition assez fréquente du -t final de la 3^e pl. (*on* < *habent*; *son* < *sunt*, etc.), tandis que le nord-est est représenté p. ex. par *chauchiez*, *campions*². – Nous regrettons certains lacunes dans la bibliographie de ce chapitre. Au sujet des scriptae, pourquoi pas avoir recours, à côté des études de Philipon et de Devaux, à une œuvre plus moderne, p. ex. à *Französische Skriptastudien* de Gossen qui aurait été utile au moins p. 54, à propos des résultats d'*aqua* (cf. Skriptast. p. 299); p. 56 à propos de -er/-ier < *ariu* (cf. Skriptast. p. 296); p. 64 à propos de *W* germanique (cf. Skriptast. p. 324); p. 70 à propos de *segre* (cf. Skriptast. p. 281); p. 77 à propos de l'article défini (cf. Skriptast. p. 322–323³). Les travaux de Lene Schøsler auraient pu être utilisés p. 74 au sujet de l's, morphème de déclinaison, etc. D'autre part, M. P. donne bon nombre d'observations personnelles: p. ex. p. 83 concernant les résultats de la palatalisation d'*a*; et p. 69s. concernant la provenance de la graphie *siegle*⁴.

Le texte de *Parise* est bon. V. 1124 je propose d'écrire *si dit fine raison* pour *fire r.*; v. 2120 écrire *isirent de la bone Fierté* pour ... *fierte*: il s'agit du nom du château (*Nueve Fierté*). La correction *vo* > *vos* n'est pas nécessaire dans 706 *A grant enor de vos vo<s> garison trover*. V. note 4.

Les notes du texte témoignent d'une maîtrise admirable du sujet. J'ajoute, l. 600 *Li dus a fait Milon* (le champion vaincu) *as forches traîner*: cette façon d'expédier un champion vaincu existait encore à l'époque de *Parise* dans les régions levantines appartenant aux croisés, v. Ass. Jér. (ed. Beugnot) 2, 208 *celuy qui sera vencu, la reson juge, ou mort ou vis, qu'il deit estre tantost pendu*.

1. 2650 non seulement *esguardé* mais aussi *cort de prodome* demande une explication.

Un chapitre particulier est consacré aux dictons et proverbes. Le glossaire que M. P. a « eu à cœur de faire ... aussi utile que possible » satisfait aussi bien les savants que les étudiants.

Loin de n'être qu'une édition de *Parise la Duchesse*, l'œuvre de May Plouzeau constitue une contribution importante à la philologie médiévale de la France⁵.

Leena Löfstedt



² P. 52: observons que le type *biens* pour *bers* 'baron' n'est pas nécessairement « typisch frprov. »; le même développement est attesté dans le nord-est (v. Pope 225).

³ où p. ex. « Das altfrankoprovenzalisches Paradigma des bestimmten Artikels: Sing. rectus ... fem. *li*; Sing. obliquus ... fem. *la, l'* ».

⁴ Je ne suis pas convaincue du bien-fondé de la décision de M. P. de corriger *ch'r* en *chevaliers* quand la situation syntaxique le demande.

⁵ Les erreurs sont rares. Cependant p. 47 l'occitan ou francoprovençal *guiardon* est censé de donner un *ar* provenant d'*er*, comme si cette forme remontait au francien *guerredon*. Aussi bien *guiardon* que *guerredon* remontent à **widarlôn*, cf. FEW XVII, p. 577 a.

GÜNTER HOLTUS (Hg.), *La versione franco-italiana della «Bataille d'Aliscans»: Codex Marcianus fr. VIII [= 252]*, Tübingen (Niemeyer) 1985. (Beih. ZRPh. 205).

Günter Holtus' *Lexikalische Untersuchungen zur Interferenz: die franco-italienische «Entrée d'Espagne»* (Tübingen [Niemeyer] 1979) hat die Erforschung des Franko-Italienischen einen gewaltigen Schritt vorangebracht: endlich verfügen wir über «Grundlagen für eine Gesamtschau des Fr.-It.» (Holtus, *op. cit.*, p. 9). Allerdings gilt trotzdem noch, was Jacques Monfrin im Jahre 1958 festgestellt hat (R 79, 242), nämlich daß «seuls les résultats d'un examen linguistique systématique de tous les textes français copiés en Italie, confrontés avec les données de l'histoire des textes et des manuscrits, permettront de préciser un jour ce qu'il faut entendre par franco-italien.» Zur Verwirklichung dieses vor beinahe dreissig Jahren vorgetragenen Postulats hat nun derselbe Günter Holtus mit der Veröffentlichung der franko-italienischen Version der *Bataille d'Aliscans* einen bedeutenden Beitrag geliefert.

Die Herausgabe des Textes eines einzigen Manuskripts dieser *Chanson de geste*, die in zwölf Handschriften vorliegt, ist in diesem Fall umso mehr berechtigt, als die Hs. Venezia Marciana fr. VIII (Mitte 14. Jh.) «est ..., malgré ses leçons incompréhensibles, malgré sa métrique désorganisée, un témoin extrêmement précieux» (Madeleine Tyssens, «*Aliscans* dans le manuscrit français VIII de la Marciana», *CN* 21, 1961, 154). Holtus führt nicht weniger als acht Gründe dafür an, daß er dieses Manuskript gesondert herausgegeben hat (p. XXI-II): 1) «Le relazioni fra i manoscritti conferiscono alla versione della Marciana un peso particolare»; 2) «Le edizioni pubblicate finora non consentono alcuna analisi dettagliata dell'influsso italiano su *M*»; 3) «Per una ricerca generale sulla lingua franco-italiana manca a proposito dell'*Aliscans* il necessario presupposto del possesso di un testo esatto»; 4) «Il Cod. Marc. fr. VIII [= 252] offre oltre 80 attestazioni rilevanti per il franco-italiano (prescindendo del tutto da questo il Tobler-Lommatzsch p. es. considera solo le edizioni di Guessard-Montaignon e Jonckbloet)»; 5) «A proposito di ulteriori particolarità di *M* dal punto di vista metrico e linguistico l'analisi condotta nelle pagine seguenti indica che oltre il 16% dei versi non rispetta la misura regolare e che quasi ogni cinque versi il curatore ha ritenuto necessario per il contesto o per il senso un intervento nella lezione del testo»; 6) «Il principio di pubblicare separatamente il manoscritto franco-italiano anche in presenza di numerosi manoscritti francesi è sostenuto già da A. Bartoli a proposito dell'*Ettore Trojano*: 'Noi abbiamo quindi un nuovo poema da aggiungere a quelle non poche composizioni franco-italiane, come *Macaire*, *La Prise de Pampelune* ed altre, le quali è probabile che nell'Italia settentrionale segnino il principio della nostra letteratura, e di cui abbiamo altrove, con qualche diffusione, parlato. Come tale, il poema di Ettore ci è parso meritevole di essere pubblicato per intero' (*Archivio Veneto* 3 [1872], 341). Si può far riferimento alle edizioni di Gasca-Queirazza [...], Foerster [...] così come alle edizioni parziali dei manoscritti berlinese, padovano e torinese dell'*Ugo d'Alvernia* di Stengel, Tobler, Meregazzi, Renier, Graf, Bartholomaeis e Ludovisi e alla pubblicazione (in una tesi di laurea inedita) della versione franco-italiana del *Gui de Nanteuil* da parte della Di Ninni ...»; 7) «Anche criteri letterari giustificano la pubblicazione del manoscritto *M* poiché si tratta di una versione relativamente vicina allo stato originale della *chanson de geste Aliscans*. Le aggiunte e le interpolazioni di epoca successiva, poco notevoli dal punto di vista estetico, che si mescolano al contenuto originario dell'*epos*, sono meno frequenti che negli altri manoscritti»; 8) «Rimane da segnalare infine la posizione particolare dell'*Aliscans* in generale nel ciclo complessivo del *Guillaume d'Orange* che è testimoniata con evidenza dal numero relativamente grande di manoscritti che si sono conservati fino a noi.» (p. xxii) Tatsächlich muß der Text der Marciana als eine selbständige Bearbeitung betrachtet werden, veranstaltet unter bestimmten Umständen sowie für ein bestimmtes Publikum (ausgeführt im Auftrag

eines bestimmten Gönners?) und zu einer bestimmten Zeit, wie dies mit den meisten Texten volkstümlicher Art (*chansons de geste* des 13. und 14. Jhs.; hagiographische Literatur; *fabliaux*) der Fall war: Jean Rychner hat dies schon vor mehr als fünfundsiebenzig Jahren eindrücklich dargelegt (*Contribution à l'étude des fabliaux*, Neuchâtel-Genève 1960).

Holtus' Ausgabe hatte das Glück, von bedeutenden Spezialisten auf dem Gebiete der franko-italienischen Textausgabe betreut zu werden, worunter Giuliano Gasca Queirazza und Gianfranco Folena besonders Erwähnung verdienen. Daher sind die 7720 Verse der V VIII Version von *Aliscans* denn auch mit größter Sorgfalt herausgegeben, was erleichtert wurde durch eine besonders schön geschriebene Handschrift (cf. das f^o 1^r auf p. lxxv), die wegen ihrer Randdekorationen auch einmal vom kunsthistorischen Standpunkt aus untersucht werden sollte. Die Ausgabe ist von einem vollständigen Index der Eigen- und Ortsnamen begleitet (p. 229-40), sowie einem «glossario selettivo» (p. 241-73).¹

Die ausführliche «Introduzione» (p. xv-lxxiii) umfaßt vom philologischen Standpunkt aus alles Erwähnenswerte; sie stützt sich dabei auf weite Strecken auf die oben erwähnten *Lexikologischen Untersuchungen*. Eines der interessantesten Kapitel ist – auch im Hinblick auf die frühere Arbeit – die «Analisi dei lemmi franco-italiani» (p. li-lxi), weil hier systematisch auf die entsprechende lexikalische Forschung, der die Studie von 1979 gewidmet ist, hingewiesen wird. Die folgenden Lemmata verdienen hier besonders erläutert zu werden:

angle s.m. 'angelo' (p. lii; *Untersuchungen*, p. 205): Der Verf. hat den noch von Carl Theodor Gossen redigierten Artikel *angelus* des *FEW* 24, 561a-64a nicht mehr einsehen können; aus diesem geht nämlich hervor, daß die Form *angle* nicht speziell dem Frankoitalienischen eignet, da sie sich bis ins Anglonormannische findet und zeitlich vom Oxforder *Roland* bis zum Jahr 1532 belegt ist, cf. *FEW* 24, 561a.

coifle s.f. 'corazza' (p. liv; *Untersuchungen*, p. 255): Der Verf. nennt «l'origine di -l- ... poco chiara». Jedoch ist ziemlich klar, daß es sich hier um eine Hyperkorrektur handelt: /kj/ in Oberitalien entspricht fr. /kl/, das dem Schreiber unter dem Einfluß von altit. *cuffia* in die Feder geflossen ist, wie auch in

esplé s.m. 'spiedo' (p. lv; *Untersuchungen*, p. 316): Der Verfasser selbst erwägt hier 'una formazione ipercorretta sull'it. *spiedo* < frk. **speot* *FEW* 17, 178a > afr. *espiet* (*Roland* – 14. Jhr.).

ventrayle s.f. 'budelle' (p. lxi; *Untersuchungen*, p. 489): Der Singular, auch auf Menschen bezogen, findet sich ebenfalls im Altprovenzalischen (*ventralha* in dem ca. 1470 in Briançon geschriebenen Traktat *Petri et Pauli*, cf. Levy, *Suppl. W.*, 8, 651b; noch Mistral kennt den sg. *ventraio*); aber da es in diesem Gebrauch und in dieser Bedeutung vor allem im Frankoitalienischen geläufig ist, wofür indirekt auch Dante's *ventraia* (*Battisti-Alessio*, p. 4014a) zeugt, kann die Annahme eines Frankoitalianismus wohl als gesichert gelten; dieser hat sich dann offenbar bis in die Provence ausgebreitet².

¹ p. 241: «Il glossario selettivo che segue raccoglie forme di diversa natura: 1) tutti i vocaboli con influsso italiano nella grafia, nella fonetica, nella morfologia, nella costruzione sintattica o infine nella semantica; 2) tutti i vocaboli che si differenziano più o meno dalle forme corrispondenti reperibili nel *FEW* o nei vocabolari del francese antico di Tobler-Lommatzsch e di Godefroy (o nel *DEAF* per la lettera G); questo criterio soggettivo è stato interpretato in maniera estensiva, cosicché sono state riportate anche forme particolari che possono essere importanti per altri testi franco-italiani o per altri documenti influenzati da una seconda lingua; 3) tutti i vocaboli con particolarità sintattiche o semantiche; 4) alcuni vocaboli che ricorrono raramente nei testi francesi-antichi la cui inserzione può agevolare la lettura del testo.»

² HOLTUS, *Aliscans*, p. lxi, verweist auf *FEW* 24, 249a, wobei er aber Band 14 (U-Z) meint.

Wenn diese Ausgabe etwas entbehrt, so ist es jegliche literarische Interpretation. Nachdem der Herausgeber die spezielle Stellung der Version des Codex Marcianus VIII herausgestellt hatte (cf. oben), wäre es erfreulich gewesen, auch auf die literarischen Eigenarten und Abweichungen wenigstens kurz hinzuweisen. Holtus stützt sich ausschließlich auf Madeleine Tyssens, *La geste de Guillaume d'Orange dans les manuscrits cycliques* (Paris [Les Belles Lettres] 1967) und den oben erwähnten Artikel «*Aliscans dans le manuscrit VIII de la Marciana*» (*Cultura Neolatina* 21 [1961], 148–54) statt vom Standpunkt des Herausgebers von V VIII literarische Schlüsse zu ziehen, zu denen Tyssens nicht in der Lage war. Mit anderen Worten, die hier besprochene Textausgabe verzichtet bewußt auf eine literarische Dimension: der Hg. hat weiteres Rohmaterial zusammengetragen, auf dem die Forschung über die Epik fortschreiten kann, was außerordentlich verdienstlich ist.

Hans-Erich Keller



La mort du roi Souvain. Le dix-neuvième conte du recueil intitulé Le Tombel de Chartrose.
Publié avec introduction, notes et glossaire par SVEN SANDQVIST, Stockholm (Almqvist + Wiksell International) 1985, 63 p. (*Filologiskt arkiv* 34)

Nachdem S. Sandqvist bereits 1982 drei Texte des zwischen 1337 und 1339 geschriebenen, 31 Erzählungen umfassenden *Tombel de Chartrose* ediert hat (*Trois contes français du XIV^e siècle tirés du recueil intitulé «Le Tombel de Chartrose»*, Stockholm 1982), legt er hier die Edition des 19. conte der Sammlung vor, der die Legende über den geheimnisvollen Tod König Svens von Dänemark (Februar 1014) wiedergibt. Basismanuskript der Textausgabe ist die 1423 von Nicolas de Launey, Prior zu Mont-Dol, angefertigte und heute in der Stadtbibliothek zu Avranches aufbewahrte Handschrift; die Varianten des zweiten, zeitlich späteren und weniger korrekten Manuskripts (BN Paris, nouv. acquis. fr. 6835) werden im kritischen Apparat angeführt. Die sehr knappe Einleitung (p. 5–23) informiert über den paläographischen Befund, die Quellen, die Sprache und das Metrum des Textes; die Anmerkungen (p. 41–49) geben einen Kommentar zu ausgewählten inhaltlichen und sprachlichen Problemen; das Glossar (p. 50–58) ist umfassend und korrekt. Insgesamt handelt es sich um eine treffliche Ausgabe, welche die vielfach fehlerhafte diplomatische Edition von G. Trébutien aus dem Jahre 1846 ersetzt, die im übrigen, da sie nur in 120 Exemplaren gedruckt wurde, heute nahezu unauffindbar ist. Folgende kritische Anmerkungen seien jedoch angeführt: 1) Es wäre begrüßenswert gewesen, wenn statt der vergleichsweise sehr langen und, da nur evidente Fakten enthaltend, letztlich überflüssigen Ausführungen zum Metrum (p. 14–22) die Quellenfrage (p. 6–11) eingehender untersucht worden wäre. Hier bietet sich noch ein weites Feld philologischer Arbeit. – 2) *donc* (v. 215, 238, 423, 432, 569) ist durch *dont* zu ersetzen (so auch im Manuskript der BN). – 3) Es wäre der Lesbarkeit der Edition dienlich gewesen, wenn die «notes» unter den Text und nicht an dessen Ende gestellt worden wären; aber vielleicht ist das eine Geschmacksfrage.

Arnold Arens



Le Dit du Prunier. Conte moral du Moyen Age. Edité par PIERRE-YVES BADEL, Genève (Droz) 1985, 127 p. (*Textes littéraires français* 334).

Der wohl in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstandene und wahrscheinlich von einem pikardischen Dichter aus der Gegend von Laon geschriebene *Dit du Prunier*, «l'un des meilleurs 'récits brefs' que nous a laissés le Moyen Age» (p. 7), ist in nur einem einzigen, oft fehlerhaften und dazu noch unvollständigen Manuskript überliefert (Paris, B. N., nouv. acq. fr. 6524, fols. 153-163 v^o). Das Werk besteht bzw. bestand – wie zahlreiche *Dits* von Watriquet de Couvin u. a. – aus einem heute nicht mehr erhaltenen einleitenden Récit (ca. 130-260 Verse), dessen Inhalt man aber aus dem Text rekonstruieren kann (cf. p. 11), und einer *moralité* (v. 1-80). Im Unterschied zu anderen *Dits* schließt sich dann ein zweiter, die *moralité* nochmals verdeutlichender Récit an (v. 81-1446), «qui, aujourd'hui, fait tout le charme de l'œuvre» (p. 17); in ihm wird dargestellt, wie eine verheiratete (*h*)*aulte fenme* (v. 85) dem heruntergekommenen Sohn Jehan ihres Verwalters zur Erlangung höchster Ritters Ehren verhilft, wie sie in ehelicher Treue dessen Liebeswerben aber ablehnt und wie sie schließlich erst nach dem Tod ihres Gatten den aus Liebeskummer gleich einem Tier im Wald lebenden Jehan heiratet und damit erlöst.

Die Literaturkritik hat dem *Dit du Prunier* bislang nur wenig Beachtung geschenkt. Die einzige (von Bossuat im übrigen nicht verzeichnete) Textedition stammt aus dem Jahre 1929; es handelt sich dabei um eine anhand der Arbeitsmaterialien Emile Roy's nach dessen Tod publizierte Ausgabe, die, da E. Roy sie nicht nochmals überarbeiten konnte, viele Fehler enthält. Die einzige kritische Untersuchung zu diesem *Dit* ist in der von E. Roy's Enkeltochter S. Duparc-Quioc verfaßten Arbeit «Cycle de la croisade», Paris 1955 enthalten. – Angesichts des besonderen Stellenwertes des *Dit du Prunier* innerhalb der Gattungsgeschichte ist es nur zu begrüßen, daß nunmehr eine neue textkritische Edition vorgelegt wird.

In einer auf die wesentlichsten Informationen konzentrierten Einleitung (p. 9-40) wird über das Manuskript und die Edition Roy's informiert (p. 9-11), eine kurze Textanalyse geboten (p. 11-15), der Versuch einer globalen Interpretation des *Dit* unternommen (p. 15-23), die Frage der Quellen (p. 23-27) und der Wirkungsgeschichte des Werkes (p. 27-30) behandelt sowie das Problem der Sprache und Metrik des *Dit* angeschnitten (p. 30-40). Die Textedition (p. 41-89) ist mit einem kritischen Apparat versehen, in dem die jeweiligen Gegebenheiten des Manuskripts sowie die von E. Roy und vom Editor selbst vorgenommenen Korrekturen der Handschrift verzeichnet werden. Ergänzt wird der kritische Apparat durch «Notes critiques» (p. 91-112), in denen von Badel vorgenommene Korrekturen sowie schwer verständliche Textpassagen erläutert werden. Ein kurzer Auszug aus dem *Roman de Jean Avesnes* (p. 113-115), dessen Autor den *Dit du Prunier* als Quelle benutzte, und ein erfreulicherweise angefügtes Glossar (p. 117-124) beschließen den Band.

Badel hat mit dieser Edition eine sehr solide Arbeit vorgelegt, für die ihm die Mediävisten dankbar sein müssen. Sein Verdienst besteht darin, einem bedeutenden und bislang kaum beachteten Text der Gattung der *Dits* seine (annähernd) ursprüngliche Form wiedergegeben zu haben; die noch in der Ausgabe E. Roy's vorhandenen Mängel hat er in überzeugender Weise korrigieren können. – Kritisch anzumerken sind folgende Punkte, die Badels Leistung nicht schmälern können: Eine Bibliographie der benutzten Literatur wäre wünschenswert gewesen. – Die in den Fußnoten der Einleitung und in den «Notes critiques» gemachten bibliographischen Angaben sind oft sehr unsystematisch und unvollständig; ein und dasselbe Werk wird in unterschiedlicher Weise zitiert (cf. p. 10 N3, 11 N5, 23 N17), man vermißt mehrfach die Anführung von Erscheinungsort und -jahr der zitierten Werke bzw. Editionen. – Eine wenn auch noch so kurze Strukturanalyse des *Dit* in der

Einleitung hätte den Wert der Arbeit gehoben. Zur Struktur des Werkes ('Dreiteilung' im Verhalten der Dame sowie auch im Handeln Jehans, Parallelen und Oppositionen usw.) ließe sich sehr viel sagen. Man möge diese Bemerkung als Einladung zu einer weiteren Beschäftigung mit dem *Dit* verstehen. - v. 119 *en son riant* ist wohl ein Fehler des Kopisten und durch *en souriant* zu ersetzen.

Arnold Arens



JEAN FROISSART, *Le Paradis d'Amour. L'Orloge amoureux*. Edition avec notes, introduction et glossaire par PETER F. DEMBOWSKI, Genève (Droz) 1986. 149 p. (*Textes littéraires français* 339).

L'édition de ces deux *dittiés* complète les travaux d'Anthime Fourrier qui, entre 1963 et 1979, s'est employé à remettre en lumière la série des poésies narratives et lyriques de Froissart. Désormais l'ensemble de ce *corpus*, indispensable à une approche équilibrée de l'auteur des *Chroniques*, bénéficie d'une présentation moderne qui rend inutile le recours aux trois volumes d'Auguste Scheler (*Œuvres de Froissart, Poésies*, Bruxelles, 1870-73), dont une partie avait été réalisée dans des conditions difficiles.

La présente édition se fonde sur deux manuscrits indépendants, remontant probablement l'un et l'autre à un manuscrit-source picard: A (Paris, B. N., f. fr. 831), exemplaire d'apparat offert peut-être par l'auteur au roi Richard II lors de son dernier séjour en Angleterre (1395), sert de texte de base pour l'édition du *Paradis d'Amour*; B (Paris, B. N., f. fr. 830), dont les graphies ont été systématiquement francisées, est seul à contenir l'*Orloge amoureux*.

Dans son introduction, P. Dembowski examine en termes concis la datation de chacun de ces poèmes, leurs traits linguistiques les plus saillants et les particularités de leur versification. Sur ce dernier point, ses conclusions ne se révèlent pas toujours des plus probantes. Ainsi le v. 42 de l'*Orloge* (*Car sa semonse est courtoise et honeste*) ne présente nullement une césure épique, mais bien une césure élidée. Par ailleurs, la plupart des décasyllabes qualifiés par l'éditeur de «libres» ou «amorphes» pourraient échapper à une pareille désignation, pour peu que l'on fasse appel à la catégorie de la césure enjambante pour en expliquer la structure. (*Orloge*, v. 36, 417, 482 etc.).

Deux «analyses», qui ne sont en fait que des résumés, précèdent la reproduction des textes. Ceux-ci auraient pu bénéficier d'une annotation plus fournie, susceptible notamment de les replacer dans le contexte littéraire qui leur appartient. Sur ce plan, l'introduction d'ensemble se révèle également quelque peu lacunaire. Il va de soi qu'une édition critique ne saurait s'assimiler à une étude d'histoire littéraire. Il est vrai aussi que les travaux publiés dans la collection des *Textes Littéraires Français* s'adressent en général à un public de spécialistes. Reste à savoir cependant si cette spécialisation doit s'entendre au sens le plus strict. Fût-il assez familier du paysage littéraire français de la seconde partie du Moyen Age, le lecteur de ces *dittiés* n'en aurait sans doute pas moins apprécié une brève présentation. Ainsi la filiation du *Paradis d'Amour* à l'endroit du *Roman de la Rose* méritait-elle probablement mieux qu'une ou deux allusions éparses. De même, si l'*Orloge amoureux* décrit avec précision un mécanisme comparable à celui de l'Horloge du Palais que Froissart aurait pu visiter à Paris en 1368, il ne serait pas sans intérêt de s'interroger sur les interactions d'un exposé quasi technique et d'une démarche de type allégorique. Sans prétendre à une exégèse exhaustive, l'éditeur se doit, croyons-nous, d'exposer dans ses grandes lignes la problématique des textes qu'il présente.

En dépit de ces quelques réserves, on ne dénierait pas à cette publication les mérites d'une honnête facture. Relevons entre autres l'heureuse initiative de trois registres complémentaires: une table des noms propres, qui complète à bon escient l'annotation des textes; un index des expressions proverbiales qui enrichit encore le répertoire établi en 1935 par B. J. Whiting; enfin un glossaire des termes d'horlogerie, dont les lexicographes sauront sans doute faire leur profit.

Simone de Reyff



Les Evangiles des Quenouilles. Edition critique, introduction et notes par MADELEINE JEAY. Paris (Vrin) - Québec (Les presses de l'Univ. de Montréal). 1985 213 p.

Bien préparée par ses études préalables sur les *Evangiles des Quenouilles*¹ Madeleine Jeay nous donne une bonne édition de ce texte fort intéressant. Le contenu essentiel de l'œuvre est conservé dans deux mss. de la seconde moitié du XV^e s. qui pourtant donnent des rédactions bien différentes. C (Chantilly, musée Condé 654) a divisé les croyances, nommées *évangiles*, en quatre unités (soirées); et P (Paris, B. N. fr. 2151) a remanié les matériaux des trois premières soirées de C pour offrir un hexaméron rigoureusement articulé (p. 51: «la simple compilation est devenue littérature»): il y a donc six soirées d'*évangiles* dans P, mises en mémoire par un clerc qui ajoute, pour chaque soirée, la description de la fileuse présidente et les gloses (interventions) des assistantes, et, pour l'œuvre entière, un arrière-plan (préface et conclusion). La rédaction de P a été imprimée plusieurs fois au XV^e s. (à Bruges, par Colard Mansion, c. 1479-84 [= M]; et à Lyon, par Matthias Huss [et Johan Schabeler], plusieurs éd. à partir de 1482 [= H^{1, 2, 3, 4}]) et au XVI^e s. Les *Evangiles des Quenouilles* ont été traduits en anglais, en néerlandais et en allemand, et il en existe une adaptation versifiée en gascon. A l'époque moderne le texte mfr. a été édité sur la base des deux incunables, M et H, par P. Jannet, en 1855 (Paris).

Après une description soignée et un examen rigoureux des témoins mss. et incunables. M. J. nous donne (p. 77ss.) le texte du ms. P corrigé à l'aide des incunables M et H²; et (p. 117ss.) le texte de C¹.

Suivie d'un commentaire instructif et intéressant, l'édition est précédée d'une analyse littéraire très compétente. Le contenu essentiel des *évangiles* constitue une enquête systématique du folklore, mais les croyances, authentiques et soigneusement notées, ne sont pas présentées sans ironie. L'auteur, qui s'introduit comme le secrétaire âgé des fileuses et qui veut en fait éviter «le veillier qui les yeulx traveille»², décrit ce projet des fileuses en des termes d'école (*traictié; theme, glose*) et indique que les dames connaissent les usages académiques (elles ont choisi pour leur présidente un siège «un peu plus hault des autres»), mais, d'autre part, il constate le manque de discipline dans les réunions des fileuses et la stupidité de leurs répliques; et les titres accordés à ces fileuses (*doctoresses*, même *évangélistes*) font un vif contraste avec leurs noms (Maroie Ployarde; Perrette Longues Tettes, etc.). Il utilise d'autres procédés traditionnels de la littérature antiféministe: les présidentes son vieilles

¹ Le texte imprimé est facile à lire. J'écrirais pourtant *a venir* en deux mots quand le syntagme signifie 'à arriver', p. ex. p. 78, l. 45 et p. 89, l. 465 *rendoit raisons de plusieurs choses a venir*; et je mettrais un accent sur l'-e de *coste* dans p. 82, l. 201 *cinq maris avoit eu sans les acointes de costé*.

² Signe d'érudition n'est-ce pas? Non seulement Homère était aveugle: Molinet a vu mal, de même Luther ... V. J. CERQUIGLINI, *Actes du V^e Colloque du Moy. Fr.* (Milano 1985), I, p. 21ss.

et laides, d'une moralité qui laisse à désirer, etc. La structure formelle des histoires à journées continue la tradition de Boccace; j'ajoute que les renvois à la mythologie (p. ex. p. 94, l. 665 «lassé et desja semons du messagier du dieu dormant pour aler le berchier en son repos») rattachent, eux aussi, le texte de P à la culture de la Renaissance.

La prépondérance des thèmes érotiques s'explique d'après M.J. par le temps des réunions – il s'agit des veillées – et aussi par la saison «entre le Noël et la Chandeleur» qui précède le carnaval. Il ne faut pas, je pense, négliger le fait que la froide et sombre saison qui rassemble les vieilles bavardes autour d'un feu, précède aussi la saison des naissances, animales et humaines, la saison de la compétence féminine (plusieurs fileuses sont des sages-femmes), celle qui révèle la «réussite» des amours du mai.

L'introduction linguistique me semble trop succincte. Elle ne contient aucune étude graphématique des deux textes (P et C). La morphologie du nom donne des «vestiges du système des déclinaisons», mais on ne nous dit pas que l' -s final est instable, que p. ex. l' -s du pl. n'est pas régulièrement donné (p. 93, l. 628 *d'espungeaux a grosse testes*). La morphologie du possessif donne des formes picardes, *se, no*; le pron. personnel offre *le* comme régime fém. sg.; celle du verbe donne des part. passés fém. en -ie, pour -iee, mais on ne trouve aucune mention du consonantisme picard et de l'insécurité graphique qui en résulte. Pourtant cette mention aurait allégé le glossaire: *perchevoir* correspond à 'percevoir'³, *gartier* à 'jarretière', *dreschier* (rendu par 'établir') à 'dresser'. *quauquemare* à 'cauchemar', etc.⁴; et il n'aurait guère été nécessaire de mentionner certaines variantes de M dans l'apparat: p. ex. dans (l. 200) *la bouche / le bouce* nous n'avons affaire qu'aux graphies francienne et picarde du même mot.

Non seulement les graphies et le vocabulaire, mais tous les aspects de la langue de ce texte mfr. méritent une monographie⁵. On devrait surtout faire l'analyse de l'expression linguistique et stylistique des différentes couches du texte. La croyance peut s'exprimer en style populaire: observons p. ex. le pronom pléonastique dans p. 110, l. 1236 *quant a une femme lui escopist la gorge*⁶, tandis que l'on trouve le style du notaire dans les prologues, p. 81, l. 176 *qu'elles me feroient guerredonner ... duquel guerredon je les remercie et dont desja je me tiens pour content*, qui contiennent beaucoup de latinismes, p. ex.: l'usage du relatif, p. 80, l. 148 *nous feissons un petie traittié ... Lequel traittié ...*; constr. absolues à membres détachés,

³ M. J. traduit *perchevoir* par 'se révéler'; cela est inexact, étant donné le contexte, p. 137, l. 2155 (une personne qui salue la nouvelle lune) *si se perchevra moult tost de bon secours, donc se perchevra s'apercevra*.

⁴ Le glossaire rend *par tel si que* par 'à condition que', voici le contexte, p. 116, l. 1462 *La cygoigne lui rendy son anel par tel si qu'il deffenderoit*. Ici, *si* signifie 'condition', cf. MARG. NAV., *Miroir* (éd. SALMINEN, Helsinki 1979) 958 *amour ... pleine de mauvais si* 'amour conditionnel' comparé à l'amour divin. – Je traduirais p. 88, l. 451 *que envis que volentiers* par 'bon gré mal gré' plutôt que par 'de mauvaise grâce'.

⁵ V. p. 79, l. 101 la comparaison de *le bien venu: dist que ... je leur estoie le tres bien venus, et le mieulx que homme qu'elles sceussent en ce monde*; p. 79, l. 109 *tele ... que + adv.: me feroient tele remuneration que jusques a souffire* (cf. TRISTAN EN PROSE, dans *Chrest. d.A. HENRY* [5^e éd., 1953] p. 109, l. 18 *et faisoit si grant chault que trop*); l'entassement des déterminations p. 78, l. 44 *que la memoire ne puist estre fresche et recente entre celles du temps present et celui a venir* '... entre celles (= les femmes) du temps present et < les femmes > de celui (= du temps) à venir'.

⁶ M. J. parle, p. 65, de l'aspect plus archaïsant de C. Comparé à P dont les phrases peuvent être plus élaborées, ce ms. semble parfois donner le texte primitif, p. ex. p. 57 *Quant araigne se treuve sur quelque personne, c'est «signe de bon eur»* (C) et *Quant un homme treuve sur sa robe une yraigne, c'est «signe d'estre ce jour moult heureux»* (P. v. p. 57).

p. 82, l. 206 *Toutesfois licence, comme dit est, obtenue, elle commença son euvangile*; négations calquées sur *ne* (ou *ut non*) -*nec-nec*⁷, p. 78, l. 43 *affin aussi de les (= les parolles) non perdre ne telement esvanouyr*, p. 116, l. 1475 *pour me monstrier non parcial ne aussi vilipendeur ne despriseur de leurs volentez*.

Comme ethnologue, le linguiste s'intéressera, lui aussi, à l'étymologie populaire qui détermine le domaine particulier des saints plus ou moins officiels (*Sainte Avoie* ramène les maris égarés sur la bonne voie, etc.) et des constellations (p. 98, l. 790 *qui ... salueroit l'estoille pouchniere, il ne seroit possible de perdre aucun de ses pouchins*).

Ajoutons quelques remarques de détail pour le commentaire:

P. 163-4 les couteaux, les ciseaux ne sont toujours pas considérés comme de bons cadeaux. En Suède, pour éviter la rupture d'une relation (d'amour, ou simplement amicale), la personne qui les reçoit doit les «payer» avec une pièce d'argent de valeur minimale. – Au sujet des *épingles*, cf. *Vox* 43/1984, p. 201 (aussi l'expr. juridique *épingles madame*).

P. 175 M. J. constate, à propos de p. 111, l. 1269 «une femme qui veult avoir petis enfans, tandis qu'elle porte, se doit desjeuner au matin d'une tostee de pain blanc en vin, et sans aucune faulte, l'enfant qu'elle porte sera petit», que la petitesse corporelle est appréciée dans la société traditionnelle. – Ajoutons toutefois que même dans une société qui apprécie la grandeur de ses hommes adultes, les femmes enceintes ne souhaitent pas que leurs fils soient trop grands au moment de leur naissance. Ce souci face au travail (dérivé de **tripaliare* 'foltern', cf. *FEW* XIII: 2, p. 288a) d'enfant a été bien plus réel dans une société qui ignorait la pratique de l'anesthésie obstétricale ou celle des opérations césariennes.

Leena Löfstedt



JENNIFER BRITNELL, *Jean Bouchet*, Edinburgh (University Press) 1986, 360 p. (*University of Durham series 1*).

Le nom de J. Britnell n'était pas inconnu des spécialistes de la «Grande Rhétorique» du XVI^e s., car elle publia, entre 1975 et 85, plusieurs articles dans ce domaine de recherche. Avec son *Jean Bouchet*, elle nous livre, son «chef-d'œuvre» au sens médiéval du terme. Travail extrêmement sérieux, consciencieux, d'une érudition prudente et sure ... et d'un ton plutôt sec, ne laissant guère place à la rêverie! Après le livre, vieilli, d'A. Hamon paru en 1901, et une thèse de l'université de Londres en 1972, par J. J. Beard (à ma connaissance, restée inédite), cet ouvrage-ci peut être dorénavant considéré comme le seul consultable, et digne de confiance, sur l'ensemble de l'œuvre de Bouchet.

Ce dernier, on le sait, occupe parmi les «Grands rhétoriciens», une place bien à part: par sa longévité d'abord (il survécut trente ans et plus à tous les autres poètes désignés de ce nom); par sa position sociale aussi, de notable provincial heureux, sédentaire, père de famille nombreuse et bien assise, très enraciné dans son terroir poitevin: circonstances qui lui permirent à la fois d'entretenir des relations suivies avec la plupart des auteurs et grands personnages de son temps, et de traverser en tirant profit plusieurs phases de l'histoire poétique, morale, religieuse, politique des années 1490-1560. Né en 1476, mort entre 1557 et 1559, octogénaire, juriste de profession (et auteur d'un *Ordre de plaidoirie* attestant sa compétence), il anima un cercle d'amis et de correspondants qui compta Rabelais, Pierre de

⁷ Il s'agit d'une proposition finale dans les deux cas: *ne* serait correct.

Ronsard (père du poète), Clément Marot et bien d'autres: Britnell fournit en appendice une liste commentée d'environ cent soixante-dix nom! et y joint une chronologie, elle aussi commentée et annotée, des cent vingt-sept *Épîtres familières* que publia Bouchet entre 1512 et 1543.

L'œuvre de Bouchet est relativement considérable, dans les ordres poétique et historique. Britnell en dresse une excellente bibliographie critique: considérations sur la date de composition de chaque ouvrage; s'il y a lieu, les différentes versions; manuscrits et éditions. La plus grande partie de ces vingt titres (certains correspondant à des recueils volumineux) furent imprimés à Poitiers (quelques autres, à Paris) et parfois réédités à plusieurs reprises du vivant de l'auteur – ce qui atteste l'importance que lui donnaient ses contemporains. Il est d'autant plus remarquable que, à peu d'exceptions près, ces rééditions soient antérieures à 1550; un seul ouvrage, le *Panegyrique* du général Louis de la Trémoille, mort en 1525, qui eut du reste une seule édition au XVI^e s. (en 1527), fut repris aux XVII^e XVIII^e et encore au XIX^e s. dans diverses collections de documents historiques.

Sept chapitres, selon un plan très conventionnel, permettent à Britnell de faire le tour des problèmes posés par cette œuvre, et de camper une figure littéraire qui, pour n'être pas de première grandeur, est des plus représentatives d'une certaine France du XVI^e s. commençant: I. La vie et les œuvres; – II. la poétique de B.; – III. les écrits moraux; – IV. B. historien; – V. controverses religieuses, avant et après Luther, puis VI. œuvres religieuses de B. avant Luther, et VII. après Luther. Cent pages (sur 260 de texte) sont ainsi consacrées aux liens attachent la poésie de B. aux questions alors considérées comme essentielles pour le sort du royaume et de l'Église: proportion de toute manière significative.

Suivent l'appendice, et une liste, apparemment sélective, du matériel utilisé; index. – Livre important pour les seiziémistes.

Paul Zumthor



MARGUERITE DE NAVARRE, *Dialogue en forme de vision nocturne*, éd. crit. et commentaire par RENJA SALMINEN, Helsinki (Suomalainen Tiedekatemia) 1985, 150 p. (*Annales Acad. Scient. Fennicae, sér. B 227*).

On doit à Mme Salminen deux éditions de textes poétiques de Marguerite (*Miroir de l'âme pécheresse*, 1979 et *Oraison à N.S. Jésus-Christ*, 1981). On appréciera à nouveau la qualité de son travail éditorial et l'extrême minutie de ses remarques philologiques. Le poème en question a été composé fin 1525 ou début 1526 à la suite de la mort de la petite Charlotte de France, nièce de Marguerite; il constitue un jalon important dans la série des méditations poétiques de celle qui n'est encore que duchesse d'Alençon. Dans son introduction, Mme Salminen revient, à l'aide de nombreuses confrontations textuelles, sur la question des «sources»: Pétrarque, Briçonnet et Luther (*De libertate christiana*). Mais c'est aux remarques de langue et de versification qu'est consacrée la plus grande part de son commentaire. Quant à l'édition du texte, elle est établie avec le plus grand soin. Toutefois, les interventions éditoriales auraient pu aller jusqu'à accentuer «où» (77), à noter la cédille («ça», 191, 574, 1188; «sçavoir», *passim*; «façon», 921; «reçoipt», 1216) et à distinguer u de v dans «povés» («poués», 467, 751, 879). Corriger encore dans le texte: «garde» (et non «gardé», 213), «presque» (et non «pres que», 898).

La prosodie de Marguerite est souvent d'une extrême gaucherie (notamment à cause des hiatus à l'intérieur de l'hémistiche, ex. 239 «Noircist, seiche, eschaufe et enflambe» ou, plus

cahotant encore, 666: «Soit qu'il dorme, veille, ou soup(e), ou disne»); on est cependant tenté de retenir çà et là les leçons des variantes, ainsi:

651 Combien que en Dieu il ne croyt ne pense

où il faut sans doute rétablir la leçon: «ne ne pense» (cf. rem. p.133); ou encore:

84 Que heureuse eust esté vostre vie!

à quoi je préférerais «Que tresheureuse».

Il est parfois tentant de suspecter le manuscrit: un «mauvais» décasyllabe comme

202 Long temps après moy vous fault demeurer

ne devrait-il pas se lire, «tout simplement»:

Long temps vous fault après moy demeurer?

Restent encore quelques vers faux, que Mme Salminen ne signale pas:

583 Si vous estes tant enchantée (8 syll.)

1099 De laquelle luy plaise tous nous remplir

(où il me semble que «tous» n'est qu'un mot parasite). Mme Salminen dit qu'il faut lire ici «laquel», lecture inadmissible, grammaticalement et prosodiquement.

C'est ainsi qu'à l'occasion je ne suis guère convaincu par telle ou telle remarque de versification: ainsi, lorsque Mme Salminen affirme que la césure après la 4e syllabe est toujours possible (p. 47). Quitte à signaler 10 exemples de vers coupés 5+5 (p. 49); mais le v. 51 est régulier: «Où trop avés / mis vostre affection». Restent des vers comme ceux-ci, en plus des cas signalés (p. 49, note 97):

74 Je le scay. Mais n'y pouyés vous riens faire (3+4 ?)

241 Amour est ung cler soleil sans nul blame (6+4)

382 Sa grace est ung torrent qui court tant royde (6+4)

770 Par luy qui est voye, nous fault passer (6+4)

1024 Malades et prisonniers visités. (7+3 ?)

De même, certaines discussions sont loin d'emporter l'adhésion. C'est le cas des remarques de la page 8. Mme Salminen estime qu'une variante du Rondeau IV prouverait la «qualité supérieure» du ms. de Vienne:

Mais mon vieulx corps, lié si longuement

Au vostre, *sain* ne se peult nullement

Jusque à la mort de son dueil deporter.

La prosodie du second vers n'est guère admissible; le sens est parfaitement incohérent (la dame s'adresse à l'âme; que signifierait l'incise appositive?). Je retiendrais au contraire la leçon de quatre autres manuscrits: «lié si longuement / En vostre sang...», qui donne un décasyllabe régulier et un sens admissible, puisque Marguerite s'adresse à sa nièce.

Après avoir noté ces quelques points de désaccord, redisons que dans l'ensemble la publication de Mme Salminen se signale par de très solides mérites et que nous attendons avec grand intérêt le résultat de ses recherches en cours.

Yves Giraud



ESTIENNE TABOUROT, *Les Bigarrures du Seigneur des Accords (Premier livre). Facsimilé de l'édition de 1588*, vol. 1: *Notes et variantes*, iv + 238 p.; vol. 2: *Introduction et notes*, 269 p. par FRANCIS GOYET, Genève (Droz) 1986 (*Textes littéraires français* 340).

E. Tabourot (1549–1590), besser bekannt unter dem Namen Seigneur des Accords, Neffe von Jean le Fèvre (dessen *Dictionnaire des rimes* er edierte [1581, 1587]), Verehrer der Dichter der Pléiade (mit Remy Belleau und Pontus de Tyard stand er in freundschaftlicher Bezie-

hung), von Beruf Jurist, ist Autor eines heute nur noch Spezialisten bekannten umfangreichen literarischen «œuvre» (z. B. *Les Touches*, *Les Icones*, *Cagascanga*, *Les Escraignes*). Das Hauptwerk dieses als «auctor minor» qualifizierten Erzählers ist das 1582 geschriebene, 22 Kapitel zählende 1. Buch der *Bigarrures*, das beim zeitgenössischen Publikum eine sehr positive Aufnahme fand (zwischen 1583 und 1586 erschienen allein vier Editionen) und auch nach dem Tod Tabourots wiederholt aufgelegt wurde; 1585 erschien das vier Kapitel umfassende 2. Buch des Werkes, das der Autor absichtlich als *quatrieme livre* bezeichnete. Die *Bigarrures* bilden eine in amüsantem Stil abgefaßte rhetorische Enzyklopädie, in der alle möglichen Formen von Wortspielen katalogisiert werden¹.

Da die letzte Ausgabe der *Bigarrures* von 1866 datiert (Ed. bei A. Mertens et fils, Brüssel; Nachdruck bei Slatkine, Genf 1969), war eine kritische Neuedition schon seit langem ein Desiderat. So muß man es denn auch begrüßen, daß F. Goyet mit seiner Arbeit diese Forschungslücke geschlossen hat. Er legt in Band I einen Faksimile-Druck der letzten von Tabourot durchgesehenen Ausgabe (1588) des ersten Buches von *Les Bigarrures* vor; dem Faksimile-Druck vorangestellt ist eine Einleitung (p. vii-lxi), in der die Biographie Tabourots, das Verzeichnis seiner Werke und die Bibliographie der Editionen von *Les Bigarrures* zu finden sind; am Ende des Bandes (p. i-v) ist eine mit «Errata» überschriebene Liste angeführt, in der unleserliche oder fehlerhafte Graphien der Edition von 1588 erläutert bzw. korrigiert werden. In Band II verzeichnet Goyet alle Varianten der zeitlich vorangehenden Ausgaben (1583ss.); in den Anmerkungen gibt er Kommentare zur Bedeutung von heute nicht mehr gebräuchlichen Lexemen, zu den von Tabourot erwähnten Personen und Werken sowie zu den vom Dichter benutzten Quellen; Band II schließt ab mit einer Bibliographie (p. 217-225), einem «Vocabulaire des Bigarrures» (p. 227-241) und einem «Index nominum» (p. 243-266).

Insgesamt handelt es sich – wie die Ausführungen in Band II, in denen man das Hauptverdienst des Editors zu sehen hat, beweisen – um eine von stupendem Fleiß und weiter Sachinformiertheit zeugende Arbeit. Goyet hat durch den mit Akribie zusammengetragenen Aufweis der Varianten die Edition von 1588 in die textgeschichtliche Überlieferung eingeordnet und durch die umfassenden Kommentare den Text des Werkes jedermann zugänglich gemacht.

Kritisch anzumerken bzw. zu korrigieren sind jedoch folgende (formale und inhaltliche) Punkte: Die Untertitel der beiden Bände entsprechen absolut nicht deren Inhalt; Bd. II muß den Untertitel von Bd. I tragen und Bd. I den von Bd. II. – Goyet zitiert mehrfach (Bd. I p. vii, xxxiii, xxxiv) Texte, ohne dabei die Fundstelle anzugeben; hier mangelt es an der Exaktheit des wissenschaftlichen Arbeitens. – In der Einleitung (Bd. I, p. xxxvii ss.) ist das Gliederungssystem recht verwirrend, da die Großbuchstaben A, B, C zur Kennzeichnung sowohl von Haupt- als auch von Unterpunkten verwendet werden. – Der *Dictionnaire des rimes* ist, da er von Jean le Fèvre verfaßt und von Tabourot ediert wurde, nicht unter «les ouvrages de Tabourot» (Bd. I, p. xvi), sondern unter «Les ouvrages édités par Tabourot» (Bd. I, p. xxii) einzuordnen. – Der Leser hat nicht unerhebliche Mühe, die Erscheinungsdaten der einzelnen Editionen von *Les Bigarrures* und die Begründung dafür, daß die Ausgabe von 1588 als Faksimile-Druck dargeboten wird, aufzufinden. Er findet diese Informationen in verschiedenen Fußnoten (Bd. I, p. xl, N. 66 und p. lii, N. 86), in die sie schwerlich hineingehören. – Da Tabourot selbst von einer *impression de l'an 1582* (Ed. Goyet, Bd. I, p. 8) seines Werkes spricht und auch G. Choptrayanovitch, *Etienne T. des Accords, étude sur*

¹ Cf. dazu die interessante Untersuchung von T. TODOROV, «Les jeux de mots», *Recherches poétiques* 2 (1971), 83-99.

sa vie et son œuvre littéraire, Dijon 1935, p. 212 den genauen Titel einer Ausgabe des Jahres 1582 anführt, ist die Ed. princeps wohl mit Sicherheit 1582 und nicht, wie Goyet glaubt, 1583 zu datieren. Seine Argumente (Bd. I, p. xlvii-l) können, da sie rein spekulativ sind, nicht überzeugen. – Die Feststellung, zwischen 1591 und 1628 seien 19 weitere Editionen von *Les Bigarrures* erschienen (Bd. I, p. liii), erweckt den falschen Eindruck, daß es nach 1628 keine Neuauflagen des Werkes gegeben habe. Weitere Editionen liegen jedoch aus den Jahren 1640, 1648, 1662 und 1866 vor. – In dem Abschnitt «Errata» sind die Erklärungen zu p. 4, v. 2; 134 G; 209 A; 214 B überflüssig, da der Text der Edition absolut gut lesbar ist; statt 6 G-H muß es 6 F-H heißen. – Die Systematik des Bandes II ist sehr schwierig zu durchschauen. Es bedarf schon etlicher Mühen, um die für die einzelnen Editionen verwendeten Großbuchstaben von denselben (wenn auch eingeklammerten) Großbuchstaben zu unterscheiden, mit denen die Textpassagen des Faksimile-Drucks gekennzeichnet werden. Zu den insgesamt sehr informativen und überzeugenden Kommentaren (Bd. II) ist nur Folgendes anzumerken: In der Anmerkung zu p. 4 (Bd. II, p. 1-2) werden die Markierungszeichen (E), (F) und (G) verwendet, die jedoch im Faksimile-Druck fehlen; in der Anmerkung zu 194 (C) *Anadiplosis* muß natürlich auf Autoren der Antike und nicht auf Fabri und Sebillot verwiesen werden, zumal im Text selbst von *Les anciens* die Rede ist; ein Kommentar wäre zu erwarten gewesen zu 34 (G) *Et endare*, 158 (F-G) *Heptaphonos* und *ville Cysique* sowie zu 158(H) *commere Retatinee*. – Es ist sehr bedauerlich, daß auf die Erstellung eines Glossars verzichtet wurde.

Die kritischen Anmerkungen, die sich zum größten Teil auf Formalia und auf die Arbeitssystematik des Editors beziehen, können dessen Verdienst nicht schmälern, eine insgesamt überzeugende Leistung erbracht zu haben. Deren Wert wäre natürlich noch höher anzusetzen, wenn man auf die kritischen Bemerkungen hätte verzichten können.

Arnold Arens



Trois Jeux des Rois (XVI^e-XVII^e siècles). Textes établis, présentés et annotés par YVES GIRAUD, NORBERT KING et SIMONE DE REYFF, Fribourg (Editions Universitaires) 1985, 244 p. (*SILLONS. Documents et études sur les lettres chrétiennes* 3).

Die Geschichte der hl. drei Könige hat nicht nur eine Vielzahl langlebiger volkstümlicher Traditionen¹, sondern auch in der Zeit vom Mittelalter bis hin zum 17. Jahrhundert ein ganzes Repertoire dramatischer Werke² entstehen lassen, die bekanntlich während der Weihnachtszeit aufgeführt wurden. Giraud, King und de Reyff legen hier die Editionen von drei im frankoprovenzalischen Sprachgebiet (Savoyen, romanische Schweiz) während des 16. und 17. Jahrhunderts entstandenen Epiphanie-Spielen vor: Jean d'Abondance, *Le*

¹ Cf. dazu die Untersuchung von K. MEISEN, *Die heiligen drei Könige und ihr Festtag im volkstümlichen Glauben und Brauch*, Köln 1949. Die Arbeit von K. HOFMANN, *Die Heiligen Drei Könige. Zur Heiligenverehrung im kirchlichen, gesellschaftlichen und politischen Leben des Mittelalters*, Bonn 1975 liefert zu diesem Aspekt nichts substantiell Neues.

² Cf. N. KING, *Mittelalterliche Dreikönigsspiele. Eine Grundlagenarbeit zu den lateinischen, deutschen und französischen Dreikönigsspielen und -spielszenen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts*, Freiburg (Schweiz) 1979. Cf. dazu auch die Rezension von L. SCHMIDT, *Österr. Zeitschrift für Volkskunde* 35 (1981), 272-273.

Joyeux Mystère des Trois Rois (ca. 1540) (ed. von Y. Giraud und S. de Reyff); *Offertorium Magorum* aus Neuchâtel (ca. 1500) (ed. von Y. Giraud und S. de Reyff); *Discour pour le Jour des Roys* aus Gruyères (ca. 1640) (ed. von N. King und S. de Reyff). Während die beiden erstgenannten Dramen bereits in – allerdings äußerst korrekturbedürftigen und daher unzureichenden – Ausgaben zugänglich waren, stand eine Edition des *Discour* bislang noch aus.

Der Band wird eingeleitet durch ein von N. King und S. de Reyff verfaßtes Kapitel mit dem Titel «Les jeux d'Épiphanie dans la tradition dramatique à la fin du Moyen Age et au XVI^e siècle» (p. 7–31). Den drei anschließend folgenden, mit einem kritischen Apparat ausgestatteten Texteditionen (p. 76–177, 143–160, 197–220) geht jeweils eine mit «Notice» überschriebene Einführung voran (p. 35–75, 129–142, 167–195), in der umfassend über Autor (falls bekannt), Textgeschichte, Sprache und Versmaß, Wert des Stückes usw. informiert wird; den Editionen folgen jeweils (p. 118–125, 161–163, 221–228) Erläuterungen zum Text und ein Glossar. Der Band wird abgeschlossen mit einem Appendix (p. 229–234), in dem Auszüge aus der von einem anonymen Übersetzer angefertigten französischen Übertragung der *Historia Trium Regum* des Johannes von Hildesheim abgedruckt werden, und einer Bibliographie (p. 235–240).

Die äußerst gut strukturierte und sehr informative Einleitung (p. 7–31) gibt einen Überblick über die Rolle der hl. drei Könige im religiösen Theater und liefert damit die notwendigen Hintergrundinformationen, um die drei hier edierten Texte in die Geschichte des Stoffes einordnen und dabei Traditionelles von Neuem trennen zu können (cf. p. 27–28). Es ist zwischen der in zwei unterschiedlichen Ausformungen faßbaren liturgischen Tradition der *Officia Stellae* (p. 10–11) und der «dramaturgie en langue vulgaire» (p. 9) zu unterscheiden (p. 11–27). Volkssprachliche Werke, die sich ausschließlich mit der Geschichte der drei Weisen aus dem Morgenland befassen, «ne sont pas légion» (p. 11); die meisten Epiphanie-Dramen sind im «Cycle de la Nativité» sowie auch (allerdings in geringerer Zahl) im «Cycle de la Passion» enthalten und dort mit anderen Episoden verbunden. Die Verfasser kommentieren hier 15 volkssprachliche Dramen.

Le Joyeux Mystère des Trois Rois, der erste in diesem Band edierte Text, wurde etwa 1540 wahrscheinlich im Auftrag einer «confrérie» oder einer Kirchengemeinde von dem in Savoyen geborenen Jean d'Abondance geschrieben, der ein «œuvre (...) diverse» (p. 36) hinterlassen hat, dessen Vita aber weitgehend unbekannt ist (p. 35–43). Es handelt sich um ein sehr kurzes, nur 664 Verse umfassendes *Mystère* (der Gedanke an eine para-liturgische Aufführung drängt sich deshalb auf), in dem 17 Personen auftreten. Das Drama, heute nur noch in zwei sehr fehlerhaften Handschriften (18./Anfang 19. Jahrhundert) erhalten, wurde 1909 auf der Basis nur eines Manuskripts von D. J. Carnahan «avec une maladresse désolante»³ ediert. Da diese «(é)dition sans valeur» (p. 67) auch nicht im geringsten einen Eindruck von dem literarischen Wert des Stückes vermitteln konnte, wurde dieses in der Literaturkritik als «mystère (...) insignifiant»,⁴ als «ouvrage banal»⁵ qualifiziert. – Giraud und de Reyff ist es gelungen, mit der hier vorgelegten Ausgabe «la reconstitution d'un texte aussi proche que possible de l'original» (p. 68) erreicht und damit auch die Grundlage zu der notwendigen literarischen Neubewertung des Werkes, das «est loin (...) d'être insignifiant» (p. 52), gelegt zu haben. Die zahlreichen – auf einer methodisch völlig überzeugenden Basis (cf. p. 68–70) – vorgenommenen Korrekturen der Handschriften und die Konjekturen

³ Y. LE HIR, *Les drames bibliques de 1541 à 1600*, Grenoble 1974, p. 13.

⁴ ib.

⁵ R. LEBEGUE, *La tragédie religieuse en France. Les débuts (1514–1573)*, Paris 1938, p. 41.

kann man nur als Meisterwerk philologischer Arbeit bezeichnen. – Zwei kritische Anmerkungen sind jedoch anzufügen: 1) Mir ist nicht einsichtig, warum in dem Band dieses auf ca. 1540 zu datierende Mysterium vor dem zeitlich vorangehenden *Offertorium Magorum* (ca. 1500) plaziert wird; warum ist man nicht chronologisch vorgegangen? 2) Die ohne Darlegung der Kriterien vorgenommene Einteilung des Dramas in 3 «Akte» und 22 «Szenen» ist anachronistisch (p. 45–50 sowie auch in der Textedition); hier werden unzeitgemäße (z. B. während der Epoche der Klassik gültige) Maßstäbe auf das Stück übertragen.⁶ Überzeugender wäre es gewesen, sich bei der Gliederung des Textes auf die in der Tabelle (p. 49–50) verzeichneten «stations» zu beschränken.

Der zweite in dem Band edierte Text, das von einem unbekanntem Autor um 1500 verfaßte *Offertorium Magorum*, das zur alljährlichen Aufführung am Epiphanie-Tag in der Stiftskirche von Neuchâtel bestimmt war, ist «un excellent spécimen du théâtre 'populaire'» (p. 135). Das 299 Verse umfassende Drama, in dem 11 Personen auftreten, schließt auch die Anbetung der Hirten, nicht jedoch den Hinweis auf die Verfolgung der unschuldigen Kinder mit ein. Das in nur einem einzigen, wohl zwischen 1500 und 1503 entstandenen Manuskript (cf. p. 129) überlieferte Stück wurde bislang dreimal ediert; die letzte von A. de Mandach besorgte und 1982 bei Droz (Genf) erschienene Ausgabe korrigiert zwar die gravierendsten Mängel der beiden vorangehenden Editionen, aber sie «ne représente guère de progrès par rapport à celles-ci» (p. 131), da sie immerhin noch über 40 Fehler enthält. – In der hier vorgelegten Edition, die der Handschrift, da diese nur kurze Zeit nach der Abfassung des Dramas angefertigt wurde, sehr eng folgen kann, werden die Unzulänglichkeiten der Ausgabe von 1982 überzeugend korrigiert; der kritische Apparat beschränkt sich darauf, «toutes les interventions du scribe» (p. 137) anzuführen. – Auch zu diesem Teil des Bandes zwei kritische Bemerkungen: 1) Auf Werturteile wie «L'auteur (...) possède un certain sens du dialogue» (p. 135), die absolut nichts beweisen, sollte man besser verzichten. 2) Zu der auch hier vorgenommenen Einteilung des Dramas in Szenen (p. 133–136) gilt die zum ersten Text oben angeführte Kritik in analoger Weise.

Das dritte, hier erstmalig edierte Dreikönigsspiel, der *Discour pour le Jour des Roys*, in nur einem einzigen, zufällig entdeckten, sehr fehlerhaften Manuskript (Ende 18. Jahrhundert) erhalten, ist, wie King und de Reyff nachweisen (p. 180–187), mit Sicherheit in Gruyères, wahrscheinlich im Jahre 1643 und möglicherweise von dem dortigen Pfarrer Dom Jean de Castella geschrieben worden. Das 376 Verse zählende Drama, das einen Beweis für das ungebrochene Fortleben der Tradition der Epiphanie-Spiele insbesondere im Kanton Freiburg bildet,⁷ «correspond bien au schéma structurel général des jeux des rois» (p. 170), zeichnet sich andererseits aber durch zwei Besonderheiten aus: das Fehlen der Anbetung des Christuskindes durch die drei Weisen (so aber auch in den deutschen Mysterienspielen J. Wagners und B. Krügers); die wohl mit Rücksicht auf den Publikumsgeschmack vorgenommene übermäßige, ein Drittel des Textvolumens einnehmende Ausweitung der Rolle der Soldaten und Offiziere. – Die Herausgeber haben die angesichts des «état fort défectueux» (p. 179) der Handschrift sehr schwierige Aufgabe der Textedition in hervorragender Weise gelöst und einen fehlerfreien Text vorgelegt. Alle Korrekturen des Manuskripts (an deren Vielzahl kann man die mühselige Arbeit der Editoren erkennen) sind im Text durch

⁶ Cf. das Urteil von A. HENRY (Ed.), *Le «Jeu de Saint Nicolas» de Jehan Bodel*, Paris/Brüssel 1962¹, p. 41 zu der von mehreren Kritikern vorgenommenen Szeneneinteilung des Bodelschen Mirakels.

⁷ Cf. ausführlich dazu Y. SCHÄRMELI, *Königsbrauch und Dreikönigsspiel im welschen Teil des Kantons Freiburg*, Freiburg (Schweiz) 1980 (maschinenschriftl. Licence-Arbeit).

Klammern angezeigt, die entsprechenden (fehlerhaften) Versionen der Handschrift im kritischen Apparat abgedruckt. – Erfreulicherweise wird hier auf die Szeneneinteilung des Stückes verzichtet.

Als abschließendes Gesamturteil ist festzuhalten: Giraud, King und de Reyff haben eine ausgezeichnete wissenschaftliche Leistung erbracht. Meine wenigen, im übrigen nur Details betreffenden kritischen Bemerkungen sollen und wollen den hohen Wert dieser Publikation nicht schmälern.

Arnold Arens



Los Canones de Albateni, herausgegeben sowie mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar versehen von GEORG BOSSONG, Tübingen (Niemeyer) 1978, VIII + 359 p. (*Beih. ZRPh.* 165).

GEORG BOSSONG, *Probleme der Übersetzung wissenschaftlicher Werke aus dem Arabischen in das Altspanische zur Zeit Alfons des Weisen*, Tübingen (Niemeyer) 1979, X + 208 p. (*Beih. ZRPh.* 169).

Die beiden Bücher von Georg Bossong bilden unter verschiedenen Gesichtswinkeln eine Einheit und werden daher hier als Einheit besprochen¹.

Die Bedeutung von Bossongs Studien liegt vor allem auf drei Gebieten: dem Gebiet der allgemeinen Linguistik, im besonderen der Sprach- und Übersetzungstheorie, dem Gebiet der Textphilologie, insbesondere der Kenntnis der wissenschaftlichen Werke aus dem Umkreis von Alfons dem Weisen, und schließlich dem Gebiet der Sprachgeschichte, vor allem der Lexikologie und Syntax des Altspanischen im Rahmen der Herausbildung einer wissenschaftlichen Prosa in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Zum ersten Bereich:

Bossongs Sprachmodell nimmt in kluger Weise Anregungen der Dependenzgrammatik Tesnières, der strukturalen Linguistik und Sprachphilosophie Šaumjans sowie der Generativen Semantik auf. Es basiert auf folgendem Grundprinzip: «Auf einer universalen (das heißt, außereinzelsprachlich zu definierenden) Ebene semantischer Tiefenstrukturen werden semantische Repräsentationen erzeugt, die durch eine Serie von Transformationen oder Derivationen in (einzelsprachliche) Oberflächenstrukturen überführt werden» (*Übersetzung*, p. 11). Zur Abgrenzung und Vermeidung von Mißverständnissen wird für Tiefenstruktur der Begriff *Genostruktur* eingeführt, für Oberflächenstruktur der Begriff *Phänostruktur*. Durch Differenzierung des Derivationsbereichs, welcher zwischen diesen beiden Strukturen liegt, wird das Modell verfeinert. Es werden drei Derivationsebenen angesetzt, wobei der ersten Derivationsebene die kategoriale Komponente, der zweiten die lexikalische und die syntaktische Komponente, der dritten die morphologische Komponente zugeordnet wird. Schließlich wird «der Bereich der außersprachlichen, aber durch Wahrnehmung und Bewußtsein erfäßbaren Wirklichkeit» mit einbezogen, einerseits durch die Berücksichtigung des Denotatums, andererseits durch diejenige der «konkreten sprachlichen Äußerung, sei sie nun akustisch-artikulatorisch als phonische oder optisch-motorisch als graphische Substanz gegeben» (*Übersetzung*, p. 12).

¹ Bei Verweisen auf das erste Buch bediene ich mich der Abkürzung *Canones*, bei Verweisen auf das zweite Buch der Abkürzung *Übersetzung*.

Das Übersetzen von einer Sprache in eine andere wird vor allem durch paradigmatische Kontraste auf der zweiten Derivationsebene (Lexikon und Syntax) erschwert. Die entsprechenden Probleme lassen sich um so leichter lösen, je besser ausgebildet in einer Sprache der Transpositionsmechanismus ist, wobei «Transposition» im Sinne von Ballys «transposition fonctionnelle» (und im Sinne von Tesnières «translation») aufgefaßt wird. «Transpositionen eröffnen die Möglichkeit, auf allen sprachlichen Rängen einen einmal sprachlich gefaßten Gedanken je nach Bedürfnis immer wieder umzuschmelzen und für stets wechselnde Kontexte verwendbar zu machen. Auf diese Weise trägt der Transpositionsmechanismus entscheidend dazu bei, die Sprache zu einem flexiblen Werkzeug zu machen, das dem Gang eines immer wieder neu ansetzenden Denkens sich immer neu anzupassen imstande ist» (*Übersetzung*, p. 41).

Die Transpositionsmechanismen spielen eine bedeutende Rolle bei dem Vorgang, den Bossong Akkulturation nennt. Darunter versteht er «den Prozeß der Universalisierung und/oder der Komplektisierung» einer Sprache «unter dem Einfluß und durch die Anregung» einer anderen Sprache, die Ausdrucksmittel eines höheren kulturellen Niveaus ist (*Übersetzung*, p. 6), wie zum Beispiel das Arabische als Sprache der Wissenschaft gegenüber dem Spanischen des 13. Jahrhunderts. Daß die Entwicklung von Transpositionsmechanismen die Komplexität einer Sprache erhöht, liegt auf der Hand. Aber auch «ein großer Teil der sogenannten Abstrakta, die den Begriffsschatz einer Kultursprache und den dadurch bedingten Grad an Universalität in so entscheidendem Maße prägen, kann auf diese Weise erklärt werden. Die hierdurch erreichte Universalität besteht mithin nicht so sehr in der Hinzugewinnung gänzlich neuer Bedeutungsbereiche, für deren Erfassung bis dahin gar keine Ausdrucksmittel zur Verfügung gestanden hätten; vielmehr liegt sie in der Ökonomisierung der Ausdrucksmittel, die eine leichtere Handhabbarkeit zur Folge hat», denn Universalisierung «bedeutet... nicht so sehr, daß Ausdrucksmittel für etwas vorher prinzipiell nicht Ausdrückbares geschaffen werden, als vielmehr, daß durch den Ausbau dieser Mittel mit Leichtigkeit und selbstverständlich über etwas gesprochen werden kann, das zuvor nur umständlich und mit Mühe formulierbar war. Insofern also die Erweiterung und Ausschöpfung der Transpositionsmechanismen in einer Sprache zur Bildung ökonomischerer Ausdrucksmittel führt, trägt sie in entscheidender Weise nicht nur zur Komplektisierung, sondern auch zur Universalisierung dieser Sprache bei» (*Übersetzung*, p. 42-43).

Zum zweiten Bereich:

Bossong gibt einen kompetenten Überblick über die textphilologischen Probleme der astronomischen Werke aus dem Umkreis von Alfons dem Weisen². Es ist beeindruckend, wieviele Handschriften (spanische, lateinische und vor allem auch arabische) der Autor selbst eingesehen hat und wie gut er über die alfonsinische Forschung orientiert ist³.

² Zur Beschränkung auf die astronomischen Werke sagt er: «Auf eine Einbeziehung der alfonsinischen Werke aus anderen Wissenschaftsbereichen, also vor allem der Astrologie, aber auch der Medizin, der Alchemie, der Theorie des Schachspiels usw., wurde im Rahmen der vorliegenden Arbeit bewußt verzichtet, um die Darstellung nicht zu überfrachten» (*Übersetzung*, p. 82). Seither hat G. Bossong erkannt, daß gerade auch das von mir herausgegebene *Libro conplido* (cf. *infra* N5) besonders günstige Voraussetzungen für die von ihm gewählte Fragestellung bietet; cf. dazu seine Studie «*El Libro conplido en los iudizios de las estrellas y su origen árabe. Cotejos lexicológicos*», in: *Homenaje a Alvaro Galmés de Fuentes*, III, Oviedo/Madrid 1987, p. 601-611.

³ Als kleine Lücke in seiner Dokumentation sei hier erwähnt: D. ROMANO, «Le opere scientifiche di Alfonso X e l'intervento degli ebrei», in: *Convegno internazionale 9-15 Aprile 1969* (Tema: Oriente e Occidente nel Medioevo: Filosofia e scienze), Accademia Nazionale dei Lincei, *Atti dei Convegni*

Durch die Edition des bisher unpublizierten Texts der *Canones de Albateni* erweitert Bossong die Grundlage für alfonsinische Studien. Die Pariser Handschrift, welche als einzige den Text enthält, wird präzise beschrieben, und ihre Geschichte wird, soweit dies möglich ist, nachgezeichnet. Insofern man dies ohne Vergleich mit der Vorlage beurteilen kann⁴, ist die Transkription sorgfältig hergestellt. Zu drei Transkriptionsgrundsätzen (*Canones*, p. 11-12) möchte ich mich allerdings äußern:

- Daß «die Inkonsequenz im Gebrauch der Groß- und Kleinschreibung» getreu abgebildet wird, halte ich nicht für gerechtfertigt, da die Unterscheidung höchstens bei r/R aussagewert besitzt.
- Ich halte es auch nicht für sinnvoll, in der Interpunktion «alle Einzelheiten des Originals» beizubehalten. Die Lesbarkeit würde bei der Anwendung moderner Interpunktionsregeln erhöht, und wo - in nicht absolut eindeutigen Konstruktionen - die Kenntnis der ursprünglichen Zeichensetzung von Nutzen sein könnte, wäre die entsprechende Information leicht durch eine Anmerkung zu geben.
- Die konsequente Auflösung des Zeichens ζ durch y halte ich für fragwürdig. In alfonsinischen Originalhandschriften ist das Auftreten der Form y die ganz große Ausnahme. Die normale Form ist e ⁵.

Genauer Zeitpunkt der Übersetzung und Person des Übersetzers sind nicht bekannt. Was die zeitliche Einordnung in die alfonsinische Produktion betrifft, wird man wohl mit Bossong annehmen, daß die Übersetzung der *Canones* nicht der Epoche der Kompilation und Überarbeitung der *Libros del saber de astronomia* (nach der Mitte der siebziger Jahre des 13. Jahrhunderts) angehört, sondern älter ist. Sie der ersten Schicht von Übersetzungen in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre zuzuweisen - wozu Bossong neigt (*Canones*, p. 4) - ist aber rein hypothetisch⁶.

Die Frage nach dem Datum der Übersetzung hängt zusammen mit der Frage nach der Person des Übersetzers. Bossong nimmt mit einer Reihe von anderen Forschern an, daß Rabiçag (Isaac b. Sid) der Übersetzer sei, auch wenn «seine Autorschaft nur als sehr wahrscheinlich, nicht jedoch als zweifelsfrei erwiesen gelten darf» (*Canones*, p. 6). David Romano hat sich entschieden gegen eine solche Zuweisung ausgesprochen⁷. Eines seiner Argumente kann allerdings nicht aufrechterhalten werden, nämlich die Behauptung, Rabiçag habe nicht sicher genügende Arabischkenntnisse besessen, um den Text zu übersetzen. Durch einen glücklichen Fund ist ein von Rabiçag selbst geschriebenes arabisches Manuskript bekannt geworden, das auch eine Bemerkung enthält, welche von Rabiçag in

13, Roma 1971, p. 677-711. - Etwas überrascht ist man, daß Bossong die *Bocados de oro* nach der alten Ausgabe von H. KNUST zitiert und nicht nach der neuen kritischen Ausgabe von MECHTHILD CROMBACH, obwohl er diese Ausgabe kennt (cf. *Canones*, p. 18 N 46, p. 341).

⁴ Die Reproduktion einer Beispielseite wäre willkommen gewesen.

⁵ Als Beispiel erwähne ich das von mir herausgegebene *Libro conplido* (ALY ABEN RAGEL, *El Libro conplido en los iudizios de las estrellas*. Traducción hecha en la corte de Alfonso el Sabio. Introducción y edición por G. HILTY, Madrid 1954). Wenn ich richtig gezählt habe, findet sich in dem Madrider Manuskript ohne Abkürzung 2733mal die Form e , zweimal die Form et (und zwar beide Male auf einer Rasur). Die Form y tritt kein einziges Mal auf. - Da wir schon von Transkriptionsproblemen sprechen, noch eine kleine Bemerkung: Die Form *alfaqui* (*Übersetzung*, p. 77) muß unbedingt «alfaquim» geschrieben werden, da im *Codex Complutensis* (fol. 106v^oa 30) auf dem i ein Abkürzungsstrichlein steht; cf. dazu *Al-Andalus* 20 (1955), 7 N 3.

⁶ Offenbar in Anlehnung an diese Meinung gibt B. MÜLLER im ersten Faszikel des *Diccionario del español medieval* (Heidelberg 1987) als Datum des Werks «c 1255-59» an (p. XIII).

⁷ *Op. cit.*, p. 690, 703.

hispanoarabischer Sprache, aber in hebräischer Schrift verfaßt wurde⁸. Die Handschrift ist datiert und lokalisiert: Sie wurde 1265/66 in Toledo geschrieben. Aufschlußreich ist auch der Inhalt des von Rabiçag abgeschriebenen Traktats. Es beschreibt die Herstellung von Automaten (zum Beispiel für Uhren). Dadurch scheint allerdings ein von D. Romano geäußertes Gedanken bestätigt zu werden: Rabiçag ist nicht Linguist, Übersetzer, sondern Techniker, Astronom. Er liest arabische Texte nicht, um sie durch die Übersetzung den spanischen Christen zugänglich zu machen, sondern als Grundlage für seine astronomischen Forschungen und für Kenntnis und Weiterentwicklung von Instrumenten. Daß er Herstellung und Anwendung dieser Instrumente auf Wunsch von Alfons dem Weisen in einer Anzahl von Traktaten des *Codex Complutensis* und des *Codex Arsenalis* auch auf spanisch beschreibt, ist sekundär. Von Rabiçag wird auch berichtet, er habe in den Jahren 1263, 1265 und 1266 eine Sonnenfinsternis und zwei Mondfinsternisse beobachtet⁹. Ferner hat er, mit Yhuda fi de Mosse (Yēhudá b. Mošé) zusammen, zwischen 1263 und 1272 die berühmten alfonsinischen Tafeln erarbeitet¹⁰. Man kann mit D. Romano die Auffassung vertreten, daß in dieser Zusammenarbeit Rabiçag in erster Linie den astronomischen Inhalt bearbeitete und Yhuda mehr für die Erschließung der vorhandenen Quellen und die sprachliche Formulierung der gewonnenen Erkenntnisse sorgte (*op. cit.*, p. 703), und in Fortführung dieses Gedankenganges könnte man sich fragen, ob die *Canones de Albateni* nicht auch im Rahmen der Zusammenarbeit von Rabiçag und Yhuda übersetzt worden sind. Das würde heißen, daß für die sprachliche Form vor allem Yhuda – allenfalls mit weiteren Mitarbeitern¹¹ – verantwortlich wäre, für den astronomischen Inhalt Rabiçag. In die von mir rekonstruierte Lebensgeschichte von Yhuda¹² würde eine solche Tätigkeit durchaus passen, da – nach intensiver Übersetzungstätigkeit in den fünfziger Jahren – zwischen 1260 und 1276 außer der Mitarbeit bei den *Tablas* keine Tätigkeit von Yhuda bekannt ist. Auch bei Rabiçag wäre eine entsprechende Annahme durchaus glaubhaft. Während wir von ihm aus den sechziger Jahren – wie dargelegt – verschiedene Zeugnisse haben, tritt er in den fünfziger Jahren noch nicht in Erscheinung¹³. Sofern er mit dem «D. Çag el Maestro» identisch ist, der noch 1294 im Dienste von Sancho IV. stand¹⁴, war er auch wesentlich jünger als Yhuda¹⁵. Alles in allem würde ich gerne annehmen, daß die

⁸ Cf. J. VERNET, «Un texto árabe de la corte de Alfonso X el Sabio», *Al-Andalus* 43 (1978), 405–421, vor allem 408–409.

⁹ Cf. G. HILTY, *Al-Andalus* 20 (1955), 43; D. ROMANO, *op. cit.*, p. 691, 701–703.

¹⁰ Cf. G. HILTY, *Al-Andalus* 20 (1955), 41–43.

¹¹ Zu diesem Problem cf. G. HILTY, *Al-Andalus* 20 (1955), 50–60.

¹² Cf. *Al-Andalus* 20 (1955), 46–50.

¹³ Es sei denn, man identifiziere ihn mit «Çag el maestro», der 1253 von Alfons X. in Sevilla «veinte arañadas» erhält, cf. F. BAER, *Die Juden im christlichen Spanien*, I/2, Berlin 1936, p. 50. Angesichts der von BAER geschilderten Quellenlage (cf. p. 50–53) halte ich dies jedoch für wenig wahrscheinlich.

¹⁴ Cf. MERCEDES GAIBROIS DE BALLESTEROS, *Sancho IV de Castilla*, I, Madrid 1922, p. 27, 51, LI, LIX, LXXII, LXXIII, LXXIX, LXXX.

¹⁵ Die Identifikation von Rabiçag mit Isaac b. Zadok, welche von B. CHAPIRA (*Revue d'Etudes Juives* 106 [1945], 9–16) und PILAR LEÓN TELLO (*Judíos de Toledo*, Madrid 1979, I, p. 68–70) vertreten wird, ist kaum haltbar. Daß «Sid» aus «Zadok» entstellt sei, ist ausgeschlossen angesichts der Tatsache, daß in dem oben erwähnten Toledaner Manuskript der Autor selbst seinen Namen in hebräischer Schrift als «Isaac b. al-Sid» schreibt; cf. J. VERNET, *Al-Andalus* 43 (1978), 408, sowie «Alfonso X el Sabio: Mecánica y astronomía», en: *Commemoración del centenario de Alfonso X el Sabio*, Madrid (Real Academia de Ciencias exactas, físicas y naturales) 1984, p. 23–32, besonders p. 24. Zu Isaac b. Zadok, der 1280 auf Befehl Alfons des Weisen den Tod durch den Strang erlitt, cf. auch Y. BAER, *Historia de los judíos en la España cristiana*, Madrid 1981, I, p. 99–104.

Übersetzung der *Canones de Albateni* im siebten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts entstanden ist und – wie die *Tablas* – eine Frucht der Zusammenarbeit von Rabiçag und Yhuda fi de Mosse darstellt¹⁶.

Zum dritten Bereich:

Vor 35 Jahren habe ich in der Einleitung zu meiner Ausgabe des *Libro conplido* im Hinblick auf die Entstehung einer spanischen Schriftprosa in der Epoche Alfons des Weisen geschrieben: «El estado espiritual y cultural de la época alfonsí no es, naturalmente, una creación *ex nihilo*. Sus precedentes se revelan al examinar las fuentes de la inmensa obra del Rey Sabio. Un estudio muy sumario muestra ya la gran variedad lingüística de estas fuentes. Casi todas necesitaban ser traducidas, y esto equivale a decir que una de las ocupaciones primordiales de la corte literaria de Alfonso el Sabio fue la traducción» (p. XXXVI). «La traducción es un elemento de importancia primordial en el proceso de la creación de la prosa literaria. Al tener que expresar formas de pensar, valores, realidades y conceptos, en suma, mundos nuevos, nunca expresados en romance, el castellano extiende y amplía sus medios expresivos, particularmente los léxicos y sintácticos. Esta ampliación es uno de los elementos más importantes en el proceso de la creación de la prosa literaria» (p. XLIII). «Expresar el mundo del espíritu o una parte de él por primera vez en una lengua que nunca había servido para ello es un acontecimiento de enorme trascendencia... Durante la Edad Media existía en España un mundo espiritual, expresado por las dos lenguas literarias del área cultural hispánica de entonces: el latín y el árabe. Conquistar el mundo del espíritu en y para la expresión castellana significó, por tanto, traducirlo, trasladarlo, trasponerlo desde estas lenguas más elaboradas y ya literarias... Por este traslado – por la capacidad expresiva subsiguiente – adquirió la prosa castellana entidad literaria» (p. XLIV). «No podemos figurarnos a la lengua castellana recibiendo pasivamente los tesoros, las riquezas de otras lenguas ya literarias, ni podemos decir siquiera que la prosa castellana adquiriese tal carácter porque se tradujeran a ella obras literarias... La creación de una prosa literaria es algo más profundo y más sutil, que a lo sumo se podría llamar un 'hacerse traduciendo y a la vez traducir haciéndose'. Es una lucha por la expresión en la cual se movilizan y realizan todos los recursos inherentes ya a la lengua castellana. Es la formación de algo propio en la transformación de lo ajeno» (p. XLV).

In bezug auf den damit angedeuteten Prozeß mußte ich damals allerdings sagen, daß er im einzelnen noch nicht untersucht sei. Die Studien G. Bossongs bieten nun, auf einem zentralen Gebiet, gerade das, was ich damals in der Forschung noch vermißte, indem sie «el cómo de la creación de la prosa literaria castellana» (p. XXXVII) studieren. Dies geschieht schon in der Ausgabe der *Canones*, wo der ganze Wortschatz des altspanischen Textes (mit Ausnahme der grammatischen Elemente¹⁷) mit der arabischen Vorlage verglichen wird. Darüber hinaus wird versucht, «die Geschichte der in den *Canones* auftretenden astronomischen Fachausdrücke von den griechischen und indischen Quellen bis zu ihrer Weiterbildung in anderen romanischen Sprachen mittels konkreter Belege nachzuzeichnen» (*Canones*, p. 18). Im zweiten Buch wird die Basis noch erweitert: Aus den *Libros del saber de astronomia* werden das *Libro de la Açafeha* und das *Libro de la espera* ebenfalls mit ihren

¹⁶ Abgesehen von der gemeinsamen Erstellung der *Tablas* kann man vielleicht ein kleines Indiz für diese Zusammenarbeit in der Tatsache sehen, daß sowohl Yhuda als auch Rabiçag nicht nur in Toledo, sondern auch in Andalusien gearbeitet haben: Yhuda erhält 1266 ein Haus in Jerez «por mandado del rey» (cf. *Al-Andalus* 20, 23 N 1), Rabiçag macht am Ende des von ihm verfaßten Traktats über das *Astrolabio redondo* (*Codex Complutensis*, fol. 40r^o–65v^o) geographisch-astronomische Angaben zu Sevilla, welche Beobachtungen in dieser Stadt vermuten lassen.

¹⁷ Bossong nennt sie «Grammeme», cf. *Canones*, p. 15.

arabischen Vorlagen verglichen. Schließlich werden zur Ergänzung häufig drei Werke aus anderen Textgattungen herangezogen, bei denen ebenfalls arabische Grundlage und altkastilische Übersetzung erhalten sind: *Los Bocados de oro*, *El Libro de los buenos proverbios* und *El Libro de Calila e Digna*. Die Ergebnisse des sehr sorgfältig und klug unter dem oben angedeuteten Gesichtswinkel von Universalisierung und Komplektisierung durchgeführten Vergleichs sind äußerst interessant.

Bei der Betrachtung der Universalisierung ergibt sich, «dass der für die Schaffung neuer begrifflicher Instrumentarien zentrale Rang der lexematische ist» (*Übersetzung*, p. 165). Dabei tritt *direkte Übernahme* von Arabismen nur in 9 Fällen auf¹⁸. Häufiger ist die *direkte Nachbildung*, das heißt die semantische Nachbildung (Bedeutungserweiterung oder -veränderung eines spanischen Wortes unter Einfluß des arabischen Vorbilds) und die transpositionelle Nachbildung (meist in Form von suffixalen Ableitungen von bestehenden spanischen Wörtern, wobei die Bildung von Verbalabstrakta mit dem Suffix *-miento* eine Spitzenstellung einnimmt). Im Ganzen zählt Bossong 134 direkte Nachbildungen. Den zahlenmäßigen Gegensatz zwischen direkten Übernahmen und direkten Nachbildungen kommentiert er so: «Darin, daß die spanischen Übersetzer es ganz bewußt vermieden, für die Lösung ihrer terminologischen Probleme den leichteren und näherliegenden Weg der massenweisen direkten Übernahmen zu gehen, zeigt sich, daß sie den akkulturierenden Einfluß des Arabischen in einer wirklich tiefgreifenden Form erfahren haben: sie haben nicht Lautkomplexe übernommen, was oberflächlich gewesen wäre...; vielmehr haben sie, zumindest in einem bedeutenden Teilbereich, die Art und Weise übernommen, in der sich wissenschaftliches Denken in arabischer Sprache artikuliert. Es ist eine Einwirkung nicht auf der phänischen, sondern, im eigentlichen Sinne, auf der genischen Ebene, dort wo die Ursprünge der Entstehung von Begriffssystemen liegen. Gerade in diesem Fehlen jeder äußerlichen Anpassung an das akkulturierende Vorbild wird dessen profunde, auf das Wesentliche abzielende Wirkung deutlich» (*Übersetzung*, p. 141).

Im Gegensatz zur *direkten Übernahme* und zur *direkten Nachbildung* besteht die *indirekte Übernahme* darin, daß der Übersetzer, durch die Vorlage zum Ausdruck eines Inhalts genötigt, für welchen er in seiner Sprache kein Ausdrucksmittel findet, eine Anleihe bei einer anderen ihm bekannten Sprache macht, die aber von der Sprache der Vorlage verschieden ist. Aufgrund der sprachlichen Situation des 13. Jahrhunderts in Spanien kommt dafür fast nur das Lateinische in Frage. Bossong zählt in seinen astronomischen Texten 59 solche Fälle. Bei ihnen ist freilich im einzelnen nicht auszumachen, ob ein Latinismus von den Übersetzern Alfons des Weisen zum erstenmal in einem spanischen Text verwendet wurde oder ob er im mündlichen Wissenschaftsjargon schon früher existierte, jener nicht schriftlich fixierten spanischen Zwischenstufe, durch welche im 12. Jahrhundert viele lateinische Übersetzungen aus dem Arabischen hindurchgegangen sind¹⁹. Wie Bossong zu Recht hervorhebt, ist die europäische Wissenschaftsterminologie im weiteren Verlauf sehr weitgehend den Weg der Übernahme von lateinischen (und griechischen) Elementen gegangen. In diesem Zusammenhang stellt das Altspanische, welches einerseits ganz wesentlich durch direkte Nachbildung, andererseits aber auch bereits durch indirekte Übernahme «zu einer Sprache der Wissenschaft universalisiert worden ist, eine Brücke zwischen zwei Extremen dar; es markiert eine Zone des Übergangs, in der das eine noch und das andere schon präsent ist, in der sich Altes und Neues, nahe und ferne Einflüsse zu einem komplexen und vielschichtigen Ganzen verbinden» (*Übersetzung*, p. 164).

¹⁸ In 6 dieser Fälle handelt es sich überdies um konkrete Ausdrücke, nämlich um die Bezeichnungen für astronomische Instrumente oder Teile davon; cf. *Übersetzung*, p. 103.

¹⁹ Cf. *Libro conplido* (cit.), p. XXXVIII.

Betrifft die Universalisierung vor allem den Wortschatz, so bezieht sich die Komplektisierung vor allem auf die Satzkonstruktion. Die Komplexität der Satzstrukturen wird im Rahmen der Herausbildung einer Schriftprosa erhöht. Wie bei der Universalisierung zielt auch hier der wesentliche Impuls «auf die Schaffung oder die Produktivierung von eigenständigen Ausdrucksmitteln, wohingegen die direkte Übernahme des Fremden, in diesem Falle die wörtliche Übersetzung bestimmter syntaktischer Wendungen, insgesamt gesehen von marginaler Bedeutung ist» (*Übersetzung*, p. 166). Untersucht werden einerseits die Relativkonstruktionen, andererseits die Fähigkeit des Durchhaltens und Kombinierens von hypotaktischen Gefügen. Auch hier führt die Untersuchung zum Ergebnis, daß die direkte Übernahme aus dem Arabischen eine sehr geringe Bedeutung hat. «Eine 'Beeinflussung' der syntaktischen Struktur des Spanischen durch das Arabische ist nur dort möglich, wo bereits Eigenelemente vorhanden sind, die in die gleiche Richtung weisen wie die jeweiligen arabischen Vorbilder» (*Übersetzung*, p. 174). Der komplektisierende Einfluß des Arabischen liegt gerade nicht darin, «daß das Spanische bestimmte syntaktische Erscheinungen direkt nachbildet: die Art der Hypotaxe folgt den stilistischen Gewohnheiten des Spanischen, nicht denjenigen des Arabischen. Wohl aber wirkt das arabische Modell als Impuls, die stilistischen Gewohnheiten in bezug auf die Komplexität hypotaktischer Gefüge zu ändern. In dieser Perspektive allerdings erweist sich die Wirkung des Arabischen für die Ausbildung der altspanischen wissenschaftlichen Prosa als tiefgreifender und weitreichender als es eine bloße Betrachtung sogenannter syntaktischer Arabismen (die meist folgenlos geblieben sind) je vermuten ließe» (*Übersetzung*, p. 196).

Für die Erfassung der Entstehung der spanischen wissenschaftlichen Prosa im 13. Jahrhundert sind die Studien von G. Bossong grundlegend. Ich hätte mir keine bessere Illustration und Fortführung der Gedanken vorstellen können, die ich vor 35 Jahren skizziert habe.

G. H.



ERNST PELZING, *Das attributive Adjektiv des Spanischen. Stellenwert und Stellung*, Frankfurt-Bern (Lang) 1981.

El libro de Pelzing nos ofrece sin duda una perspectiva innovadora en el estudio de la posición del adjetivo atributivo en español. El trabajo constituye un pormenorizado análisis descriptivo que atiende aspectos en su mayor parte obviados o muy ligeramente considerados por la bibliografía acerca del tema. Dichos aspectos tienen que ver con cuestiones de uso o práctica lingüística, que inevitablemente se superponen a las consideraciones puramente teóricas. Se refiere el autor en concreto a criterios que subyacen a la construcción de expresiones en niveles de lengua especializados y a la traducción de sintagmas nominales con adjetivos atributivos particularmente a lenguas como el alemán, que ofrecen diferencias notables en este dominio.

Desde un punto de vista teórico, se estudia la posición y el valor posicional del adjetivo atributivo a partir del criterio de potencial combinatorio o valencia del adjetivo introducido por W. E. Bull («Spanish Adjective Position: The Theory of Valence Classes», *Hispania* 37 [1954], 32-38), que distingue entre adjetivos mono-, bi- y multivalentes. La propuesta de Bull es en sí misma poco innovadora si no tratamos de dar respuesta a cuestiones obvias que se dejan en ella pendientes. La que parece en este sentido fundamental es: ¿por qué razón una misma función partitiva es desempeñada por adjetivos monovalentes («los problemas geométricos») y bivalentes («los [áridos] campos áridos»)? Para dar una respuesta satisfactoria a esta y otras preguntas el autor considera imprescindible una ampliación del

marco en que se inscribe un estudio del potencial combinatorio del adjetivo en el seno de un sintagma nominal. Dicha ampliación se lleva a término haciendo intervenir, si se nos permite la expresión, un factor de control y un límite en la aplicación del anterior criterio. El límite estaría representado por giros lexicalizados y compuestos estables, muchos de los cuales presentan anteposición de adjetivo (por ej. «alto voltaje», «alta presión»). El factor de control es un tipo de variable continua que podemos designar con el nombre de grado de especialización de los términos implicados en el sintagma nominal, y del conjunto en sí mismo. Es evidente que el grado de coherencia del sintagma nominal aumenta en la medida en que lo hace el grado de especialización y que el factor de control es variable hasta que nos hallamos en el dominio del giro lexicalizado. Se observa que en general la operatividad del criterio que distingue categorialmente anteposición de posposición disminuye, o debe reinterpretarse, en la medida en que valores extremos de especialización (de uno u otro signo) se alcanzan. Se consigue así, de manera a nuestro entender acertada, establecer la función continua que aproxima, si se quiere infinitesimalmente, anteposición y posposición hasta el punto en el que la distinción de orden deja de ser operante o queda desfuncionalizada.

Resulta de enorme interés que el grado de especialización se refiera tanto al conjunto del sintagma nominal como a los términos que lo integran por separado. Ello nos permite descubrir por ejemplo la diferencia que existe entre giros lexicalizados con anteposición de adjetivo (desfuncionalizada) y giros con posposición (desfuncionalizada). En general es posible afirmar que en los giros lexicalizados con adjetivo antepuesto, que pueden ser altamente especializados, son posibles y aun frecuentes adjetivos poco específicos, mientras que, por el contrario, el giro lexicalizado con adjetivo especializado presenta preferentemente posposición.

El mismo criterio general resulta útil para el tratamiento de secuencias con más de un adjetivo atributivo en el seno de un único sintagma nominal y para el estudio de los llamados adjetivos bipostrales bisemánticos (multivalentes de Bull), aquellos en que las diferencias de posición respecto a determinados sustantivos van asociadas a claras diferencias semánticas.

Es evidente la necesidad de un estudio de la posición del adjetivo que no descuide un análisis del dominio referencial del sintagma nominal en que el adjetivo se inscribe, esta es la conclusión del trabajo que reseñamos. Las lenguas, como útiles comunicativos, han de reflejar de alguna manera las características del mundo objetivo y, entre otras cosas, la progresiva tecnologización de la cultura, que pide un constante incremento de expresiones nominales condensadas, viene a decir el autor. Este hecho general tiene en español el efecto de llevar a reinterpretaciones o desfuncionalizaciones del valor posicional del adjetivo, lo que ha sido exhaustivamente mostrado en este estudio y es intuitivamente aceptable por quienes conocemos la lengua como usuarios cotidianos de la misma.

Carlos Hernández Sacristán



GUSTAV SIEBENMANN – DONATELLA CASETTI, *Bibliographie der aus dem Spanischen, Portugiesischen und Katalanischen ins Deutsche übersetzten Literatur, 1945–1983*, Tübingen (Niemeyer) 1985, 190 p. (*Beihefte zur Iberoromania* 3)

Die von K. Reumann für den Bereich der Anglistik formulierte Klage, «daß die großen Bibliographien, textkritischen Ausgaben, Quellensammlungen und Dichterbiographien in

den letzten zwanzig Jahren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht in Deutschland erarbeitet worden sind»¹, kann man fast 'tale quale' auch auf die Romanistik übertragen. Obwohl die beiden besten laufenden Bibliographien zur romanischen Philologie bzw. zur französischen Literaturwissenschaft, nämlich die *Romanische Bibliographie* und 'der Klapp', in der Bundesrepublik Deutschland entstehen, genoß hier die bibliographische Arbeit lange Zeit nur geringes wissenschaftliches Prestige. Glücklicherweise hat sich jedoch inzwischen ein positiver Wandel in der Bewertung dieses Zweiges wissenschaftlicher Arbeit vollzogen, so daß die von den Verfassern vorgelegte Arbeit heute eine generell günstigere Rezeption als noch vor wenigen Jahren finden wird. Darüberhinaus wird sie speziell deshalb eine positive Aufnahme finden, weil sie ein wertvolles und sehr zuverlässiges Informationsmittel für den Romanisten, Komparatisten und nicht zuletzt für den Bibliothekar und Buchhändler ist.

Die auf Vollständigkeit abzielende Bibliographie verzeichnet die zwischen 1945–1983 erstellten Übersetzungen von Belletristik und Sachliteratur (naturwissenschaftliche und technische Werke werden ausgenommen, cf. p.VIII–IX) aus dem Spanischen (p.1–138), dem Portugiesischen (p.139–164), dem Katalanischen (p.165–167) und aus anderen Sprachen wie z. B. Ketschua, Nahuatl und Quiché (p.167–169). Es ist sehr zu begrüßen, daß die Bereiche der Philosophie, der Kulturgeschichte und insbesondere der Politik nicht ausgeklammert werden; sind doch gerade bei den vielen in Südamerika entstandenen Werken «die Grenzen zwischen fiktionaler und nichtfiktionaler Literatur sehr fließend geworden» (p.VIII).² – In der zu den drei Ursprungssprachen (und den sonstigen Sprachen) nach alphabetischer Reihenfolge der Autoren gegliederten Übersicht der Übersetzungen werden neben den vollständigen bibliographischen Angaben (Titel der Übersetzung, Name des Übersetzers, Originaltitel, Erscheinungsort und -jahr) auch das Ursprungsland des Autors, das Erscheinungsland der Übersetzung und die literarische Gattung angegeben. Anthologien erscheinen unter dem eingeklammerten Namen des ersten Herausgebers und werden jeweils nochmals unter dem Stichwort 'Anthologie' aufgeführt. – Am Ende des Werkes befinden sich ein Register der Übersetzer (p.171–187) und ein Register der Ursprungsländer der Werke (p.188–190). In letzterem wird durch die zahlenmäßige Auflistung, die einen Zusammenhang zwischen Politik und Kultur erkennen läßt, überaus deutlich, welches die bevorzugten und welches die bislang vernachlässigten Literaturzonen sind (cf. p.VIII): Mit 835 Übersetzungen nimmt Spanien den ersten Rang ein; vor Portugal (79 Übersetzungen) und Katalonien (23 Übersetzungen) stehen Brasilien (184 Übersetzungen), Argentinien (137 Übersetzungen) und Chile (123 Übersetzungen); die romanische Literatur des afrikanischen Kontinents (Angola, Moçambique) stellt sich mit insgesamt nur 14 Übersetzungen als wenig beachteter Raum dar.

Arnold Arens

¹ K. REUMANN, «Der versteckte Goliath, Wissenschaft und Öffentlichkeit am Beispiel der Anglistik», *FAZ*, 5.10.1986.

² Es sei hier auf die in dieser Bibliographie noch nicht verzeichneten Romane *La casa de los espíritus* (Übersetzt von A. BOTOND: *Das Geisterhaus*, Frankfurt [Suhrkamp] 1984) und *De amor y de sombra* (Übersetzt von D. POETZ: *Von Liebe und Schatten*, Frankfurt [Suhrkamp] 1986) von ISABEL ALLENDE, der Nichte des ermordeten chilenischen Staatspräsidenten Salvador Allende, verwiesen.